



Zitterer del.

J. Maillard sculp.

Cajus Fabricius Sagte lächlend zum Pyrrhus: Der Elephant rührt mich heüte So wenig, als gestern das Gold.

Biographien des Plutarchs

mit Anmerkungen

Von

Gottlob Benedict von Schirach

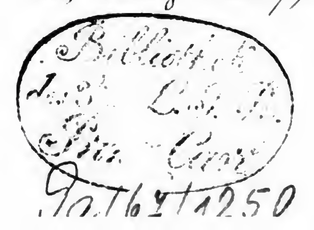
Vierter Theil





Pyrrhus.

Wien und Prag
bey Franz Haas 1796.



Bibliothec
Des II Fusilier Regiments

Dem

Königl. Dänischen

Herrn Conferenzrath

und

Kammerherrn

von Suhm

in Koppenhagen.

Mit der vollkommensten Zuversicht widme ich Ihnen diesen vierten Theil der von mir übersetzten Biographien des Plutarchs. Sie sind längst mit Ihrem alten griechischen Bruder zu bekannt, als daß Sie ungern in Gesellschaft mit ihm im Publicum erscheinen sollten. Ihre historischen Schriften sind so unsterblich als die seinigen. Er klärte wie Sie, die Geschichte der ältern Zeiten auf, er untersuchte, wie Sie, die Denkwürdigkeiten seiner und der römischen Nation, aber er würde von Ihnen genauere Kritik gelernt haben, wenn er Sie hätte lesen können.

Alsdenn würde er uns von den Cimbrern, deren Krieg und Besiegung er im Leben des Marius, in diesem Theile, erzehlt, zuverläßigere und genauere Nachricht ertheilt haben, als

er gethan hat, und die neuern Geschichtschreiber würden nicht über diese ältesten Bewohner Ihres Vaterlandes in solcher Ungewißheit sich befinden, und so viele verschiedene Nachforschungen vergeblich angestellt, und so manche unbefriedigende Meynungen vorgebracht haben.

Aus dem, was Plutarch im Leben des Marius anführt *), erhellt, daß die Römer selbst zu der Zeit, als sie mit den Cimbrern Krieg führten, nicht wußten, was es für Nationen waren, und nur aus der Größe ihrer Körper und ihren himmelblauen Augen muthmaßten, daß es germanische Völkerschaften wären. Daß es ihnen nicht schwer gewesen wäre, von diesen Völkerschaften nähere Erkundigung einzuziehn, als es uns jetzt möglich ist, sieht man leicht ein. Gleichwohl wissen wir mehr von den Cimbrern, als selbst die gleichzeitigen Römer von ihnen wußten. Die Griechen und Römer bekümmerten sich um die auswärtige Geographie und Geschichte nicht viel besser, als die wilden Esquimaux in Nordamerika. Sie theilten die Welt in Griechen oder Römer und Barbaren, wie diese in Immit und Kablunat ein. Wenn ihnen eine genauere Abtheilug nothwendig war, so mußten die allgemeinen Namen der Aethiopier gegen Süden, der Indier

*) S. 82. in diesem Theile d. Uebers.

gegen Morgen, der Scythen oder Hyperbo=
reer gegen Mitternacht, und der Celten gegen
Abend, aushelfen. Man nahm auch zu den
Namen der Celtoscythen seine Zuflucht, wenn
die andern Benennungen nicht zureichen woll=
ten. Diese Unwissenheit, die aus Verachtung
fremder uncultivirter Nationen entsprang, mach=
te es den Geschichtschreibern der Folgezeit un=
möglich, zu einer sichern Kenntniß zu gelan=
gen, und da sie selbst die ausländische Geschich=
te für keinen würdigen Gegenstand einer ge=
nauern Forschungsbegierde hielten, so konnten
ihre Nachrichten nicht anders als mangelhaft,
ungewiß, unzureichend seyn.

Ein gelehrter Mann hat vor einigen Jah=
ren alle Nachrichten, die man auf Denkmälern
und bey den alten griechischen und römischen
Geschichtschreibern von dem cimbrischen Kriege
findet, mit ungemeinem Fleiße, und kritischer
Ordnung gesammelt, und aus den Stellen der
Autoren selbst eine Geschichte dieses Krieges zu=
sammen gesetzt *). Und eben daraus ersieht
man die Widersprüche und Ungewißheit der
Geschichtschreiber so sehr, daß alle Bemühun=
gen, zu sichern richtigen Nachrichten zu gelan=
gen, vergeblich seyn würden. Nur einzelne
Beobachtungen lassen sich machen.

*) Bellum Cimbricum, descripsit Joannes Müller,
Græc. Litt. Scaphusii Professor. Turici 1772.

Tacitus, der zweyhundert Jahre nach dem cimbrischen Kriege lebte, wußte so wenig, als die Römer seiner Zeit überhaupt, etwas weder von der cimbrischen noch von dem westlichen und nördlichen Theile der scandinavischen Halbinsel, und Strabo, der hundert Jahre früher lebte, bekennt, daß man zu seiner Zeit schlechterdings nichts von den Ländern an der Nordseite der Elbe wußte, welches leztere auch von Tacitus Zeiten gilt *).

Die Züge der Cimbrer aus Jütland und Schleswig geschahen, wie auch Plutarch im Leben des Marius erzehlt, welcher die besten Nachrichten von ihnen überhaupt liefert, allmählig, und in einer langen Folgezeit, so, daß sie ungeheure Striche Länder durchwanderten, und auf diesen Zügen andre Nationen mit sich nahmen. Diese verbundenen mehreren Nationen führten die allgemeinen Namen der Cimbrer und Teutonen, so wie die Menge barbarischer Nationen, mit denen Marcus Aurelius Krieg führte, Marcomannen hießen, obgleich viele Völkerschaften beysammen waren; Nam omnis barbaria movit bellum, sagt Eutropius **), und nennt Quaden, Vandalen,

*) S. H. Schönings alte nordische Geographie nach dem Tacitus in H. Schlözers allgemeiner nordischer Geschichte S. 146.
**) Libr. VIII. cap. 6.

Sarmaten, und Sveven, als Mitgenossen des Kriegs. Außer den Teutonen und Ambronen waren auch Helvetier bey deu Cimbrern, die mit den Römern Krieg führten *). Da sie jährlich im Frühlinge neue Expeditionen unternahmen, und immer weiter fortrückten, ein Theil bis nach Asien hinstreifte, ein Theil bis nach Spanien drang, in diesen großen Zügen oft eine Menge zurückließen, wenn sie einen fernern neuen Zug antraten **), davon besondere Völkerschaften und Namen entstanden, und sie daher Celten oder Gallier ***), in der Vermischung mit den Griechen Gallogräci, und bey verschiedenen griechischen Schriftstellern Cimmerier hießen ****), so war es schon den spätern Geschichtschreibern der Griechen und Römer, und also auch dem Plutarch sehr schwer, zuverläßige sichere Geschichte von ihnen zu geben.

Da überhaupt bey den Wanderungen und Zügen der alten nordischen Völker niemals die ganze Nation auszog, sondern immer ein Theil zurückblieb, und die Cimbrer bemerktermassen

*) Mülleri Bell. Cimbr. pag. 14 & 23.

**) Von einer solchen Niederlassung am Rheine S. J. Caesar. Comment. de B. G. L. 2. c. 29.

***) Sallust. Jugurth. cap. 114.

****) Mülleri Bell. Cimbr. p. 8. Einige Schriftsteller nennen sie schlechthin Germanier. Mehr Widersprüche der Autoren S. eod. libr. laud. pag. 10.

jedes Frühjahr neue Züge unternahmen, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß auch von denen in verschiedenen Distrikten zurückgebliebenen Haufen von Cimbrern, welche von den Griechen und Römern Celten genannt wurden, und ihren Namen durch ihre Waffen verbreiteten, Anlaß gegeben worden, daß der Name der Celten und des Landes davon so sehr weitläuftig gebraucht, und ein so ungeheurer Strich Landes dadurch bezeichnet wurde; wodurch Pelloutier bewogen wurde, den Wahn, daß alle Europäer Celten wären, mit Verschwendung so vieler Gelehrsamkeit so weitläuftig zu behaupten. Meine Muthmaßung wird durch die bekannten weiten Züge der Cimbrer oder Celten, die auch Plutarch im Leben des Marius erwähnt, und durch verschiedene Stellen der alten Autoren bestätigt.

Julius Cäsar giebt drey verschiedene Völker in Gallien an: Belgen, Aquitanier, und Gallier *). Herr Schlözer zeigt, daß die Belgen des Cäsars die Kymren sind **), und hält sie für die Urbewohner des westlichen Ufers des Rheins; ob sie Geschlechtsverwandte der Cimbrer des Marius sind, will er nicht entscheiden. Ich gestehe, daß ich diese Kymren am Rhein für

*) de Bell. Gall. L. I. c. 1.
**) Allgem. Nordische Geschichte S. 343.

einen Theil derjenigen Cimbrischen Nation halte, die Marius schlug. Aus dem Tacitus *) ist klar, daß sie einen Zug über den Rhein nach Gallien vornahmen, und aus dem Julius Cäsar **), daß eine Völkerschaft daselbst von den Cimbrern und Teutonen abstammte, welche ihr Gepäcke an den Ufern des Rheins, ihren Troß, und 600 Mann zur Vertheidigung da ließen. Auf ähnliche Art haben sich muthmaßlich die Cimbrer oder Kymren an mehrern Orten niedergelassen. Wem kommt es besser zu, als Ihnen, über diese Muthmaßung zu entscheiden?

Indem die Wanderungsbegierde, die häufigen Ueberschwemmungen, die bessern Länder, die man antraf, und der kriegrische Geist der Eroberungssucht, immerfort die Einwohner der Cimbrischen Halbinsel aus ihrem Lande herauszogen, und dieses Land endlich seiner Bewohner gänzlich beraubt wurde, so ließen sich diese Kymren oder Cimbrer an andern Orten nieder. Denn wer will glauben, daß sie völlig vertilgt wurden, und nirgends eine Niederlassung behaupteten? Es zogen mehrere Schaaren den Ausgewanderten nach, und so zerstreute und vertheilte sich diese Nation, und bekam andre

*) de Morib. German. cap. 37.
**) Comment. de B. G. R. 2. cap. 29.

Besitzungen, von denen wir freylich, wegen der spätern, die andre Völkerschaften verschlingenden, großen Völkerwanderung, keine hinlängliche Nachricht haben.

Noch ist, der gemeinen Meynung nach, eine kleine Völkerschaft von den alten Cimbrern, und zwar von denjenigen, die unter dem Könige Bojorix nach Italien zogen, und gegen den Marius fochten, übrig. Dieß sind die 13 und 7 Commünen der Veronesischen und Vicentinischen Cimbrer, von welchen ein Veronesischer Geistlicher, Marco Pezzo, eine Abhandlung geschrieben, die Herr Büsching in einer teutschen Uebersetzung mitgetheilt hat *). Herr Büsching hält dieses Volk nicht für Cimbrer, sondern für Teutsche, weil ihre Sprache mit unserm jetzigen Teutsch viel übereinstimmender als mit der Sprache der alten Cimbrer sey. Herr Fulda hält diese sogenannte Cimbrer ebenfals für Teutsche **), und in des Herrn Büschings wöchentlichen Nachrichten ***) wird durch einige Stücke in ihrer Sprache diese Meynung bestärkt.

Indessen bleiben immer noch einige Zwei=

*) Im Magazin für die neue Historie und Geographie, VI. Th. S. 51. u. ff.
**) In H. Büschings Magaz. Th. VIII. S. 499.
***) v. J. 1777. St. 39. u. 41. S. 319. u. ff. 329. u. ff.

fel übrig. Es haben sich in die Sprache der Vicentinischen und Veronesischen Teutschen, wie auch Herr Fulda bemerkt, eine Menge fremde Wörter, und eine ebenfalls große Menge offenbar neuer hochteutscher Wörter eingeschlichen, und dazu kommt, daß diejenigen, die uns davon Nachricht gegeben, und Wörter und ein paar Aufsätze geliefert, diese Sprache durch ihre italienische Schreibart noch mehr von ihrer wesentlichen Natur zurückgebracht haben. Ich zweifle, daß man aus den paar Proben die man von dieser Sprache hat, einen sichern Schluß auf die Urbeschaffenheit dieser Sprache machen kann. Daß sie, so wie jetzt uns bekannt gemacht worden, nicht die alte cimbrische Sprache ist, siehet man wohl, wie viel aber davon die eigentliche Ursprache sey, aus der man genetische Erklärung der Völkerschaft folgern könnte, läßt sich, bey der augenscheinlichen Verderbung der Wörter durch die Schreibart, nicht genau bestimmen.

Unter den Beweisen die Pezzo anführt, daß diese italienischen Völkerschaften cimbrischen Ursprungs sind, finden sich freylich manche, die auf seichten Gründen beruhen. Aber alle zusammen sind nicht so leicht zu widerlegen. Die Tradition, die unter diesen Veronesern selbst allgemein herrscht, daß sie cimbrischen Ursprungs sind, und der Mangel an hinläng=

lichen Beweisen für die gegenseitige Meynung, machen es immer zweifelhaft, oder doch ungewiß, ob dieses Vicentinische und Veronesische Völkchen teutschen oder cimbrischen Ursprungs sey. Ich überlaße es andern, und besonders Ihrem Urtheile, welche Meynung die größte und beste Wahrscheinlichkeit habe.

Der eben angeführte Pezzo glaubt *), Plutarch habe im Leben des Marius den Ort, wo die Schlacht zwischen den Cimbrern und Römern vorgefallen sey, falsch angegeben **), oder es habe sich eine falsche Leseart in den Text geschlichen. Die Schlacht sey nicht bey Vercelli, sondern bey Verona vorgefallen. Die Gründe, die er vorbringt, verdienen Aufmerksamkeit. Er beruft sich auf die besten Veronesischen Geschichtschreiber, auf die Umstände, die nicht wohl zulassen, daß Marius nach Vercelli gezogen und da geschlagen habe, und auf das Zeugniß des Florus, welcher erzehle, der Sieg sey in patentissimo, quem vocant Raudium, campo erfochten worden, welches heutiges Tages Raldone heißt, und wegen alter Grabmäler berühmt ist, oder nach Panvinius Meyuung sey es Claudium; jezt Cavri, gewesen. Die andern vorgebrachten Gründe sind schwächer.

*) H. Büschings Mag. ang. Th. S. 57.
**) S. 105. dies. Th. d. Uebers.

Was die Stelle des Florus betrift, so ist die Leseart zweifelhaft, da anstatt Raudium auch Kaudium oder Caudium gelesen wird. Aber Vellejus, welchen Pezzo nicht anführt, macht die Leseart beym Florus, Raudium zuverläßiger. Er sagt von dieser Schlacht *): Quinto (consolatu) citra Alpes in campis, quibus nomen erat Raudiis ipse (Marius) Consul & Proconsul Q. Lutatius Catulus fortunatissimo decertavere prœlis. Livius nennt den Ort, wo die Schlacht vorgefallen, gar nicht; und die Ebene bey Vercelli wird, außer dem Plutarch von keinem einzigen andern Geschichtschreiber genannt; daher es wahrscheinlich wird, daß entweder Plutarch oder seine Abschreiber sich in Absicht des Namens Vercelli geirrt, oder auch Plutarch einem ältern Geschichtschreiber, der die falsche Nachricht hatte, gefolgt ist.

Daß nicht das ganze Volk der Teutonen und Cimbrer, nach den beyden Schlachten, die sie gegen den Marius verloren, vertilgt worden, sondern noch eine Anzahl davon geflüchtet sey, ist nicht allein an sich selbst schon wahrscheinlich, sondern erhellet auch aus den alten Geschichtschreibern. Der König Teutoboch wurde auf der Flucht gefangen. Marius kam mit seinem Flügel nicht zum Schlagen,

*) Hist. Rom. Libr. II. cap. 12.

weil er den Feind, bey dem entsetzlichen Staube, verfehlte. Er nahm an dem Siege Antheil, den Catullus erfochten, und trug die meiste Ehre davon. Die Zahl der gebliebenen Feinde wird von den Schriftstellern sehr verschiedentlich angegeben. Livius giebt 140,000 an, Vellejus 100,000, Florus 160,000, Plutarch 120,000.

Man muß an die Gewohnheit der Römer, die Vortheile ihrer Siege, und deren Folgen oft bis ins unglaubliche zu übertreiben, sich erinnern, wenn man liest, daß Marius die ganze Nation der Cimbrer vertilgt habe. Die Stellen des Valerius Maximus *) und des Seneca **) sind Witz und nicht Geschichtserzehlung. Sie beweisen nichts. Richtiger sagt Cicero, Marius habe die großen Heere der Cimbrer (die er Gallier nennt) zurückgeschlagen ***).

Unter den absichtlich übertriebenen Nach-

*) Diis immortalibus indignum ratis, ab uno ejus nationis interfici Marium, quam totam deleverat. Libr. II. c. 10.

**) Quid Cimbrorum Teutonorumque tot millia superfusa Alpibus ita fustulit, ut tantæ cladis notitiam ad suos non nuntius, sed fama pertulerit, nisi quod erat illis ira pro virtute. De Ira Libr. I. cap. 11.

***) De provinc. consul. c. 13. influentes in Italima Gallorum copias repressit.

richten der Römer von ihren Siegen ist gewiß eine der vorzüglichsten diejenige, die Plutarch im Leben des Sylla, in diesem Theile meiner Uebersetzung anführt. Er meldet, Sylla selbst erzehle in seinen Nachrichten, daß er in der großen Schlacht gegen die Feldherren des Mithridates bey Orchomen nicht mehr als zwölf Mann verloren habe. Die Feinde waren 120,000 Mann stark, und nur 10,000 von dieser Menge kamen nach der Schlacht in Chalcis an. Der Verlust der Feinde bestand also in 110,000 Mann, und der Verlust der Römer in 12 Mann. Man muß gestehen, daß diese Schlacht nie in der Welt ihres gleichen gehabt, und daß Sylla mit seinen Römern ein Wunder that, zumal da es in dieser Schlacht, wie Sylla selbst erzehlt, sehr hitzig zugieng.

Dergleichen unglaubliche Nachrichten waren auch bey andern Völkern nicht ungewöhnlich, ob gleich hierinnen die Römer alle andre übertrafen. Der Hang zum Außerordentlichen und Wunderbaren hat überhaupt so viele falsche Nachrichten in die alte Geschichte gebracht, daß nur Männer wie Sie, mit immer glücklichem Erfolge, die alten Sagen und Nachrichten sichten, und den Goldstaub im Sande finden können.

Ich habe in der alten Nordischen Geschichte zu viel von Ihnen gelernt, als daß ich mich über Ihren Ruhm und Ihr Verdienst in den Fächern der Geschichte ausbreiten dürfte. Der lehrende verlangt nicht das Lob desjenigen, den er belehrt hat. Aber die stärkste und lebhafteste Hochachtung, so wie man sie den größten Männern, die die Geschichte bearbeiteten, schuldig ist, sey Ihnen, Verehrungswürdiger, gewidmet.

Pirr=

Pyrrhus.

Der erste König der Thesproter und Molosser soll Phaeton gewesen, und nach der grossen Ueberschwemmung mit dem Pelasgus nach Epirus gekommen seyn. Einige hingegen erzehlen, daß Deukalion und Pyrrha den Tempel zu Dodona erbaut, und sich in Molossis niedergelassen haben. In der Folge der Zeit führte Neoptolemus, der Sohn des Achilles, eine Colonie dahin, behauptete das Land, und hinterließ es seinen Nachkommen, welche Pyrrhiden genannt wurden, weil er selbst als ein Kind war Pyrrhus genannt worden, und auch einem seiner rechtmäßigen Prinzen, den er mit der Lanasse, einer Tochter des Kleodes, Enkelin des Hyllus, gezeugt, diesen Namen gegeben hatte. Von dieser Zeit an wurde Achilles in Epirus göttlich verehrt, und hieß in der Sprache des Landes Aspetus.

Die nachfolgenden Könige arteten in eine Barbarey aus, und die Geschichte ihres Reichs und ihrer Thaten ist voller Dunkelheit bis auf den Tarrhytas, der zuerst seine Unterthanen durch Einführung der griechischen Sitten und Wissenschaften und guter Gesetze polizirt und dadurch einen grossen Ruhm sich erworben haben soll. Tharrhytas zeugte den Alketas, Alketas den Arybas, Arybas mit der Troas den Aeakides. Dieser vermählte sich mit Phthia, einer Tochter des Thessaliers Menon, der in dem lamiakischen Kriege sich berühmt machte, und unter den Bundesgenossen nächst dem Leosthenes das höchste Ansehen

hatte. Mit dieser Phthia erzeugte Aeakides zwey Töchter, Deidamia und Troas, und einen Sohn, Pyrrhus.

Die Molosser vertrieben in einer Empörung den Aeakides, setzten die Nachkommen des Neoptolemus wieder auf den Thron, und brachten die Freunde des Aeakides um. Den Pyrrhus, der noch ein Kind war, entrissen Androklides und Angelus den Nachstellungen der Feinde, und entflohen mit ihm. Sie nahmen einige Knechte und Weiber, die den kleinen Prinzen stillen mußten, mit. Dieses machte ihre Flucht beschwerlich und langsam, daher sie auch von den Feinden eingeholt wurden. Sie übergaben sogleich das Kind dem Androklion, Hippias und Neander, drey starken treuen Jünglingen, und befahlen ihnen, so schnell sie könnten, zu eilen, daß sie nach Megara in Macedonien kämen. Sie selbst aber hielten die nachkommenden Feinde theils mit Bitten, theils mit Gewalt bis an den Abend auf, und eilten, sobald sie sich mit genauer Noth der Feinde erwehrt hatten, denen nach, die den jungen Pyrrhus trugen. Schon waren sie nach Untergang der Sonne der Erfüllung ihrer Hoffnung ganz nahe, als sie plötzlich wieder verschwand. Sie kamen an einen Fluß bey der Stadt, der so schnell und reissend floß, daß sie es vergeblich versuchten, darüber zu kommen, er war von Regen angeschwollen und im heftigsten Ergusse, die Finsterniß machte alles noch schrecklicher. Sie verzweifelten nun, daß es möglich wäre, den jungen Prinzen mit seinen Ammen über den Fluß zu bringen. Indessen wurden sie gewahr, daß Leute jenseits des Flusses standen, sie schrien ihnen zu,

und fleheten sie an, ihnen herüber zu helfen, und zeigten den jungen Pyrrhus. Aber jene konnten wegen des heftigen Rauschen des Stroms nichts davon hören, so lange und so stark sie auch schrien. Endlich gerieth jemand auf den Einfall, daß er auf einer abgeschälten Eichenrinde mit dem Stachel einer Schnalle ihr Bedürfniß und das Schicksal des Kindes schrieb: er band die beschriebene Rinde um einen Stein, um ihr im Wurfe Gewicht zu geben, und warf sie so an das jenseitige Ufer. Einige erzehlen, die Rinde sey an einen Wurfspieß gesteckt herüber geworfen worden. Wie die auf dem andern Ufer die Nachricht gelesen, und die Nothwendigkeit der schleunigen Hülfe eingesehen hatten, so hieben sie Bäume um, und banden sie in eine Art von Kahn zusammen, in welchen sie zuerst den jungen Pyrrhus, und nach und nach die andern herüber brachten. Es fügte sich glücklicher Weise, daß der erste, der ankam, und den jungen Pyrrhus überbrachte, Achilles hieß.

Auf diese Art errettet, und der Verfolgung entgangen, begaben sie sich nach Illyrien zum Könige Glaukias. Sie trafen ihn im Zimmer bey seiner Gemahlin an: sie legten das Kind auf die Erde nieder, und fleheten um Schutz. Glaukias, der sich vor den Kassander, den Feind des Aeakides, fürchtete, schwieg eine lange Zeit stille, und war unschlüssig. Während dieser Zeit kroch der kleine Pyrrhus von freyen Stücken zu dem Glaukias hin, faßte mit den Händen an dessen Rock, und richtete sich an dessen Knien in die Höhe. Dieser Anblick, der einen fußfällig Bittenden und Weinenden darstellte, erweckte erstlich

Lachen und hernach Mitleiden. Einige Schriftsteller melden, Pyrrhus sey nicht zum Glaukias, sondern zum Altare der Hausgötter gekrochen, habe diesen berührt, und sich so aufgerichtet, wobey dem Glaukias etwas Göttliches zu seyn geschienen habe. Daher er auch sogleich den jungen Pyrrhus seiner Gemahlin übergab, und befahl, daß er mit seinen Prinzen erzogen werden sollte. Als kurze Zeit darauf seine Feinde verlangten, daß er ausgeliefert würde, und Kassander auch zweyhundert Talente dafür bot, so beschützte und erhielt ihn Glaukias, und wie er zwölf Jahr alt war, führte er ihn mit einem Heere wieder nach Epirus zurück, und setzte ihn in sein väterliches Reich ein.

Pyrrhus hatte in seinen Gesichtszügen etwas königliches, das aber mehr schrecklich als erhaben war. Er hatte in dem obern Kinnbacken anstatt der Reihe Zähne einen zusammengewachsenen Knochen, an dem, wo sonst die Zähne von einander abstehen, kleine eingekerbte Striche waren. Er stand in dem Rufe, daß er den Milzsüchtigen helfen könnte. Er pflegte bey dieser Cur einen weißen Hahn zu opfern, die Kranken mußten sich auf den Rücken legen, und er trat leise mit seinem rechten Fuße auf ihre Milz. Ein jeder, wenn er auch noch so arm oder gering war, erhielt von ihm, wenn er ihn bat, diese Heilung, und zur Belohnung nahm Pyrrhus nichts weiter als den weißen Hahn, den er geopfert hatte, und der ihm das angenehmste Geschenk dafür war. Man erzehlt auch, daß die große Zehe an seinem rechten Fuße eine übernatürliche Kraft gehabt habe, und man soll sie sogar, als nach seinem Tode sein

Körper verbrannt wurde, ganz unversehrt vom Feuer gefunden haben, wovon nachher noch gedacht werden wird. *)

Als Pyrrhus siebzehn Jahr alt war, und glaubte, daß seine Herrschaft genug befestigt wäre, so verreisete er, um der Hochzeitsfeyer eines von den Prinzen des Glaukias, mit denen er war erzogen worden, beyzuwohnen. Die Molosser empörten sich in seiner Abwesenheit von neuen, verjagten seine Anhänger, plünderten seine Schätze, und übertrugen dem Neoptolemus die Regierung. Pyrrhus, der nun sein Reich verloren hatte, und von allen verlassen war, begab sich zum Demetrius, dem Sohne des Antigonus, dem Gemahl seiner Schwester Deidamia, welche in ihrer Jugend dem Alexander, dem Sohne der Roxane versprochen gewesen war, als dieser aber umkam, in ihrem reifern Alter den Demetrius geheirathet hatte.

In der nachherigen großen Schlacht bey Ipsus, welche alle Könige der Reiche Alexanders einander lieferten, fochte Pyrrhus auf der Seite des Demetrius, schlug, wo er war, die Feinde weg, und erwarb sich einen unter allen vorzüglichen Ruhm der Tapferkeit. Er verließ den geschlagenen Demetrius nicht, sondern erhielt die Städte in Griechenland, die ihm Demetrius anvertraut hatte, im Gehorsam. Als nachher Demetrius mit dem Ptolemäus Frieden schloß, gieng er nach Aegypten als Geißel.

Hier machte er sich beym Könige Ptolemäus

*) Aber Plutarch hat vergessen, nachher daran zu gedenken. Siehe von dieser Wunderzehe Plin. H. N. Libr. VII. cap. 2.

durch seine Tapferkeit und Stetigkeit bey Jagden und andern ritterlichen Uebungen beliebt; besonders aber suchte er die Gunst der Berenice zu erlangen, da er gewahr wurde, daß sie unter allen Frauen des Ptolemäus im größten Ansehen stand, und sie auch alle an Klugheit und andern weiblichen Vollkommenheiten übertraf. Da er die Fähigkeit besaß, den Vornehmern, wenn es sein Vortheil war, zu schmeicheln, so wie er die Geringen verachtete, und sich übrigens in seiner Lebensart klug und bescheiden betrug, so erhielt er vor vielen andern jungen Fürsten den Vorzug, daß er die Antigone zur Gemahlin bekam, die Tochter der Berenice, die sie vor der Vermählung mit dem Ptolemäus mit Philippus erzeugt hatte.

Nach dieser Vermählung kam er in noch grösseres Ansehen, und da er dazu die Unterstützung seiner Gemahlin Antigone hatte, brachte er es dahin, daß er mit Geld und Truppen wieder nach Epirus in sein väterliches Reich geschickt wurde. Sehr viele, die den Neoptolemus wegen seiner strengen und gewaltthätigen Regierung haßten, nahmen ihn bereitwillig auf. Weil er aber doch besorgte, daß Neoptolemus seine Zuflucht zu einem andern Könige nehmen möchte, so errichtete er mit ihm einen freundschaftlichen Vertrag über eine gemeinschaftliche Regierung.

Allein in der Folge fanden sich Leute, die diese beyden Könige gegen einander mißvergnügt machten, und wechselseitigen Verdacht erweckten. Die vornehmste Ursache der Feindschaft des Pyrrhus wider den Neoptolemus soll auf folgende Art entstanden

seyn. Die Könige pflegten zu Passaron, einem Orte in Molossis, dem Kriegsgotte (Zevs Arius) ein Opfer zu bringen, und dabey eidlich zu versprechen, daß sie gesetzmäßig regieren wollten, dagegen die Epiroten den Eid der Treue wiederholen mußten. Dieses geschah von beyden Königen in Person, welche mit ihren Freunden beysammen waren, und viele wechselseitige Geschenke einander machten. Gelon, ein treuer Anhänger des Neoptolemus, empfieng den Pyrrhus mit vieler Höflichkeit, und schenkte ihm zwey Züge Pflugochsen. Myrtillus, der Mundschenke des Pyrrhus, bat sich diese vom Pyrrhus aus, welcher sie aber nicht ihm, sondern einem andern schenkte, worüber Myrtillus sich so unzufrieden bezeigte, daß es auch Gelon merkte. Gelon bat darauf den Myrtillus zum Essen, wobey er, wie einige erzehlen, ihn sogar, weil er schön war, in der Trunkenheit zur Unzucht gebraucht haben soll, und trug ihn unter verschiedenen Zuredungen an, die Parthey des Neoptolemus zu ergreifen, und den Pyrrhus mit Gift zu vergeben. Myrtillus nahm die Versuchung mit einem verstellten Beyfalle an, billigte sie zum Schein, und entdeckte alles dem Pyrrhus. Dieser befahl, daß er den obersten Mundschenken Alexikrates mit in den Anschlag ziehen und dem Gelon dazu empfehlen sollte, denn er wollte gern mehrere Zeugen dieses Verbrechens haben.

Auf diese Art wurde Gelon und Neoptolemus selbst hintergangen, welcher in der gewissen Zuversicht, daß der Anschlag seinen guten Fortgang habe, sich für Freude nicht zu halten wußte, und ihn seinen Freunden entdeckte. Auch sprach er, als er einst-



mals bey seiner Schwester zu Gaste war, in der Unbesonnenheit davon, und glaubte, daß es keine fremde Person hörte: es war auch sonst niemand zugegen als Phänarete, die Frau des Samo, des Aufsehers über die Heerden des Neoptolemus. Diese lag auf einem Ruhebette gegen die Wand zu, und schien zu schlafen; sie hörte aber unbemerkter Weise alles, gieng am folgenden Tage zur Antigone, der Gemahlin des Pyrrhus, und entdeckte alles, was Neoptolemus zu seiner Schwester gesagt hatte. Pyrrhus verhielt sich bey diesen erhaltenen Nachrichten ganz stille, bat aber bey einem Opfer den Neoptolemus zu Gaste, und tödtete ihn. Er wußte, daß die vornehmsten Epiroten ihm ergeben waren, und sie hatten ihn schon längst ermahnt, sich vom Neoptolemus zu befreyen, nicht mit einem kleinen Theile des Reichs sich zu begnügen, seinem Genie zu folgen, und große Dinge zu unternehmen; und der dazu gekommene Anschlag des Neoptolemus wurde ein neuer Bewegungsgrund ihm zuvorzukommen und umzubringen.

Seine dankbare Erkenntlichkeit gegen Berenice und Ptolomäus bezeigte er dadurch, daß er den von der Antigone ihm gebornen Sohn Ptolemäus nannte, und einer Stadt, die er auf der Halbinsel von Epirus erbaute, den Namen der Berenice gab.

Nachdem er allein König war, entwarf er viele große Absichten, wobey er seine Hoffnung zuerst auf das, was in der Nähe von ihm war, richtete, und er fand auch auf folgende Art Gelegenheit, sich in die macedonischen Unruhen zu mischen. Der älteste von Kassanders Prinzen, Antipater, hatte sei-

ne Mutter Thessalonice umgebracht, und seinen Bruder Alexander verjagt. Dieser suchte beym Demetrius und auch beym Pyrrhus Hülfe. Demetrius wurde durch anderweitige Angelegenheiten davon abgehalten. Pyrrhus kam zu Hülfe, aber verlangte zur Belohnung die Stadt Nymphäa, die Küste von Macedonien, und die von Macedonien erworbenen Provinzen Ambracien, Akarnanien und Amphilochien. Da der junge Prinz ihm die Forderung zugestand, so besetzte er diese Länder für sich, das übrige, welches er dem Antipater entrissen hatte, gab er dem Alexander.

Der König Lysimachus, der dem Antipater gern beystehen wollte, aber durch andere Beschäftigungen daran verhindert wurde, und der die große Ergebenheit des Pyrrhus gegen den Ptolemäus, den er nichts abzuschlagen pflegte, kannte, schickte einen falschen Brief an dem Pyrrhus unter dem Namen des Ptolemäus, welcher ihn ersuchte, gegen dreyhundert Talente, die ihm Antipater zahlen sollte, vom Kriege abzustehen. Aber Pyrrhus wurde gleich bey Eröfnung des Briefes den Betrug des Lysimachus gewahr. Denn anstatt der gewöhnlichen Ueberschrift: Der Vater entbeut seinem Sohne seinen Gruß: stand da: Der König Ptolemäus entbeut dem Könige Pyrrhus seinen Gruß. Er beschwerte sich anfänglich heftig über den Lysimachus, gieng aber dennoch hernach einen Frieden ein, zu dessen eidlicher Versicherung eine Zusammenkunft angestellt wurde. Weil aber der Opfer-Stier, da er nebst dem Widder und Bocke zum Opfer geführt wurde, von freyen Stücken starb, so widerrieth Theodotus, der Wahrsager

des Pyrrhus, obgleich die andern über den Vorfall nur lachten, demselben den Frieden zu beschwören, weil es eine Vorbedeutung sey, daß einer von den dreyen Königen sterben würde, daher auch Pyrrhus den Frieden nicht beschwor.

Indessen hatte Alexander schon seine Herrschaft völlig befestigt, als Demetrius ankam, und ihm offenbar unnöthiger Weise seinen Beystand aufdringen wollte, wodurch er in Besorgniß gerieth. Sie waren wenige Tage beysammen gewesen, als aus wechselseitigem Mißtrauen jeder dem andern nach dem Leben trachtete. Demetrius ergrif die Gelegenheit, kam dem Alexander zuvor, brachte ihn um, und ließ sich zum Könige von Macedonien ausrufen.

Schon längst hatte Demetrius gegen den Pyrrhus, auch wegen verschiedener Streifereyen nach Thessalien, Beschwerden, und die den Fürsten natürliche Krankheit der Habsucht hatte ihre beyderseitige Nachbarschaft, besonders nach dem Tode der Deidamia, zum Anlasse von Furcht und Mißtrauen gemacht. Jetzt besassen Beyde Provinzen von Macedonien, ihre Absichten giengen auf einerley Gegenstände, und ihre Uneinigkeit bekam daher mehreren Anlaß zum Ausbruche. Demetrius ließ nach Ueberwindung der Aetolier den Pantauchus mit einem starken Heere in Aetolien zurück, und zog selbst gegen den Pyrrhus zu Felde: Pyrrhus gieng auf die erhaltene Nachricht davon ihm entgegen. Aber beyde verfehlten einander auf ihrem Marsche. Demetrius fiel in Epirus ein, und verwüstete das Land. Pyrrhus traf auf dem Pantauchus, und lieferte ihm ein Treffen. Es war, besonders in Absicht der Feldherren, eine schreckliche

und große Schlacht. Denn Pantauchus, der sowohl an Tapferkeit als körperlicher Stärke den Vorzug vor allen Generalen des Demetrius behauptete, und dabey viel Muth und Kühnheit hatte, foderte den Pyrrhus zu einem Zweykampfe heraus. Pyrrhus, der keinem Könige an Stärke und Ruhm etwas nachgab, und sich den Ruhm des Achilles mehr durch Tapferkeit als durch die Abkunft von ihm eigen machen wollte, gieng durch die vorderste Reihe der Fechtenden auf den Pantauchus los. Anfänglich fochten sie mit ihren Lanzen, nachher griffen sie zum Degen, und beyde führten ihn mit vieler Geschicklichkeit und Stärke. Pyrrhus bekam eine Wunde, brachte aber seinem Geger zwey Wunden, eine in die Hüfte, die andere am Halse bey, und legte ihn dadurch zu Boden, brachte ihn aber nicht um, weil der Verwundete von seinen Freunden weggerissen wurde. Die Epiroten aber wurden durch den Sieg ihres Königs, dessen Tapferkeit sie bewunderten, so muthig, daß sie mit Gewalt in die Phalanx der Macedonier einbrachen, sie schlugen, und in der Verfolgung der Feinde eine große Menge tödteten, und fünftausend Kriegsgefangene machten.

Diese Schlacht erfüllte die Macedonier nicht so sehr mit Erbitterung und Haß gegen den Pyrrhus wegen des erlittenen Verlusts, als vielmehr mit Hochschätzung und Bewunderung seiner Tapferkeit, von der sie bey dem Kampfe Augenzeugen gewesen waren, und die sie nun rühmten. Sie glaubten, in Pyrrhus das äusserliche Ansehn, die Schnelligkeit und Thätigkeit des grossen Alexanders wieder gesehn zu haben, und einen Schattenriß und Aehn-

lichkeit jenes gewaltsamen und durchdringenden Ungestüms in den Gefechten. Die andern Könige schienen ihnen nur durch ihren Purpur, Leibwache, und Nicken mit dem Halse, Pyrrhus allein durch die Macht seiner Waffen und Hände den großen Alexander darzustellen.

Von der grossen Kenntniß und den Einsichten des Pyrrhus in die Kriegskunst und Taktik sind diejenigen Schriften, welche er davon hinterlassen, die besten Beweise. Man erzehlt auch, daß Antigonus, als er gefragt wurde, wer der größte General sey? geantwortet habe: Pyrrhus, wenn er wird alt seyn. Antigonus redete nur von den Generalen seiner Zeit. Aber Annibal urtheilte in den nachherigen Zeiten, daß unter allen erfahrnen und geschickten Feldherren überhaupt Pyrrhus der erste, Scipio der zweyte, und er selbst der dritte sey, wie ich in dem Leben des Scipio bemerkt habe.

Es scheint, daß Pyrrhus einzig und allein dem Studium der Kriegswissenschaft sich ergeben, welche er für die wahre königliche Wissenschaft hielt, da er hingegen die andern als Possen verachtete. Er soll daher, als er einmal bey einem Gastmahle gefragt wurde, ob er den Python oder den Kaphisias für einen größern Flöttenspieler halte? geantwortet haben: Er hielte den General Polysperchon für den größten, um anzuzeigen, daß es sich für einen König schicke, nur diese Kriegskunst allein zu verstehen.

Gegen seine Bedienten und Freunde war er sehr gnädig, und nicht zum Zorn geneigt, aber eifrig und bereit, erwiesene Dienste zu vergelten. Des-

wegen beklagte er den Tod des Aeropus ungemein. „Er hat zwar nur, sagte Pyrrhus, das gemeinschaftliche Schicksal der Menschen erlitten, aber ich bin über mich unzufrieden, daß ich durch meine Verzögerung ihm die mir erwiesenen Dienste nicht habe vergelten können. Denn Schulden kann man auch den Erben der Gläubiger wiederbezahlen, aber ein rechtschaffner und gerechter Mann ist mißvergnügt, wenn er erzeigte Gefälligkeiten nicht demjenigen selbst, von dem er sie erhalten, wieder vergelten kann.“

Als ihm seine Freunde riethen, einen Menschen in Ambracien, der von ihm allerley Lästerungen ausbreitete, aus dem Lande zu jagen, antwortete er: „Er mag dort bleiben, und uns da lieber unter wenigen, als wenn er in der Welt herum läuft, bey allen Menschen verläumden.“

Als einige in der Trunkenheit auf ihn gelästert hatten, und davon überführt wurden, so fragte er sie, ob sie das wirklich gesagt hätten? Einer von diesen jungen Menschen antwortete: „Ja König, und wir würden noch mehr gesagt haben, wenn wir noch mehr Wein gehabt hätten.“ Pyrrhus lachte, und ließ sie ohne Strafe weggehn.

Nach dem Tode der Antigone nahm er viele Gemahlinnen, um dadurch seine Staatsangelegenheiten zu befördern, und seine Macht zu vermehren. Er heirathete die Tochter Avtoleons, des Königs von Päonien, die Bircenna, des Illyrischen Königs Bardyllis Tochter, und die Lanasse, die Tochter des Agathokles zu Syrakus, welche ihm die Insel Korcyra, die Agathokles eingenommen hatte,

zum Brautschatze brachte. Antigone gebahr ihm den Ptolomäus, Lanasse den Alexander, Bircenna den Helenus, seinen jüngsten Sohn. Sie waren alle kriegrische tapfre Prinzen, die von Kindheit an zum Kriegshandwerk auferzogen wurden. Man erzehlt, daß einer seiner Söhne, noch als ein Kind, ihn gefragt, welchem von seinen Söhnen er sein Reich hinterlassen wollte? und Pyrrhus habe geantwortet: „Demjenigen, der von euch den schärfsten Degen haben wird.“ Diese Erklärung hat mit jener tragischen Verwünschung viel ähnliches, daß sich die Brüder mit scharfen Schwerdtern in die Erbschaft theilen sollen *). So ungesellig und wild macht das System der Vergrösserungssucht.

Pyrrhus gieng nach dem gegen den Pantauchus erfochtenem Siege voll Freude über den erworbenen glänzenden Ruhm nach Epirus zurück. Die Epiroten gaben ihm den Zunamen Adler. — „Durch euch, sagte er, bin ichs: denn wie sollte ich nicht auf euren Waffen, wie auf Flügeln, mich in die Höhe schwingen?“

Bald hernach lief die Nachricht ein, daß Demetrius gefährlich krank wäre, worauf Pyrrhus sogleich in Macedonien einbrach, um das Land zu plündern, und eine gute Beute zu machen. Er eroberte aber beynahe das ganze Königreich ohne Schwerdtschlag, und drang, da sich viele bey ihm einfanden, und Dienste nahmen, bis nach Edessa, ohne Widerstand zu finden. Diese Gefahr machte,

*) Eine Verwünschung des Oedipus; der vom Plutarch angeführte Vers steht beym Euripides in Phoeniss. vers. 67.

daß Demetrius sich über seine Kräfte angrif, und da seine Freunde und Generale in kurzer Zeit eine Menge Volks zusammen brachten, so rückte er mit Muth und Stärke auf den Pyrrhus los. Pyrrhus, der nur gekommen war, um Beute zu machen, erwartete ihn nicht, sondern zog sich zurück, wobey er durch die Anfälle der Macedonier unterwegens einen Theil seiner Truppen verlor.

Inzwischen war Demetrius doch, ob er gleich den Pyrrhus so leicht und schnell aus Macedonien vertrieben hatte, nicht ohne Besorgniß. Er war in Willens, jetzt grosse Unternehmungen zu wagen, er wollte mit einem Heere von hunderttausend Mann und fünfhundert Schifen sein väterliches Reich wieder erobern. Er hatte daher jetzt weder Zeit noch Lust, den Krieg mit dem Pyrrhus fortzusetzen, und seinen Macedoniern einen erzürnten und gefährlichen Nachbar zu hinterlassen, und schloß mit ihm einen Frieden, um auf die andern Könige seine Kriegsmacht zu wenden.

Allein sowohl dieser Friedensschluß als die grossen Zurüstungen des Demetrius entdeckten den Königen seine Absicht völlig, und sie schickten an den Pyrrhus Briefe, in denen sie ihm ihre Verwunderung bezeigten, daß er die gegenwärtige gute Gelegenheit, Macedonien dem Könige Demetrius, indem er mit vielen andern Dingen beschäftigt, und in Verwirrung wäre, nicht entreissen, sondern ruhig erwarten wollte, bis Demetrius selbst bey gelegener Zeit ihn nöthigen würde, selbst in Moloßis für die Tempel und Gräber seiner Vorfahren zu fechten: und zumal, da ihm Demetrius die Insel Korcyra

nebst seiner Gemahlin genommen habe. Denn die Gemahlin des Pyrrhus, Lanasse, hatte, aus Verdruß, daß er den ausländischen Weibern mehr Gunst als ihr erzeigte, sich nach Korcyra begeben, und da sie gern wieder einen König heirathen wollte, sich dem Demetrius angetragen, von dem sie wußte, daß er am meisten unter allen Königen der Liebe gegen das Frauenzimmer ergeben war. Demetrius war auch wirklich nach Korcyra gesegelt, hatte sich mit der Lanasse vermählt, und auf der Insel eine Besatzung zurückgelassen.

Während diesen Vorstellungen der Könige beym Pyrrhus hatten sie sich auch selbst schon gegen den Demetrius, der noch immer zauderte und Zurüstungen machte, in Bewegung gesetzt. Ptolomäus segelte mit einer starken Flotte nach Griechenland, und brachte die griechischen Städte auf seine Parthey. Lysimachus fiel aus Thracien in das obere Macedonien ein, und verwüstete es. Pyrrhus rückte zu gleicher Zeit auf Berrhäa an, in der Vermuthung, die auch eintraf, daß Demetrius dem Lysimachus entgegen gehn, und das untere Macedonien leer lassen würde. In der Nacht vor dem Anfange des Feldzuges hatte Pyrrhus einen Traum, in welchem ihm der grosse Alexander erschien. Es war als wenn ihm Alexander zu sich riefe, und er ihn auf dem Bette fände, und von ihm unter vieler Freundschaft und Güte die Versicherung erhielte, daß er ihm eifrig beystehen wollte. Pyrrhus unterstand sich darauf zu antworten: „Wie bist du vermögend, da du krank zu Bette liegst, mir beyzustehen?“ Alexander antwortete: „Durch meinen Namen;“ und

dar=

darauf bestieg Alexander ein nisäisches Pferd, und ritt voran. Diese Erscheinung im Traume machte dem Pyrrhus Muth.

Er marschirte in aller Eile durch die dazwischen liegenden Länder, nahm Berhöa ein, und bezog bey der Stadt mit dem größten Theile seines Heers ein Lager, indessen seine Generale die andern Gegenden ihm unterwarfen. Demetrius hingegen kehrte, auf die davon erhaltene Nachricht, von seinem Marsche gegen den Lysimachus um so mehr zurück, da er gewahr wurde, daß die Macedonier in seinem Heere aufrührerische Gesinnungen hatten, und besorgen mußte, daß sie, wenn er weiter fortrückte, und sich dem Könige Lysimachus, der ein geborner Macedonier war, und im grossen Rufe stand, näherte, zu demselben übergehen möchten, da hingegen Pyrrhus ein Ausländer war, und von den Macedoniern gehaßt wurde. Er zog auf Berhöa an, und lagerte sich dem Pyrrhus gegen über. Es kamen viele aus der Stadt Berhöa in sein Lager, und rühmten den Pyrrhus als einen Prinzen, der im Gefechte tapfer und überwindlich, gegen die Ueberwundenen aber sanft und menschenfreundlich sey. Verschiedene wurden selbst vom Pyrrhus dahin geschickt, welche sich für Macedonier ausgaben, und den Soldaten des Demetrius vorstellten, daß nun der Zeitpunkt gekommen sey, da sie sich von der harten Herrschaft des Demetrius befreyen und in dem Pyrrhus einen König finden könnten, der herablassend, gütig und ein Soldatenfreund sey.

Durch dergleichen Vorstellungen wurden die mehrsten Soldaten des Demetrius von der Begierde

gereitzt, den Pyrrhus selbst zu Gesichte zu bekommen. Er hatte eben seinen Helm abgenommen, setzte ihn aber, wie er dieses erfuhr, wieder auf, und wurde an seinem vorzüglichen Federbusche, und an den Bockshörnern, die an der Spitze seines Helms hiengen, erkannt. Darauf liefen viele Macedonier zu ihm über, und verlangten von ihm, als ihrem Könige, die Losung, viele andre bekränzten sich mit Eichenzweigen, weil sie sahen, daß die Soldaten des Pyrrhus solche Eichenkränze trugen. Einige unterstanden sich sogar, dem Demetrius ins Gesicht zu sagen, er würde wohl thun, wenn er dem Pyrrhus wiche, und die Regierung niederlegte. Da Demetrius sahe, daß seine Truppen in einer Bewegung waren, die mit diesen Reden übereinkam, so gerieth er in eine solche Furcht, daß er in einem schlechten Mantel und mit einem Sommerhut *) bedeckt heimlich das Lager verließ. Pyrrhus nahm sogleich das Lager ohne Schwerdtstreich ein, und ließ sich zum Könige von Macedonien ausrufen.

Inzwischen kam auch Lysimachus an, und verlangte, weil die Ueberwindung des Demetrius ein mit ihm gemeinschaftliches Werk gewesen sey, daß Macedonien unter sie beyde getheilt würde. Da Pyrrhus sich der Treue der Macedonier noch nicht genug versichert hatte, und ihnen nicht völlig trauen

*) καυσία. Eine Art von macedonischen Sommerhute, der sowohl wider die Sonnenhitze schützte, als auch die Stelle eines Helms vertreten konnte, wie Eustathius und Suidas ihn beschreiben. Alexander pflegte ihn gewöhnlich zu tragen. Conf. H. Stephan. Thes. Gr. L. Tom. II. p. m. 176.

konnte, so nahm er den Vorschlag des Lysimachus an, und beyde Könige theilten das Land und die Städte mit einander. Dieß war nur ein Hülfsmittel des damaligen Zeitpunkts, welches den schnellen Ausbruch eines Krieges verhinderte. Kurze Zeit darauf wurden beyde Könige gewahr, daß diese Theilung nicht das Ende ihrer Feindschaft, sondern der Anfang vieler gegenseitigen Beschwerden und Mißhelligkeiten gewesen war. Und wie ist es auch möglich, daß Menschen, deren Habsucht weder das Meer, noch die Gebirge, noch unbewohnte Wüsten Grenzen setzen können, deren Begierde nicht durch die natürlichen Grenzen, die Europa von Asien scheiden, beschränkt werden kann, als Nachbaren, deren Gebiet zusammenstößt, einander nicht beleidigen, und mit dem, was sie haben, zufrieden seyn sollten? Sie müssen vielmehr, da ihnen Neid und List angeboren sind, beständig Krieg führen, und sie gebrauchen die Wörter, Krieg und Frieden, nur wie Münzen, wie es der jedesmalige Vortheil, nicht wie es die Gerechtigkeit erfodert. Und es ist auch besser, wenn sie offenbar mit einander Krieg führen, als wenn sie der müßig ausruhenden Ungerechtigkeit den Namen der Gerechtigkeit und Freundschaft beylegen. Pyrrhus ist davon ein Beyspiel.

Er grif aufs neue den Demetrius an, und bemühete sich, die Macht dieses Königs, der sich gleichsam von einer schweren Krankheit erholte, zu schwächen. Er leistete den Griechen wider ihn Beystand. Bey dieser Gelegenheit kam er nach Athen, und sagte, als man ihn auf das Schloß gelassen, wo er der Minerva opferte, beym Heruntergehen vom

Schlosse: „Er wäre zwar den Atheniensern für die Gefälligkeit und das Zutrauen, daß sie ihn dahin gelassen, sehr verbunden, wenn sie aber klug wären, so würden sie keinem Könige ihre Thore öffnen, und ihn in die Stadt lassen.“ Er schloß hernach auch mit dem Demetrius einen Frieden, aber kurze Zeit darauf, da Demetrius nach Asien übergegangen war, ließ er sich aufs neue vom Lysimachus bereden, Thessalien zum Abfalle zu bewegen, und grif auch die Besatzungen des Demetrius in den griechischen Städten an, weil er glaubte, er könnte die Macedonier besser im Gehorsam erhalten, wenn sie Krieg führten, als wenn sie müßig wären; die Hauptursache war aber, weil er selbst nicht lange ruhen konnte.

Lysimachus hingegen überwand den Demetrius in Syrien, und gieng darauf, da er nun Ruhe und Sicherheit hatte, auf den Pyrrhus los, welcher sich bey Edessa gelagert hatte. Er schnitt dem Pyrrhus alle Zufuhre ab, und setzte ihn in grossen Mangel. Zugleich brachte er die vornehmsten Macedonier theils durch schriftliche, theils durch mündliche Vorstellungen auf seine Seite, besonders durch die Anmerkung, wie unanständig es ihnen sey, daß sie einen Fremdling, dessen Vorfahren immer den Macedoniern unterwürfig gewesen wären, zu ihrem Beherrscher erwählt, und dagegen die Freunde und Vertrauten des grossen Alexanders aus Macedonien getrieben hätten. Die Menge der Macedonier, die dadurch gewonnen wurden, setzte den Pyrrhus in Furcht. Er entwich mit seinen Epiroten und seinen Hülfstruppen, und verlor Macedonien auf eben die Art, wie er es erhalten hatte. Die Könige haben

nicht Ursache, den Pöbel zu tadeln, daß er, wenn es ihm Vortheil bringt, so veränderlich ist, denn der Pöbel ahmt ihnen nur nach, und sie sind für ihm die Lehrmeister der Untreue und Verrätherey, und glauben selbst, daß derjenige am meisten Vortheile gewinnt, der am wenigsten die Gerechtigkeit beobachtet.

Pyrrhus konnte nun, da er aus dem verlornen Macedonien wieder nach Epirus zurück kam, sein väterliches Reich ohne Unruhe in Friede und Sicherheit regieren: allein er hielt ein Leben, in welchem er niemanden angrif, und von niemanden angegriffen wurde, für unausstehlich: er konnte, wie Achilles, nicht die Ruhe leiden, sondern sein Herz schlug ihn für Unruhe, wie jenem, wenn er unbeschäftigt war, und er sehnte sich nach Krieg und Kriegergetümmel. Er bekam auch, sein Verlangen nach neuen Unternehmungen zu stillen, folgende Gelegenheit.

Die Tarentiner führten mit den Römern Krieg, und waren eben so wenig fähig, ihn forzusetzen, als Friede zu suchen, weil sie von verwegenen und schlechten Demagogen regiert wurden. Sie faßten also den Entschluß, dem Pyrrhus zu sich zu rufen, und ihm die Feldherrnstelle anzutragen, da er unter allen Königen damals die mehrste Ruhe genoß, und den Ruf des größten Feldherrn hatte. Die alten und verständigen Bürger zu Tarent, die sich diesem Entschlusse entgegen setzten, wurden durch das Geschrey und Lermen der andern, die kriegrisch gesinnt waren, überstimmt, und kamen nicht mehr in die öffentlichen Versammlungen. Aber Meton, ein Mann



von einem sanften Charakter, begab sich an dem Tage, da der Entschluß öffentlich bestätigt werden sollte, und das Volk schon zusammen kam, mit einem dürren Kranze auf dem Kopfe und einer kleinen Fackel in der Hand, unter Begleitung einer vorantretenden Flötenspielerin in die Versammlung. So wie es bey einer demokratischen Volksversammlung, wo keine Ordnung herrscht, zugeht, so gieng es auch hier zu. Einige klatschten ihm Beyfall zu, andre lachten über ihn, niemand störte ihn, man befahl sogar, daß die Flötenspielerin spielen, und Meton hervortreten und singen sollte. Es schien auch, als wenn er dieses thun wollte, sobald aber alles stille geworden war, sagte er: — „Ihr thut recht, ihr Tarentiner, daß ihr jedem, der da will, noch spielen und sich lustig machen laßt, so lange uns diese Freyheit noch erlaubt ist. Wenn ihr klug seyd, so werdet ihr diese Freyheit noch länger geniessen: wenn ihr aber den Pyrrhus in eure Stadt ruft, so werdet ihr ganz andre Dinge thun und ganz andre Lebensart führen müssen."

Diese Rede machte bey vielen Tarentinern Eindruck, und es lief auch ein Gemurmel durch die Versammlung, daß Meton ganz recht gesprochen hätte. Aber diejenigen, welche sich fürchteten, daß sie bey einem Frieden den Römern möchten ausgeliefert werden, machten dem Volke darüber Vorwürfe, daß es eine so freche Verspottung von sich so gelassen ertrüge, und stießen zusammen den Meton aus der Versammlung. Darauf wurde der Entschluß von dem versammelten Volke öffentlich genehmigt, und eine Gesandtschaft nach Epirus ge-

schickt, welche dem Pyrrhus nicht allein von Tarent sondern auch andern italienischen Völkerschaften Geschenke überbrachte, und ihm den Antrag mit den Ausdrücken that, daß sie einen klugen und berühmten Feldherrn brauchten, und daß sie mit den Lucanern, Messapiern und Samnitern eine grosse Kriegsmacht beysammen hätten, welche aus zwanzigtausend Mann zu Pferde und dreymal hundert und funfzigtausend Mann zu Fuß bestände. Diese Erklärung erhob nicht nur die Hoffnungen des Pyrrhus, sondern machte auch die Epiroten nach diesem Feldzuge eifrig und begierig.

Es befand sich an dem Hofe des Pyrrhus ein Thessalier, Kineas, ein Mann von großem Verstande, der den berühmten Redner Demosthenes gehört hatte, und in dem man unter allen damaligen Rednern am meisten die demosthenische Stärke der Beredtsamkeit wie in einem Bilde wieder zu finden glaubte. Er war vom Pyrrhus an viele Städte geschickt worden, und hatte den Ausdruck des Euripides, daß die Beredtsamkeit alles erobern, und thun kann was gezückte Schwerdter thun, bestätigt. Pyrrhus selbst sagte, die Beredtsamkeit des Kineas habe ihm mehr Städte als seine eigene Waffen gewonnen, und er ehrte diesen Mann mit beständiger Hochachtung, und brauchte ihn vorzüglich in seinen wichtigsten Angelegenheiten.

Als dieser Mann den Eifer des Pyrrhus zu dem italienischen Feldzuge merkte, so ergrif er die erste Gelegenheit, da der König unbeschäftigt war, sich mit ihm darüber in ein Gespräch einzulassen. — „Die Römer, sagte er, sollen sehr kriegrisch seyn

und viele streitbare Völkerschaften beherrschen; wenn uns aber auch Gott den Sieg wider sie verleiht, was für Nutzen werden wir daraus ziehen?" — Du fragst, antwortete Pyrrhus, etwas, das deutlich genug ist. Wenn wir die Römer besiegt haben, so wird keine Stadt der fremden und der griechischen Völkerschaften in Italien unsrer Macht Einhalt thun können, wir werden sehr bald ganz Italien erobern, dessen Grösse, Stärke und Macht eher irgend einem andern als dir unbekannt seyn sollte." Kineas schwieg ein paar Augenblicke. — „Und wenn wir Italien eingenommen haben, fuhr er darauf fort, was werden wir alsdenn thun?" — Pyrrhus sah die Absicht des Kineas noch nicht ein. — Sicilien, sagte er, das so nahe an Italien liegt, diese glückliche und volkreiche Insel wird uns die Hände bieten, und wir werden sie leicht erobern, denn mein lieber Kineas, dort ist jetzt alles in Aufruhr, nachdem Agathokles gestorben, die Städte sind in einer Anarchie, und werden von heftigen Demagogen beunruhigt. — Das läßt sich hören, sagte Kineas, aber wird die Eroberung von Sicilien das Ende unsers Feldzugs seyn? — Wenn uns Gott Glück und Sieg verleiht, sagte Pyrrhus, so ist das alles nur ein Vorspiel von grössern Unternehmungen. Denn wer könnte sich des so nahe liegenden Carthago und Afrika enthalten, welches Agathokles, der nur eine geheime Expedition mit wenigen Schiffen von Syrakus aus dahin unternahm, beynahe eingenommen hätte? Und wenn wir alle diese Eroberungen gemacht haben, wer wird alsdenn von unsern Feinden, die uns jetzt mit stolzen Ungerechtigkeiten be-

handeln, uns sich widersetzen können? Wer kann das sagen? — Kein Mensch, sagte Kineas, denn es ist deutlich, daß eine so große Macht stark genug seyn wird, Macedonien wieder zu erobern, und Griechenland zu beherrschen. Aber wenn wir das alles werden ausgeführt haben, was werden wir alsdenn thun? — Pyrrhus lachte. O! mein lieber Kineas, denn wollen wir in guter Ruhe leben, täglich schmausen, und mit einander fröhlich und lustig seyn. Als Kineas den Pyrrhus so weit gebracht hatte, sagte er: — Aber was hindert uns denn, das jetzo gleich zu thun, und mit einander fröhlich und lustig zu leben, da wir das ohne Mühe thun können, wozu wir erst durch vieles Blutvergiessen, Beschwerden und Gefahren, und durch viel erlittene und vielen andern zugefügte Uebel gelangen werden? Diese Erinnerung des Kineas aber machte den Pyrrhus vielmehr verdrüßlich als daß sie hätte seine Absichten ändern sollen, denn ob er gleich einsah, was für eine Glückseligkeit er verließ, so konnte er doch die reizenden Hoffnungen, die er hatte, nicht fahren lassen.

Er schickte den Kineas mit dreytausend Mann nach Tarent voraus. Auf die vielen ihm von Tarent zugeschickten Transportschiffe und andre Fahrzeuge ließ er zwanzig Elephanten, dreytausend Reuter, zwanzigtausend Mann Fußvolk, zweytausend Schützen, fünfhundert Schleuderer, bringen, und mit dieser gerüsteten Macht gieng er selbst unter Segel.

Er wurde auf dem jonischen Meere von einem zur damaligen Jahrszeit ungewöhnlichem Nordwin=

de ergriffen, welcher so gewaltig war, daß nur er durch die Geschicklichkeit und den Eifer seiner Schiffer und Steuerleute davon kam, und mit vieler Mühe und Gefahr an der Küste von Italien landete, *) seine andern Schiffe aber wurden zerstreuet, einige von Italien in das sicilianische oder afrikanische Meer verschlagen, andre, die bey dem Vorgebirge von Japygien nicht herumkommen konnten, von der Nacht übereilt, von den stürmischen Wellen an Untiefen und Klippen geworfen, und zu Grunde gerichtet. Das einzige königliche Schif widerstand durch seine Grösse und Stärke dem Sturme und den anschlagenden Wellen, und erhielt sich, bis vom Lande her ein Wind entstand, der dem Schife entgegen wehte, wobey es Gefahr lief, von der Gewalt der Wellen zertrümmert zu werden: das allerfürchterlichste aber war, wenn man sich wiederum dem wüthenden Meere und dem Sturmwinde, der sich immer veränderte, hätte überlassen wollen. Unter diesen Umständen sprang Pyrrhus selbst ins Meer, sogleich folgten ihm eine Menge Trabanten und Freunde, voll Eifers, ihm zu helfen, allein die Dunkelheit der

*) Wenn man den Zusammenhang dieser Erzehlung von dem grossen Sturme und der Errettung des Pyrrhus genau betrachtet, und sieht, daß Plutarch zuerst den Pyrrhus davon kommen und anlanden, hernach ihn ins Meer springen und so sich retten läßt, so wird es wahrscheinlich, daß Plutarch hier zweyen verschiedenen Schriftstellern gefolgt ist, und sie abgeschrieben hat. Eine Bemerkung, die man an verschiedenen Stellen der Biographien des Plutarchs machen kann, und welche durch die oft verschiedene Schreibart des Plutarchs bestätigt wird.

Nacht und die Gewalt der tobenden anschlagenden Wellen machte die Hülfe sehr schwer, so daß er kaum mit Anbruch des Tages, als sich der Wind etwas legte, das Land erreichen konnte. Sein Körper war völlig ermattet, aber der Muth und die Stärke seines Geistes war durch dieses Unglück nicht entkräftet worden. Die Messapier, an deren Küste er war geworfen worden, liefen sogleich zusammen, und leisteten ihm allen möglichen Beystand, brachten auch einigen noch erretteten Schifen Hülfe, auf welchen sich einige wenige Reuter, beynahe zweytausend Mann Fußvolk, und zwey Elephanten befanden.

Mit dieser Mannschaft zog Pyrrhus nach Tarent, und Kineas kam, auf erhaltene Nachricht davon, mit seinen Truppen ihm entgegen. Er unternahm bey seiner Ankunft zu Tarent nichts, was gewaltthätig scheinen oder den Tarentinern zuwider seyn konnte, bis er erfuhr, daß seine Schife gerettet, und der größte Theil seines Heers zu ihm gestossen war. Alsdann aber ließ er sein Mißfallen blicken, da er gewahr wurde, daß die Tarentiner nicht ohne Strenge und Zwang sich selbst würden erretten, noch ihren Bundesgenossen beystehen können, weil sie ihn allein für sich fechten liessen, und in ihren Häusern und Bädern sich gesellschaftlich belustigten. Er schloß ihre öffentlichen Plätze und Spaziergänge zu, in denen sie die öffentlichen Angelegenheiten beurtheilten, und mit Worten Krieg führten: er untersagte ihnen ihre Trinkgelage, Gastereyen und unzeitige Lustbarkeiten. Er befahl, daß sie die Waffen ergreifen sollten, und bezeigte sich bey der Werbung der neuen Soldaten unerbitt-

lich und strenge. Daher viele die Stadt verliessen, weil sie nicht gewohnt waren, Gehorsam zu leisten, und es für Sklaverey hielten, wenn sie nicht nach ihrem Vergnügen leben konnten.

Indessen lief Nachricht ein, daß der römische Consul Lävinus mit einer starken Armee gegen den Pyrrhus im Marsche wäre, und schon Lucanien verwüstete. Pyrrhus hatte noch nicht die Truppen der Bundesgenossen bey sich, weil er es aber für schimpflich hielt, zu warten, bis der Feind näher käme, so zog er mit dem Heere, das er bey sich hatte, ihm entgegen, schickte aber einen Herold an die Römer voraus, und ließ sie fragen, ob sie vor Anfange des Kriegs mit den italienischen Völkerschaften einen Vergleich versuchen, und ihn zum Schiedsrichter annehmen wollten? Lävinus antwortete: „Die Römer würden weder den Pyrrhus zum Schiedsrichter annehmen noch sich vor ihn als Feind fürchten.“

Darauf rückte Pyrrhus weiter fort, und lagerte sich in der Ebene zwischen den beyden Städten Pandosia und Heraklea. Hier erfuhr er, daß die Römer in der Nähe stånden, und jenseits des Flusses Siris ihr Lager hätten. Er ritt an den Fluß, um ihr Lager zu recognosciren, und bewunderte ihre Stellung, Schildwachen, und kriegerische Ordnung, und die ganze Einrichtung ihres Lagers so sehr, daß er zum Megakles, einem seiner Vertrauten, der ihm am nächsten stand, sagte: Diese Kriegsordnung der Barbaren ist gar nicht barbarisch, wir wollen sehen, wie sie sich verhalten werden. Er beschloß auch deswegen, um vorsichtig zu seyn, die

Hülfstruppen zu erwarten; um aber die Römer abzuhalten, daß sie es nicht versuchen möchten, vorher über den Fluß zu gehen, stellte er eine Vorpost von einiger Mannschaft an das Ufer.

Die Römer hingegen, welche ihn angreifen wollten, ehe seine Hülfstruppen zu ihm stießen, versuchten über den Fluß zu gehen: die Fußvölker giengen durch die seichten Oerter, und die Reuterey setzte an verschiedenen Orten durch den Fluß. Die griechische Vorpost fürchtete sich, umringt zu werden, und ergrif die Flucht. Pyrrhus gerieth über diese Nachricht in Bestürzung, befahl den Officieren seiner Fußvölker, sie eilends unter die Waffen zu stellen, und eilte selbst mit seiner Reuterey, die aus dreytausend Mann bestand, dem Feinde entgegen, in der Hoffnung, die Römer noch währendem Uebergange, ehe sie sich in Ordnung gestellt, anzugreifen. Allein er erblickte schon eine Menge Schilde diesseits des Flusses, und die Reuterey zog in vollkommner Ordnung auf ihn los. Er grif sie nun zuerst an. Seine prächtig glänzende Rüstung zeichnete ihn vor allen andern aus, und man sahe, daß seine persönliche Tapferkeit dem von ihm ausgebreiteten Ruhme gleich war. Er war, ohne seine Person zu schonen, im härtesten Kampfe gegenwärtig, fochte herzhaft gegen alle Angriffe, und behielt beständig eine solche Gegenwart des Geistes, als wenn er, ausserhalb dem Kampfe, alles übersähe: *) er gab die

*) ὥσπερ ἔξωθεν ἐφορῶν. Eine glückliche Emendation des sel. Reiske. v. Tom. II. opp. Plutarchi ed. Reisk. in Annot. pag. 961. Sie ist auch in der Reiskschien Ausgabe in den Text

genauesten Befehle, eilte bald dahin, bald dorthin, und leistete denen Hülfe, die ins Gedränge kamen. Dabey bemerkte Leonnatus, ein Macedonier, daß ein Römer den Pyrrhus genau beobachtete, immer um ihn herum ritt, und allerhand Bewegungen gegen ihn machte. Er sagte es dem Pyrrhus. — Bemerkst du wohl, König, jenen Barbar, der auf dem schwarzen Pferde mit weissen Füssen reitet? es scheint, als wenn er etwas grosses und gefährliches in willens hat, denn er sieht immer auf dich, trachtet dir mit Wuth und Eifer nach, und scheint sich um die andern nicht zu bekümmern. Nimm dich vor diesen Mann in Acht. — Pyrrhus aber antwortete darauf: — Es ist zwar unmöglich, seinem Schicksale zu entgehen; allein weder dieser noch irgend ein andrer Italiener wird ungestraft seine Hand an mich legen. — Indem sie noch so sprachen, lenkte der Italiener sein Pferd, und sprengte mit angelegter Lanze auf den Pyrrhus los, und verwundete auch mit seiner Lanze des Königs Pferd. Leonnatus hingegen durchstach sogleich das Pferd des Italieners. Beyde Pferde fielen nieder. Pyrrhus wurde von seinen nebenstehenden Freunden weggerissen, und der Italiener, der sich herzhaft wehrte, umgebracht. Er hieß Oplacus, war ein Ferentaner, und Hauptmann.

genommen. Die sonst gewöhnliche Leseart ὥσπ. ἐξ. ἐν φρονῶν giebt keinen richtigen Sinn, und ist schon vom Bryanus als fehlerhaft angegeben worden, welcher vorschlägt, ὥσπερ εἰωθεν ἐν φρονῶν zu lesen, allein mit schlechtem Beyfallsgrunde.

Dieser Vorfall lehrte den Pyrrhus, vorsichtiger zu seyn. Seine Reuterey fieng an zu weichen: er gab Befehl, daß die Fußvölker anrücken sollten. Er vertauschte seine Kleidung und seine Waffen mit Megakles, einem seiner Vertrauten, und führte unter dieser Verkleidung seine Truppen zum Angriffe. Der Ausgang der Schlacht war auf beyden Seiten eine lange Zeit zweifelhaft: die Truppen griffen siebenmal an, und wurden siebenmal zurückgeschlagen. Die Vertauschung der Waffen rettete dem Könige Pyrrhus zwar noch zu rechter Zeit das Leben, aber sie hätte beynahe ihm auch alle Tapferkeit verdorben, und den Sieg entrissen. Denn es fielen eine Menge Feinde den Megakles an, und der erste, der ihn traf und zu Boden streckte, mit Namen Dexous, nahm dem Erschlagenen den Helm und den Rock ab, ritt damit zum Consul Lävinus, zeigte seine Beute öffentlich, und schrie, er hätte den König Pyrrhus getödtet. Lävinus ließ diese Beute durch die Glieder seiner Soldaten tragen, welche ein grosses Freudengeschrey erhoben, und die griechischen Soldaten des Pyrrhus wurden dadurch bestürzt und muthlos, bis Pyrrhus es gewahr wurde, da er sich denn gleich seinen Truppen mit blossem Gesichte zeigte, ihnen die Hand reichte, und indem er sie aufs neue ermunterte, durch seine Stimme sich zu erkennen gab.

Endlich überwältigten die losgelassenen Elephanten das römische Heer. Denn die Pferde wurden, noch ehe die Elephanten ganz nahe kamen, scheu, und warfen ihre Reuter ab, worauf Pyrrhus die thessalische Reuterey in die in Unordnung gebrachten Rö-

mer einhauen ließ, und sie mit vielem Verluste in die Flucht schlug. Dionysius erzehlt, daß beynahe funfzehntausend Mann auf römischer Seite, und von der Armee des Pyrrhus dreyzehntausend Mann in dieser Schlacht geblieben: Hieronymus aber giebt nur siebentausend Todte auf der Römer Seite, und auf der Seite des Pyrrhus nicht völlig viertausend Mann an. Unter denen, die Pyrrhus verloren hatte, befanden sich seine vornehmsten Officiere und Vertraute, die er immer am meisten gebraucht, und auf die er sich vollkommen verlassen hatte.

Er nahm das von den Römern verlassene Lager ein, brachte verschiedene Städte der römischen Bundesgenossen auf seine Seite, und rückte unter Verwüstung eines grossen Striches Landes bis auf dreyhundert Stadien von Rom an. Inzwischen kamen nach der Schlacht auch viele Lucaner und Samniter zu ihm, denen er ihr Aussenbleiben zwar verwies, aber doch dabey auch seine Freude und seinen Stolz merken ließ, daß er mit seinen und den tarentinischen Truppen allein ein so grosses römisches Heer überwunden hatte.

Die Römer nahmen dem Lävinus nicht die Feldherrnstelle, obgleich Cajus Fabricius gesagt haben soll, die Epiroten hätten nicht die Römer, sondern Pyrrhus den Lävinus besiegt, der Verlust sey nämlich nicht den Soldaten, sondern dem Generale zuzuschreiben. Sie machten die Legionen wieder vollzählig, warben neue Truppen an, und setzten durch die unfurchtsamen stolzen Urtheile von diesem Kriege den Pyrrhus in Erstaunen.

Pyrr=

Pyrrhus entschloß sich, einen Versuch zu machen, ob er mit diesen kriegrischen Leuten einen Vergleich schließen könnte. Er sah ein, daß es kein geringes Werk wäre, die Stadt Rom selbst einzunehmen, und vollkommener Ueberwinder zu werden, und daß er dieses mit der Kriegsmacht, welche er hatte, nicht ausführen könnte, daß es ihm aber die größte Ehre machen würde, wenn er nach einem so ruhmvollen Siege einen freundschaftlichen Vertrag zu Stande brächte. Kineas gieng also als Abgesandter nach Rom. Er unterredete sich mit den Vornehmsten des Staats. Er brachte ihren Weibern und Kindern Geschenke im Namen des Königs; aber niemand nahm seine Geschenke an, sondern alle antworteten ihm, daß sie auch für ihre Person dem Könige zu allen Gefälligkeiten bereit seyn würden, wenn ein öffentlicher Friede würde zu Stande gekommen seyn.

Kineas that dem römischen Senate viele billige und vortheilhafte Vorschläge, die aber alle verworfen wurden, ohnerachtet ihnen Pyrrhus anbieten ließ, die in der Schlacht gemachten Kriegsgefangenen ohne Lösegeld wieder zu geben, und ihnen Italien erobern zu helfen, wofür er nichts als ihre Freundschaft und die Sicherheit der Tarentiner verlangte. Inzwischen waren doch auch viele zum Frieden geneigt, welche die grosse Niederlage in Erwägung zogen, und eine weit grössere noch befürchteten, da Pyrrhus durch die auf seine Seite tretenden italienischen Völkerschaften seine Kriegsmacht ansehnlich verstärkte. Allein Appius Claudius, ein angesehener Mann, der aber wegen Alters und Blindheit sich den Staatsgeschäften entzogen, und in Ruhe lebte, konnte bey der

Nachricht von der Unterhandlung mit dem Könige, und bey dem verbreiteten Gerüchte, daß der Senat einen Friedensvertrag eingehen würde, sich nicht halten. Er ließ sich von seinen Bedienten in einer Sänfte über den Markt aufs Rathhaus tragen. Hier wurde er an der Thüre von seinen Söhnen und Schwiegersöhnen empfangen, und in die Versammlung geführt. Der Senat schwieg, wie er ankam, mit einer ehrerbietigen Stille.

Appius Claudius hielt folgende Rede: „Bisher habe ich den Verlust meiner Augen für ein Unglück gehalten, nun halte ich es für ein Unglück, daß ich nicht auch noch dazu taub bin, sondern eure schändlichen Rathschläge und Entschliessungen hören muß, welche den Ruhm der Stadt Rom vernichten. Was ist jetzt eures in der ganzen Welt berühmtes Urtheil, daß Alexander der Grosse nicht die Ehre des Unüberwindlichen würde behauptet haben, wenn er nach Italien gekommen wäre, und gegen uns in unsrer Jugend, oder gegen unsre Väter in ihrem blühenden Alter gefochten hätte, und daß er durch seine Flucht oder seinen Tod die Ehre Roms verherrlicht haben würde? Zeigt ihr nicht jetzt, daß dieses eitle Großsprecherey gewesen sey? Da ihr euch vor den Chaoniern und Molossern fürchtet, die immer eine Beute der Macedonier gewesen sind, und vor dem Pyrrhus zittert, der nur immer die Gunst eines von den Waffenträgern des Alexanders durch Schmeicheleyen zu besitzen gestrebt hat? Und jetzt irrt er in Italien herum, nicht sowohl um den griechischen Colonien Hülfe zu leisten, als vielmehr vor den Feinden in seiner Nachbarschaft zu fliehen, und er verspricht

euch die Oberherrschaft von Italien mit einer Macht erwerben zu helfen, mit der er nicht einmal fähig war, einen kleinen Theil von Macedonien zu behaupten. Glaubt daher nur nicht, daß ihr ihn los seyn werdet, wenn ihr mit ihm Friede macht, sondern er wird euch alsdenn den Krieg jener Völker zuziehen, die euch als leicht bezwingbar verachten werden, wenn Pyrrhus ungestraft seine Frechheit begangen, und für die den Römern angethane Beschimpfung noch dazu die Tarentiner und Samniter zur Belohnung erhält."

Diese Rede des Appius erweckte eine allgemeine Begierde zur Fortsetzung des Krieges. Kineas wurde mit dieser Antwort zurückgeschickt: „Pyrrhus müsse sich erst aus Italien zurückziehen, ehe würde man von ihm keine Vorschläge zum Frieden und Bündnisse annehmen; so lange er die Waffen führte, würden die Römer den Krieg mit allen Kräften fortsetzen, und wenn er noch zehn tausend Läviner in die Flucht schlüge."

Man erzehlt, daß Kineas, während dieser Unterhandlung, es sich zum besondern Geschäfte gemacht habe, die Lebensart der Römer, von der er ein Augenzeuge war, und ihre innere Staatsverfassung durch öftere Unterredungen mit den vornehmsten Männern genau kennen zu lernen, und daß er unter andern dem Pyrrhus gesagt: Der Senat zu Rom schiene eine Versammlung vieler Könige zu seyn, und in Absicht des Volks fürchte er, daß Pyrrhus gegen eine lernäische Schlange fechten würde; denn der Consul habe schon wieder noch einmal so viel Truppen beysammen, als er vor der Schlacht

gehabt, und die Anzahl der Römer, die die Waffen tragen konnten, sey so groß, daß noch viele solche Heere aufgestellt werden könnten.

Hierauf schickten die Römer wegen Auslösung der Kriegsgefangenen an den Pyrrhus Gesandte, unter denen Cajus Fabricius war, von welchem Kineas dem Pyrrhus gesagt hatte, daß er als ein rechtschaffener und kriegrischer Mann, der aber sehr arm wäre, bey den Römern in grosser Hochachtung stünde. Gegen diesen Mann bezeigte Pyrrhus viel Privatfreundschaft, und bat ihn, ein Geschenk am Golde anzunehmen, wofür er keine niederträchtige Gefälligkeit verlangte, sondern es bloß als ein Merkmal der Freundschaft und des Gastrechts betrachtet wissen wollte. Fabricius schlug das Geschenk aus. Pyrrhus drang denselben Tag nicht weiter in ihm, nahm sich aber vor, am folgenden Tage ihn durch einen Elephanten, dergleichen Thiere Fabricius noch niemals gesehen hatte, zu erschrecken. Er ließ seinen größten Elephanten, während einer Unterredung mit dem Fabricius, hinter ihm stellen, und einen Vorhang vorziehen. Auf ein gegebenes Zeichen wurde der Vorhang weggezogen, und der Elephant kam mit schrecklichem Gebrülle hervor, und streckte seinen Rüssel über des Fabricius Kopf aus. Dieser aber drehete sich ganz gelassen um, und sagte lächelnd zum Pyrrhus: Der Elephant rührt mich heute so wenig als gestern das Gold.

Beym Abendessen wurde unter verschiedenen andern Gesprächen auch viel von Griechenland und den griechischen Philosophen geredet, wobey Kineas von ungefähr auf die Sätze des Epikurs und seiner Schü-

ler von den Göttern, der Politik, dem höchsten Gute, kam, und erzehlte, daß die Epikuräer das höchste Gut in das Vergnügen setzten, die Aemter bey der Staatsverwaltung vermieden, weil sie sie für eine Störung der wahren Glückseligkeit hielten, und der Meynung wären, daß die Götter weder zornig noch gütig, und um die Menschen unbekümmert, ein unbeschäftigtes von allen Vergnügungen überfliessendes Leben führten. Kineas hatte noch nicht ausgeredet, als Fabricius ausrief: Beym Herkules, wenn doch Pyrrhus und die Samniter diese Sätze annähmen, so lange sie mit uns Krieg führen.

Pyrrhus, der den Verstand und den Charakter des Fabricius bewunderte, wünschte immer mehr, anstatt des Krieges mit den Römern Friede und Bündniß zu haben. Er besprach sich auch mit ihm insbesondere, ob er nach errichtetem Frieden ihn begleiten und bey ihm leben wollte, und versprach ihm bey sich die Stelle seines ersten Feldherrn und Vertrauten. Fabricius aber soll ganz gesetzt ihm geantwortet haben: Das würde dir, König, selbst schädlich seyn, denn diejenigen, die dich anjetzt verehren und bewundern, würden, wenn sie mich genauer kennen lernten, lieber mich als dich zu ihrem Könige haben wollen. — Solch ein Mann war Fabricius!

Pyrrhus wurde durch die Antwort des Fabricius weder aufgebracht, noch, so wie wohl andre Monarchen, beleidiget: er erzehlte vielmehr des Fabricius hohe Gedanken seinen Freunden, und überließ ihm allein die römischen Kriegsgefangenen, mit der Bedingung, daß, wenn der Senat keinen Frieden eingehen wollte, sie, nach der Besuchung ihrer Freunde,

und der Feyer des Saturnalienfestes sich wieder einstellen sollten. Sie wurden auch nach dem Feste wieder zurück geschickt, und der Senat setzte die Todesstrafe darauf, wenn jemand von ihnen zurückbliebe.

Als darauf Fabricius Consul geworden war, kam ein Mann ins Lager, und brachte ihm einen Brief, den der Leibarzt des Königs Pyrrhus geschrieben hatte, in welchem er versprach, wenn er eine gute Belohnung erhielte, den Pyrrhus zu vergiften, und auf diese Art den Krieg ohne Gefahr zu endigen. Fabricius aber verabscheuete die Bosheit dieses Mannes, und meldete, mit Einwilligung seines Nebenconsuls, eilfertig dem Pyrrhus die Sache, und warnte ihn, sich vor den Nachstellungen zu hüten. Der Brief war in folgenden Ausdrücken abgefaßt. „Cajus Fabricius und Quintus Aemilius, die römischen Consuln, entbieten dem Könige Pyrrhus ihren Gruß. — Es scheint, daß du weder deine Feinde noch deine Freunde recht kennest. Du wirst, wenn du den an uns geschickten Brief gelesen hast, einsehen, daß du mit rechtschaffenen Männern Krieg führst, und dich schändlichen Männern anvertrauest. Wir zeigen dir dieses nicht an, um dir eine Gefälligkeit zu erzeigen, sondern deswegen, daß uns dein Tod nicht eine Verläumdung zuziehe, und es nicht scheine, als wenn wir den Krieg mit verrätherischer List hätten geendigt, den wir durch Tapferkeit nicht hätten endigen können.“ —

Nachdem Pyrrhus die Briefe gelesen, die Verrätherey entdeckt, und seinen Arzt bestraft hatte, schickte er zur Vergeltung dem Fabricius die römi-

schen Kriegsgefangenen ohne Ranzion zurück, und ließ den Kineas von neuem Friedensunterhandlungen pflegen. Allein die Römer wollten die Kriegsgefangenen nicht umsonst, weder als eine Gunst von einem Feinde, noch als eine Belohnung, daß sie nicht ungerecht gewesen wären, annehmen, und ließen dagegen eben so viele Kriegsgefangene der Tarentiner und Samniter los. Von Friedensvorschlägen wollten sie aber gar nichts eher hören, bis Pyrrhus die Waffen niedergelegt, und mit seinem Heere auf eben den Schifen, auf welchen er nach Italien gekommen, wieder Italien verlassen hätte, und nach Epirus zurück gesegelt wäre.

Pyrrhus, der nun sahe, daß er bey gegenwärtigen Umständen noch eine Schlacht wagen müsse, gieng mit seinem gesammten Heere den Römern bis nach Asculum entgegen, wo es zu einem Treffen kam. Er wurde in ein Terrain gedrängt, wo er wegen der theils morastigen, theils unebnen Gegend weder seine Reuterey brauchen, noch die Elephanten zum Angriffe bringen konnte: er setzte daher unter vielem Blutvergiessen bis in die Nacht das Gefechte fort, ohne daß der Sieg entschieden war. Am folgenden Tage aber suchte er auf einer ebenen Gegend die Schlacht wieder zu erneuern, und dabey die gerüsteten Elephanten gegen die Feinde zu gebrauchen. Er besetzte vorher die unebenen Plätze, stellte viele Schleuderer und Schützen zwischen die Elephanten, und grif darauf mit aller seiner Kriegsmacht in dicht geschlossener Ordnung die Römer an. Diese konnten nun die Wendungen und Manövres im Zurückziehen und Angriffe nicht so machen, wie am vorigen Tage,

und mußten im freyen Felde, dem Feinde gerade im Gesichte, fechten. Sie bemüheten sich, das feindliche Fußvolk über den Haufen zu werfen, ehe die Elephanten anstürmten: sie fochten in einem mördrischen Kampfe mit ihren Schwerdtern gegen die macedonischen Lanzen, ohne ihr Leben zu schonen, indem sie um sich herum ihre Freunde fallen und verwundet sahen, und unter dem größten Verluste standhaft blieben. Endlich wurden sie, nach langem Kampfe, und wie man erzehlt, da wo Pyrrhus selbst fochte, zuerst zum Weichen gebracht. Das mehrste dabey that die Gewalt und Wuth der Elephanten, gegen welche die Römer nicht ihre Tapferkeit gebrauchen konnten, und gegen die sie glaubten, so wie gegen den Sturm der Wellen, oder einem reissenden Erdbeben weichen zu müssen, da sie umsonst hätten ihr Leben verlieren, und ohne etwas auszurichten; das äusserste ausstehen müssen. Sie flohen in ihr nicht weit vom Schlachtfelde entferntes Lager.

Hieronymus sagt, es wären auf der Seite der Römer sechstausend Mann, und auf der Seite des Pyrrhus, nach seiner eigenen Angabe in seinen königlichen Denkschriften, dreytausend fünfhundert und fünf Mann geblieben. Dionysius hingegen erzehlt, daß weder zwey Schlachten bey Asculum vorgefallen, noch der Sieg auf der Seite des Pyrrhus entscheidend gewesen sey: es sey nur Eine Schlacht vorgefallen, die bis zum Untergange der Sonne gedauert habe, und durch die Verwundung des Pyrrhus mit einem Wurfspieße am Arme, wobey die Samniter in sein Gepäcke gefallen, und es geplündert hätten, geendigt worden; es wären auf beyden Seiten über

funfzehntausend Mann geblieben, und beyde Heere hätten sich also von einander weggezogen.

Nach der Schlacht soll Pyrrhus zu einem, der ihm zu seinem Siege Glück wünschte, gesagt haben: Wenn wir noch eine solche Schlacht gegen die Römer gewinnen, so sind wir gänzlich verloren. Denn er hatte den größten Theil der Truppen, die er mit nach Italien gebracht hatte, und fast alle seine Vertrauten und Officiere verloren, neue konnte er nicht wieder kommen lassen, und bey seinen Bundesgenossen in Italien bemerkte er auch eine grosse Saumseligkeit, dahingegen die Römer ihr Heer, wie aus einer immer fliessenden Quelle, sehr geschwind wieder überflüßig ergänzt, und durch ihre Niederlagen den Muth so wenig verloren hatten, daß sie vielmehr durch die Erbitterung ihre Kräfte und ihren Ehrgeitz zur Fortsetzung des Krieges verstärkten.

Unter diesen bedenklichen Umständen wurde er wieder auf neue eitle Hoffnungen gelenkt, und er bekam Aussichten auf Unternehmungen, über welche er keinen Entschluß sogleich fassen konnte. Es kamen zu gleicher Zeit Abgeordnete aus Sicilien, welche ihm die Städte Agrigent, Syrakus und Leontium anboten, und ihn ersuchten, die Carthaginenser vertreiben zu helfen, und Sicilien von der Herrschaft der Tyrannen zu befreyen, und Nachrichten aus Griechenland, daß Ptolemäus Ceraunus in einer Schlacht mit den Galliern geblieben, und sein ganzes Heer zerstreut sey, und daß es nun der allergelegenste Zeitpunkt sey, nach Macedonien zu gehen, welches einen König brauche.

Pyrrhus war mit dem Glücke unzufrieden, daß es ihm zu einer Zeit zwey Gelegenheiten zu grossen Unternehmungen darbot, und er war lange Zeit unschlüßig was er thun sollte, da er einsah, daß er eins von beyden mußte fahren lassen. Endlich entschloß er sich, nach Sicilien zu gehen, weil er glaubte, daß dort grössere Dinge auszuführen wären, da Afrika so nahe lag. Er schickte, nach seiner Gewohnheit, den Kineas sogleich voraus, der mit den Städten vorläufig unterhandeln mußte. Inzwischen legte er in Tarent eine Besatzung, worüber die Tarentiner sehr unzufrieden waren, und verlangten, daß er die Bedingungen entweder erfüllen, unter welchen sie ihn zu sich berufen hatten, und den Krieg gegen die Römer mit ihnen fortsetzen, oder wenn er ihr Land verliesse, auch ihnen ihre Stadt in demjenigen Zustande wieder einräumen sollte, in welchem sie ihm war übergeben worden, allein er antwortete ihnen darauf nichts befriedigendes, sondern verwies sie zur Ruhe, und befahl ihnen, eine gelegnere Zeit zu erwarten, worauf er unter Segel gieng.

Er fand bey seiner Ankunft in Sicilien seine Hoffnungen vollkommen erfüllt. Die Städte ergaben sich ihm mit vieler Bereitwilligkeit. Wo Gewalt und Waffen nöthig waren, konnte ihm nichts Widerstand leisten. Mit dreyßigtausend Mann zu Fuß, zweytausend fünfhundert Mann zu Pferde, und zweyhundert Schifen, mit denen er angekommen war, vertrieb er die Carthaginenser, und unterwarf sich die Landschaften, die sie inne hatten. Den festesten Platz, worinnen sie eine starke Besatzung hatten, Eryx, beschloß er mit Gewalt zu erobern. Als alles zum

Sturme fertig war, zog er sich seine ganze Rüstung an, und that öffentlich das Gelübde, dem Herkules zu Ehren ein herrliches Opferfest und Schauspiel zu halten, wenn er sich den Griechen in Sicilien als einen solchen Fechter zeigen könnte, der seiner Abkunft von Achilles und der Macht, die er besässe, würdig sey. Darauf gab er das Zeichen, zum Sturme zu blasen. Die Feinde wurden mit Pfeilen zurückgetrieben, die Sturmleitern angelegt. Pyrrhus war der erste auf der Mauer. Er wehrte herzhaft die Menge ab, die sich ihm entgegen stellte, warf auf allen Seiten Feinde die Mauer herab, brachte viele mit eigener Hand um, und häufte um sich herum eine Schaar von Todten auf, wobey er selbst keine Wunde bekam, denn sein fürchterlicher Anblick schreckte schon alle Feinde ab, und er zeigte bey dieser Gelegenheit durch sein Beyspiel die Wahrheit des homerischen Ausdrucks, daß unter allen Eigenschaften die Tapferkeit allein fähig sey, die Menschen öfters in enthusiastisch wüthende Anfälle zu setzen. Nach der Eroberung der Stadt hielt er dem Herkules zu Ehren ein prächtiges Opferfest mit mancherley öffentlichen Schauspielen.

Um Meßina herum wohnte ein ausländisches Volk, welches den Namen der Mamertiner führte, sehr zahlreich und kriegrisch war, weswegen es auch in der lateinischen Sprache die Martialer genannt wurde, und welches die Griechen vielfältig beunruhigte, auch einige von ihnen sich zinsbar gemacht hatte. Pyrrhus ließ diejenigen, die den Tribut abholen wollten, greifen und hinrichten, die Mamerti-

ner selbst aber schlug er in einem Treffen, und zerstörte viele von ihren festen Oertern.

Die Carthaginenser thaten dem Pyrrhus Friedensvorschläge, und bothen ihm eine Summe Geld und Schife zu seiner Rückfahrt an; allein seine Aussichten giengen zu weit, als daß er diese Vorschläge hätte annehmen sollen: er gab ihnen daher zur Antwort, daß er nur auf diese einzige Bedingung mit ihnen Friede machen würde, wenn sie ganz Sicilien räumten, und das afrikanische Meer zur Grenze gegen die Griechen setzten. Er wollte, durch sein Glück und die günstigen Umstände muthig gemacht, nunmehr die Entwürfe seiner Hoffnungen ausführen, um deren willen er nach Sicilien übergeschift hatte, unter welchen die Eroberung von Afrika das erste gewesen war. Er hatte auch viele Schife, aber es fehlte ihm an Matrosen: er preßte daher Matrosen mit vieler Strenge und Unbilligkeit gegen die Sicilianischen Städte, die er überhaupt despotisch behandelte, und mit Gewaltthätigkeit und Heftigkeit bestrafte, wenn sie seinen Befehlen nicht Folge leisteten. Im Anfange hatte er sich ganz anders bezeigt, und durch Gelindigkeit, Güte und Vertraulichkeit sich die Liebe der Sicilianer erworben. Zuletzt aber wurde er aus einem Freunde des Volks ein Tyrann, und zog sich durch seine Härte den Vorwurf der Undankbarkeit und Untreue zu. Indessen mußten die Sicilianer, so unwillig sie auch waren, wegen der dringenden Umstände dieß alles ertragen. Als er sich aber gegen den Thönon und Sostratus, welche beyde Oberhäupter der Stadt Syrakus ihn zuerst nach Sicilien gerufen, und bey seiner

Ankunft ihm sogleich die Stadt übergeben, und das meiste unter den Sicilianern für ihn ausgerichtet hatten, so ungerecht bezeigte, und aus Verdacht gegen sie, sie weder bey sich haben, noch in Syrakus lassen wollte, so daß Sosistratus aus Furcht heimlich entfloh, Thönon aber als ein Anhänger desselben angeklagt und getödtet wurde; so gieng, nicht nach und nach, sondern auf einmal sein ganzes Glück verloren. Die sicilianischen Städte geriethen in den heftigsten Haß gegen den Pyrrhus, und ergriffen theils die Parthey der Carthaginenser, theils vereinigten sie sich mit den Mamertinern.

Indem auf diese Art alles von ihm abfiel, sich wieder ihn empörte, und in Bündniß gegen ihn trat, erhielt er Briefe von den Samnitern und Tarentinern, welche ihm meldeten, daß sie aus ihren Landschaften vertrieben, und nicht mehr im Stande wären, sich in ihren Städten länger zu halten, und den Krieg gegen die Römer fortzusetzen, daher sie seine Hülfe nöthig hätten. Dieß gab ihm zu seiner Flucht aus Sicilien einen guten Vorwand, daß es nicht schien, als wenn er aus Verzweiflung, ferner in Sicilien etwas auszurichten, davon gesegelt wäre. In der That aber konnte er sich nicht länger in Sicilien behaupten, wo er sich wie auf einem vom Sturm ergriffenen Schife befand, und nur sicher davon zu kommen suchte. Er eilte also nach Italien über. Als er sich schon auf dem Meere befand, sah er, wie man erzehlt, noch einmal nach Sicilien zurück, und sagte zu seinen anwesenden Freunden: Was für einen Kampfplatz überlassen wir den Carthagi-

nensern und Römern! Seine Vermuthung traf auch einige Zeit hernach richtig ein.

Die feindlichen Völker hatten sich bey seiner Abfahrt mit einander wider ihn verbunden: und er verlor in einem Seetreffen mit den Carthaginensern sehr viele von seinen Schifen, so daß er nur mit einem Theile derselben in Italien anlangte. Zehntausend Mamertiner waren schon vor ihm nach Italien übergegangen, welche sich zwar nicht unterstanden, ihn im freyen Felde anzugreifen, aber durch häufige Anfälle in den engen Wegen sein Heer beunruhigten und viel Schaden zufügten. Es kamen dabey zwey Elephanten und viele von seinem Hinterzuge um. Pyrrhus kam daher selbst seinen Truppen im Hinterhaufen von dem Vorderzuge her zu Hülfe, und fochte gegen diese geübten und kriegrischen Feinde mit grosser Tapferkeit. Er wurde aber mit einem Schwerdte am Kopfe verwundet, und da er sich deswegen eine Zeitlang dem Kampfe entziehen mußte, bekamen die Feinde neuen Muth. Einer von ihnen, der sich durch seinen Körper und seine Rüstung vorzüglich unterschied, rannte den andern zuvor, und rief mit einer frechen drohenden Stimme, den Pyrrhus, wenn er noch leben sollte, zu einem Zweykampfe heraus. Pyrrhus gerieth dadurch in einen solchen Grimm, daß er sich nicht halten ließ, sondern, von seiner Leibwache begleitet, zurückeilte, und über und über mit Blute bespritzt, mit einem schrecklichen Blicke voll Wuth auf den, der ihn herausgefodert hatte, zudrang. Er kam ihm zuvor, und hieb ihn mit einem solchen Schwerdtschlage durch den Kopf, der theils wegen der Stärke seiner Faust,

theils wegen der Güte des Stahls den Barbaren ganz von einander spaltete, so daß die beyden getrennten Theile des Körpers auf beyden Seiten niederfielen. Dieser Vorfall hielt die Feinde, die den Pyrrhus nun für mehr als einen Menschen hielten, von weitern Angriffen ab, und der Zug des Pyrrhus würde nachher ungestört bis nach Tarent fortgesetzt. Er brachte zwanzigtausend Mann Fußvolk und dreytausend Mann Reuterey mit, zu welchem Heere die besten Truppen der Tarentiner stießen, worauf er sogleich gegen die Römer, die in dem Lande der Samniter ihr Lager aufgeschlagen hatten, losgieng.

Die Samniter waren in schlechte Umstände gerathen, und die vielen Siege, welche die Römer über sie erhalten hatten, machten sie nun ganz niedergeschlagen: sie waren auch gegen den Pyrrhus sehr aufgebracht, weil er nach Sicilien gesegelt war, und sie verlassen hatte, daher fanden sich wenige von ihnen bey dem Pyrrhus ein. Er theilte indessen die Völker, die er hatte, in zwey Haufen, davon er den einen nach Lucanien schickte, um dort den einen Consul abzuhalten, daß er nicht dem andern zu Hülfe käme. Mit dem andern Theile seines Heers zog er selbst gegen den Manius Curius, welcher sich bey der Stadt Benevent in ein sicheres Lager gezogen hatte, und aus Lucanien Verstärkung erwartete, und auch wegen der Warnungen der Wahrsager und Opferpriester sich ruhig verhielt.

Pyrrhus eilte dieses Heer anzugreifen, ehe das in Lucanien ihm zu Hülfe käme. Er gieng mit seinen besten Truppen und den streitbarsten Elephanten darauf los, und rückten des Nachts gegen das Lager an. Weil er aber durch einen Umweg in dich-

ten Wäldern marschirte, so giengen endlich die Fackeln aus, und seine Truppen verirrten sich auf dem Wege. Als es Tag wurde, und sie von den Bergen herab näher an den Feind zogen, wurden sie bald entdeckt, und es entstand eine grosse Bewegung in dem römischen Lager. Weil die Opferpriester dem Consul Manius Curius gute Vorbedeutungen anzeigten, und die Umstände auch zu einer Vertheidigung nöthigten, so rückte der Consul mit einigen Truppen aus dem Lager, und grif das Vordertreffen des Pyrrhus an. Er schlug es, und brachte ein solches Schrecken unter die Feinde, daß eine ziemliche Anzahl auf dem Platze blieb, und auch einige Elephanten den Siegern in die Hände fielen. Dieser Sieg machte den Manius Curius so muthig, daß er mit allen seinen Truppen ins freye Feld rückte, und eine förmliche Schlacht lieferte. Auf dem einen Flügel schlugen die Römer die Feinde in die Flucht, auf den andern aber wurden sie von den Elephanten überwältigt, und bis ins Lager getrieben. Da ließ sogleich der Consul die Truppeu, die zur Beschützung des Lagers auf den Wällen standen, herausrücken, und einen neuen Angrif thun. Diese warfen von den Anhöhen, von welchen sie herunterzogen, so eine Menge Pfeile unter die Elephanten, daß diese Thiere sich umwenden mußten, nnd sie stürmten auf ihrer rückseitigen Flucht unter ihre eigne Truppen, und brachten dieselben in Verwirrung und Unordnung, wodurch der Sieg der Römer vollkommen gemacht, und ihre Herrschaft in Italien befestigt wurde. Denn sie bekamen durch diesen Sieg neuen Muth und neue Macht, und ihre dabey bewie-

wiesene Tapferkeit hatte ihnen den Ruf erworben, daß sie unüberwindlich wären. Sie machten sich auch bald darauf von Italien, und einige Zeit hernach von Sicilien Meister.

So verlor Pyrrhus alle seine Hoffnungen auf Italien und Sicilien, und hatte durch einen sechsjährigen Krieg in diesen Ländern seine Macht vergeblich geschwächt: aber seiner Niederlage ohnerachtet behielt er einen unüberwindlichen Muth. Er hatte, nach dem allgemeinen Urtheile, unter allen Königen seiner Zeit die größte Kriegserfahrung, die mehrste persönliche Tapferkeit, und den unternehmendsten Geist, aber was er durch herrliche Thaten sich erwarb, verlor er wieder durch eitle Entwürfe, und aus Begierde nach dem, was er nicht hatte, war er nicht im Stande das zu nutzen und zu erhalten was er hatte. Deswegen verglich ihn Antigonus mit einem Bretspieler, der viele glückliche Würfe thäte, aber die Steine nicht zu setzen wüßte.

Pyrrhus brachte achttausend Mann Fußvolk und fünfhundert Mann zu Pferde wieder mit sich nach Epirus zurück. Aber da er kein Geld zur Unterhaltung der Truppen hatte, suchte er Gelegenheit zu einem neuen Kriege. Er unternahm in Begleitung einer Menge Gallier, die sich bey ihm eingefunden hatten, einen Einfall nach Macedonien, wo Antigonus, des Demetrius Sohn, regierte, und wollte bloß plündern und Beute machen. Da er aber viele Städte in seine Gewalt bekam, und zweytausend Soldaten zu ihm übergiengen, entwarf er Anschläge zu grössern Aussichten, und gieng auf den König Antigonus selbst los. Er grif ihn in engen Wegen an,

und brachte sein ganzes Heer in Unordnung. Die Gallier, welche den Hintertrupp des Antigonus ausmachten, und zahlreich waren, thaten einen lebhaften Widerstand, worüber es zu einer heftigen Action kam, in welcher die meisten Gallier niedergehauen, und die Führer der Elephanten so umringt wurden, daß sie sich mit den Elephanten an den Pyrrhus ergeben mußten. Dieser wollte den erlangten Sieg mehr nach dem Glücke, das sich ihm darbot, als nach reifer Ueberlegung nutzen, und rückte auf die macedonische Phalanx an. Alle Soldaten waren wegen der Niederlage ihres Hinterhaufens voller Bestürzung und Furcht, und deswegen wollten sie sich in kein Gefecht mit dem Pyrrhus einlassen. Da ritt er vor, streckte seine Hand gegen sie aus, und rief alle Officiere und Obersten bey ihren Namen, worüber denn das ganze Fußvolk den Antigonus verließ, und zum Pyrrhus übergieng. Antigonus entfloh: er behielt nur noch einige Städte an der Küste im Besitze.

Pyrrhus hielt bey diesem ausserordentlichen Glücksfalle den Sieg, den er über die Gallier erfochten hatte, für die herrlichste aller seiner Thaten, und widmete den schönsten und prächtigsten Theil der erlangten Beute der itonischen Minerva mit folgender Inschrift: — „Diese den kühnen Galliern abgenommene Schilde weihte der Molosser König Pyrrhus zum Geschenke der itonischen Minerva: er hatte das ganze Heer des Antigonus überwunden. Kein Wunder, da noch jetzt wie vormals kriegrische Aeakiden leben.“ —

Nach der Schlacht brachte Pyrrhus sogleich die

macedonischen Städte unter seine Bothmäßigkeit. Zu Aegäa bewies er sich nicht allein gegen die Einwohner sehr hart, sondern ließ auch eine Besatzung von den Galliern, die bey seinem Heere waren, in der Stadt, welche mit der ihnen eignen unersättlichen Raubbegierde sogar die dort befindlichen königlichen Gräber aufgruben, sie plünderten, und die Gebeine der Könige mit beschimpfender Frechheit zerstreuten. Pyrrhus schien diesen Frevel gar nicht zu achten, entweder weil er eben damals zu sehr mit andern Dingen beschäftigt war, oder weil er sich fürchtete, diese Barbaren zu bestrafen, er zog sich aber dadurch üble Urtheile der Macedonier zu. Er hatte jedoch noch nicht einmal seine Herrschaft in Macedonien befestigt und eingerichtet, als er schon wieder seine Gedanken auf anderweitige grosse Anschläge richtete, ob er gleich schon den Antigonus verspottete, und ihn einen Unverschämten nannte, daß er noch den königlichen Purpurrock und nicht ein schlechtes Privatkleid trüge.

Er gab den Anträgen des Kleonymus, der zu ihm kam, und ihn nach Lacedämon einladete, sogleich Gehör. Dieser Kleonymus stammte vom königlichen Geschlechte her, weil man ihn aber für einen gewaltthätigen herrschsüchtigen Mann hielt, hatte er alle Liebe und alles Zutrauen verloren, und Areus war König zu Lacedämon geworden. Zu diesen allgemeinen und alten Beschwerden kam noch, daß seine schöne Frau Chelidonis, die aus königlichem Geblüte und des Leotichidas Tochter war, und die er schon als ein alter Mann geheirathet hatte, in den Akrotatus, den Sohn des Königs Areus,

heftig verliebt war, und ihrem Ehemanne, dem Kleonymus, viel Schande und Verdruß machte, denn jedermann in Sparta wußte, daß ihn seine Frau verachtete. Diese häuslichen und öffentlichen Verdrüßlichkeiten trieben endlich sein Mißvergnügen und seine Rachbegierde so weit, daß er den Spartanern die Kriegsmacht des Pyrrhus zuzog, die damals aus fünf und zwanzigtausend Mann zu Fusse, zweytausend Mann zu Pferde, und vier und zwanzig Elephanten bestand.

Diese grosse Kriegsmacht deutete sogleich an, daß Pyrrhus nicht Sparta dem Kleonymus, sondern sich den Peloponnes unterwürfig machen wollte. Indessen leugnete er dieses sowohl gegen andre als gegen die lacedämonischen Gesandten selbst, welche ihn zu Megalopolis sprachen. Er erklärte, daß er bloß in der Absicht käme, um die Städte in Freyheit zu setzen, die sich Antigonus unterwürfig gemacht habe, und auch wohl seine jüngern Prinzen nach Sparta zu bringen, um sie dort auf lacedämonische Art erziehen zu lassen, wodurch sie sich einen Vorzug vor allen andern Königen erwerben würden. Unter diesem Vorgeben, welches er auf seinem Wege gegen jedermann behauptete, rückte er ins lacedämonische Gebiet. Sobald er es aber berührt hatte, ließ er rauben und plündern. Auf die Vorstellungen der Gesandten, daß es ganz wider seine Erklärungen wäre, sich so feindselig zu bezeigen, antwortete er: — Es ist ja bekannt, daß ihr Spartaner andern auch nicht vorhersagt, was ihr thun wollt. Einer von den Gesandten antwortete ihm darauf, im lakonischen Dialekte: Wenn du ein Gott bist, so wirst du uns kein

Unglück zufügen, denn wir haben dich nicht beleidigt. Wenn du aber ein Mensch bist, so wird noch einer seyn, der stärker ist als du.

Er rückte hierauf vor Lacedämon selbst. Kleonymus wollte, daß er es sogleich bestürmen sollte. Aber Pyrrhus besorgte, wie man erzehlt, daß seine Soldaten, wenn sie des Nachts die Stadt einnähmen, sie plündern möchten, und schob den Sturm bis auf den folgenden Tag auf.

In Lacedämon befanden sich bey dem so plötzlichen Ueberfalle wenige Truppen, und alles war in schlechter Kriegsverfassung; der König Areus selbst war nicht gegenwärtig, sondern nach Kreta den Gortyniern zu Hülfe gegangen. Aber eben die Verachtung, mit welcher Pyrrhus die so schlecht beschützte Stadt behandelte, errettete sie. Pyrrhus brachte die Nacht ruhig im Lager zu: die Anverwandten und Hausgenossen des Kleonymus putzten indessen schon dessen Haus auf, und machten alles zu einem Gastmahle bereit, als wenn Pyrrhus des Nachts noch in diesem Hause speisen würde.

Die Lacedämonier hielten die Nacht über noch Berathschlagungen. Sie wollten ihre Weiber nach Kreta schicken, aber diese widersetzten sich dem Vorschlage. Eine gewisse Archidamia kam sogar mit einem Degen in der Hand in die Versammlung des Senats, und machte den Männern im Namen der Weiber Vorwürfe, daß sie verlangten, die Weiber sollten leben, wenn Sparta verloren gienge. Hierauf wurde beschlossen, dem feindlichen Lager gegen über einen Graben aufzuwerfen, und die beyden Enden desselben mit Wagen zu verrammeln, die bis an

die Mitte der Räder tief in die Erde gegraben wären, damit durch diese Befestigung die Elephanten abgehalten würden. Sobald diese Arbeit angefangen wurde, kamen den ältern dabey beschäftigten Männern Weiber und Mädchen theils in aufgeschürzten Röcken, theils in blossen Unterröcken zu Hülfe, und nahmen an der Arbeit Theil. Sie befohlen sogar den Soldaten, die fechten sollten, auszuruhen, und übernahmen es, den dritten Theil des Grabens allein fertig zu machen, welcher nach der Angabe des Phylarchus sechs Ellen breit, vier Ellen tief, und achthundert Fuß lang war, *) dem Hieronymus zufolge aber kleiner gewesen ist. Als der Tag anbrach, und der Feind anfieng sich zu bewegen, holten sie der jungen Mannschaft die Waffen, und übergaben ihnen die Vertheidigung des Grabens mit der Vorstellung, wie süß es sey, vor den Augen des Vaterlandes zu siegen, und wie rühmlich, als würdige Spartaner zu fallen, und dann in den Armen der Mütter und Weiber zu sterben. Chelidonis blieb allein, und hatte sich einen Strick um den Hals gebunden, um sich zu erhenken, damit sie nicht, wenn die Stadt erobert würde, dem Kleonymus in die Hände fiele.

Pyrrhus rückte an der Spitze seines Fußvolks mit aller Macht gegen die Menge der spartanischen ihm entgegen gestellten Schilde, und gegen den Graben an, über welchen er nicht kommen konnte, da zumal der lokre Boden seine Soldaten keinen festen Tritt thun ließ. Sein Prinz Ptolemäus gieng mit

*) τὸ δὲ μῆκος ὀκταπλεθρον. longa octo iugera. Xylander.

zweytausend Galliern und einem Truppe Chaonier an den Graben herunter, und versuchte bey den eingerammelten Wagen überzugehen. Sie waren aber so tief und dicht neben einander in die Erde gegraben, daß sie sowohl den Ptolemäus vom Uebergange als die Lacedämonier vom Angriffe auf ihn abhielten. Die Gallier fiengen indessen an, die Räder von den Wagen abzuziehen, und die Wagen in den Fluß zu werfen. Bey dieser Gefahr lief der junge Akrotatus zurück, durch die Stadt mit dreyhundert Mann, und kam dem Ptolemäus in den Rücken, von dem er wegen der hohlen Wege nicht eher entdeckt wurde, bis er schon die hintersten Soldaten angegriffen hatte. Ptolemäus war nun gezwungen, sich umzuwenden, und gegen den Akrotatus zu fechten, wobey seine Leute einander selbst drängten, und viele in den Graben oder unter die Wagen fielen, bis endlich die Spartaner unter vielem Blutvergiessen mit Mühe zurückgeschlagen wurden. Die ältern Spartaner und die Weiber waren von der Tapferkeit des Akrotatus Zuschauer gewesen. Als er wieder durch die Stadt an seinen vorigen Posten marschirte, über und über mit Blute bespritzt, und wegen seines Siegs voll neuen Muths und Lebhaftigkeit, schien er den lacedämonischen Frauen schöner und grösser als vordem zu seyn, und sie beneideten der Chelidonis einen solchen Liebhaber. Einige ältere Spartaner aber liefen ihm nach, und schrien ihm zu: Lauf, Akrotatus, umarme deine Chelidonis, und zeuge tapfre Söhne für Sparta.

An dem Orte, wo Pyrrhus selbst commandirte, war die Schlacht am heftigsten. Die Spartaner tha-

ten Wunder der Tapferkeit, besonders zeichnete sich Phyllius unter allen aus. Er that den tapfersten Widerstand, und tödtete die meisten Feinde. Als er wegen seiner vielen Wunden sich ganz entkräftet fühlte, übergab er einem von denen, die neben ihm standen, seinen Platz, und fiel mitten unter die fechtenden Spartaner nieder, damit er auch nicht nach seinem Tode in die Gewalt der Feinde käme.

Die Nacht trennte endlich die Fechtenden. Pyrrhus hatte in derselben folgenden Traum. Es schien ihm, als wenn er Lacedämon mit Donnerkeilen beschösse, die Stadt in Brand geriethe, und er sich darüber freute. Er wachte vor Freude darüber auf, und gab seinen Officieren Befehl, die Soldaten zum wiederholten Angriffe bereit zu machen, seinen Vertrauten aber erzehlte er seinen Traum, welchen er für eine Vorbedeutung hielt, daß er die Stadt mit Sturme einnehmen würde. Die andern gaben ihm mit Verwundrung Beyfall, nur dem einzigen Lysimachus gefiel dieser Traum nicht. Er sagte, er befürchtete, weil die vom Donner getroffenen Oerter nicht betreten werden dürften, daß dadurch angedeutet würde, Pyrrhus werde die Stadt nicht betreten. Pyrrhus aber antwortete: Dergleichen Auslegungen wären nur Ueberredungen für den Pöbel, und lauter Ungewißheit, jetzt müsse man die Waffen zur Hand nehmen, und die Gesinnung haben: — Der Vorbedeutungen beste ist, für den Pyrrhus zu fechten *).

*) Eine Anspielung auf den homerischen Vers. Iliad. XII. vers. 243.

εἷς οἰωνὸς ἄριστος ἀμύνεσθαι περὶ πάτρης.

Der Vorbedeutungen beste ist, fürs Vaterland fechten.

Mit Anbruch des Tages führte Pyrrhus sein Heer zu einem neuen Angriffe. Die Lacedämonier wehrten sich mit einer Tapferkeit und einem Eifer, der ihre Kräfte zu übersteigen schien. Die Weiber kamen zur Hülfe. Einige reichten den Soldaten Pfeile, andre brachten den ermatteten Speise und Trank, und nahmen sich der Verwundeten an. Die Macedonier arbeiteten an der Ausfüllung des Grabens und trugen Holz und allerhand andre Sachen zusammen, mit welchen sie die Waffen und Todten, die im Graben lagen, bedeckten. Indem die Lacedämonier dieses zu verhindern suchten, war Pyrrhus, bey den Wagen über den Graben gedrungen, und man sah ihn schon grade auf die Stadt zu reiten. Diejenigen, welche auf dieser Seite ihren Posten hatten, erhoben darüber ein grosses Geschrey, die Weiber heulten, und liefen hin und her. Pyrrhus drang indessen immer weiter vorwärts, und trieb alles, was sich widersetzte, weg. Indessen wurde das Pferd des Pyrrhus von einem kretischen Pfeile in den Bauch getroffen, und warf in der Todesangst den Pyrrhus an einen schlüpfrigen und abschüßigen Ort ab. Während dem Getümmel, das dabey das Gefolge des Pyrrhus um ihn herum hatte, liefen die Spartaner herbey, und trieben mit einem Hagel von Pfeilen alle Macedonier wieder zurück. Darauf ließ Pyrrhus das Gefechte endigen, in der Hoffnung, daß die Lacedämonier von selbst nachgeben würden, da fast alle verwundet und viele geblieben waren.

Aber das gute Glück der Stadt, welches entweder die Tapferkeit der Spartaner genug geprüft hatte, oder seine Macht in den gefährlichsten Um-

ständen zeigen wollte, führte den fast hoffnungslosen Spartanern den Aminias zu, einen Phocenser, und General des Antigonus, welcher von Korinth her mit einigen fremden Truppen zu Hülfe kam. Und kaum war dieser in die Stadt gezogen, als der König Areus selbst aus Kreta mit zweytausend Mann anlangte. Darauf begaben sich die Weiber sogleich wieder in ihre Häuser zurück, und überliessen den Krieg den angekommenen Truppen, welche auch die Posten der alten Männer einnahmen, die bisher aus Noth hatten mit die Waffen führen müssen.

Der Muth und der Ehrgeitz des Pyrrhus wurde durch die ankommenden frischen Truppen noch mehr erweckt. Er suchte sich mit Gewalt der Stadt zu bemächtigen. Allein er richtete nichts aus, sondern mußte sich mit vielem Verluste zurückziehn. Er verwüstete die umliegende Gegend. Seine Absicht war, die Winterquartiere im lacedämonischen Gebiete zu nehmen, aber sein Schicksal war ihm unvermeidlich.

In Argos waren zwischen dem Aristeas und Aristippus Feindseligkeiten entstanden. Es schien als wenn Aristippus den Beystand des Königs Antigonus erhalten würde: Aristeas wollte ihm also zuvorkommen, und rief den Pyrrhus nach Argos. Dieser war schon gewohnt von einer Hoffnung auf die andre zu fallen, seine glücklichen Begebenheiten zu Gelegenheiten neuer Unternehmungen zu machen, wegen erhaltenen Verlusts wieder an andern Erholung zu suchen, und weder durch Niederlagen noch Siege seiner Geschäftigkeit sich und andre zu beunruhigen ein Ziel setzen zu lassen. Er marschirte so-

gleich nach Argos zu. Der lacedämonische König Areus stellte ihm viele Truppen im Hinterhalte, welche an den beschwerlichsten Wegen Posten faßten, und seinen Hinterzug anfielen, und viele Gallier und Molosser niederhieben. Es war auch dem Pyrrhus von einem Wahrsager, der in einem Opferviehe keine ganze Leber gefunden hatte, prophezeyt worden, daß er einen seiner nächsten Anverwandten verlieren würde. Aber die tumultuarischen Umstände bey dem Angriffe der Feinde verhinderten ihn daran zu gedenken. Er gab Befehl, daß sein Prinz Ptolemäus mit einiger Mannschaft dem Hinterzuge zu Hülfe eilen sollte, indessen er selbst eilte, sein Heer aus den engen Wegen herauszuführen. Ptolemäus gerieth in ein scharfes Gefecht. Die auserlesensten Spartaner griffen unter Anführung des Evalkus seine Truppen mit Heftigkeit an: währendem Gefechte lief ein Kretenser, aus Aptera gebürtig, mit Namen Orösus, ein tüchtiger Fechter, und der schnell laufen konnte, von der Seite auf den jungen Prinzen los, der muthig kämpfte, und stürzte ihn mit einem Stoße zu Boden. Der Tod des Prinzen verursachte die Flucht seiner Truppen. Die Lacedämonier verfolgten die Flüchtigen, und kamen im Nachjagen von ihrem Heere weit ab und unversehends ins freye Feld. Pyrrhus, der schon den Tod seines Prinzen erfahren hatte, und seinen Verlust sehr bedauerte, ließ seine molossische Reuterey auf diese Lacedämonier anrücken. Er ritt voran, und erfüllte alles mit lacedämonischen Blute: so tapfer und schrecklich er sich auch in allen andern Schlachten bewiesen hatte, so sehr schien er durch Kühnheit und Gewalt in

diesem Gefechte alles, was man sonst von ihm gesehen hatte, zu übertreffen. Als er auf dem Evalkus selbst mit seinem Pferde lossprengte, so wich dieser auf die Seite, und hätte beynahe mit seinem Schwerdte dem Pyrrhus die Hand, mit der er den Zügel hielt, abgehauen, traf aber doch nur den Zügel, den er entzwey hieb. Pyrrhus durchstieß ihn darauf sogleich mit seiner Lanze, sprang hierauf vom Pferde, und fochte gegen die Spartaner, die um den Evalkus herum stritten, zu Fusse, von denen er eine grosse Anzahl tödtete. Die Spartaner hatten am Ende ihres Krieges gegen den Pyrrhus, in diesem Gefechte noch, durch die Ehrbegierde ihrer Anführer einen grossen Verlust erlitten.

Pyrrhus hatte in diesem Gefechte seinem Sohne gleichsam ein Todtenopfer gebracht, und einen Fechterkampf zum Leichenbegängnisse gehalten, und dabey durch seine Wuth gegen die Feinde seine Betrübniß einigermassen gestillt. Er rückte weiter auf Argos an. Weil er aber erfuhr, daß König Antigonus schon die Höhen an der Ebene der Stadt in Besitz genommen hätte, so schlug er bey Nauplia sein Lager auf. Den Tag darauf schickte er einen Herold an den Antigonus ab, nannte ihn einen Räuber, und verlangte, daß er von seinen Anhöhen in die Ebene hinabkommen, und um das Königreich Macedonien mit ihm fechten sollte. Antigonus aber ließ ihm zur Antwort sagen: „er pflege bey seinen Feldzügen sowohl die Waffen als auch die Umstände zu nutzen, dem Pyrrhus aber ständen viele Wege zum Tode offen, wenn er keine Lust hätte, länger zu leben.“

Die Einwohner von Argos schickten an beyde Könige Abgeordnete, und liessen sie bitten, sich von ihren Grenzen zu entfernen, und nicht Gelegenheit zu geben, daß einer von beyden sich der Stadt bemächtigte, die gern gegen beyde Könige Freundschaft halten wollte. Antigonus gab diesem Gesuche Gehör, und seinen Prinzen den Argivern zur Geißel. Pyrrhus gab zwar auch den Argivern die Versicherung, daß er abziehen wollte, aber kein Unterpfand seiner Treue, daher man Verdacht auf ihn warf.

Indessen ereigneten sich zwey grosse Vorbedeutungen für den Pyrrhus. Bey einem im Lager des Pyrrhus gehaltenem Opfer streckten sich die Zungen der geopferten Ochsen, obgleich die Köpfe von den Körpern getrennt besonders lagen, von selbst heraus, und leckten das geronnene Blut auf. Und in der Stadt Argos lief die Priesterin des lycäischen Apollo mit Geschrey umher, und rief, sie sähe die Stadt voller Blut und Todten, und ein Adler käme zum Kampfe und verschwände nachher.

Pyrrhus rückte in einer sehr dunkeln Nacht an die Mauern von Argos. Er fand das Thor, welches Diamperes heißt, vom Aristeus seinen Truppen geöfnet, und die Argiver wurden nicht eher gewahr, daß er ihre Stadt inne hatte, bis seine Gallier den Markt besetzt hatten. Weil aber das Thor zu klein war, um die Elephanten durchzubringen, und ihre Thürme vor dem Thore abgenommen, und wenn sie herein waren, wieder aufgesetzt werden mußten, welches viel Lärmen und Verzug machte, so sammelten sich indessen die Argiver, die den feindlichen Ueberfall gewahr wurden, und besetzten das

Schloß Aspis und die festesten Plätze, und liessen durch abgeschickte Bothen den Antigonus um Hülfe bitten. Dieser rückte auch sogleich an die Stadt heran, und stellte einen Theil seiner Truppen in Hinterhalt, einen Theil ließ er unter den Befehlen seines Prinzen und seiner Generale in die Stadt zu Hülfe marschiren. Zugleich kam auch der König Areus mit tausend Kretensern und den leichten Truppen aus Sparta an, und grif in Vereinigung mit jenen die Gallier des Pyrrhus an, welche in eine grosse Verwirrung geriethen. Pyrrhus selbst drang von Kylarabis *) her in die Stadt mit einem lauten Feldgeschrey, welchem seine Gallier mit einem solchen Geschrey wieder antworteten, welches ihm nicht frohen Kriegermuth, sondern Verwirrung und Noth seiner Truppen anzudeuten schien. Er beschleunigte daher seinen Marsch, und drengte seine Reuter, die wegen der vielen Kanäle und Löcher in der Stadt nicht gut fortkommen konnten, mit Gewalt vor sich her. Die Dunkelheit der Nacht machte allgemeine Verwirrung: man konnte vor dem Getümmel der Waffen und dem Lärmen nicht die Stimmen erkennen, die Soldaten verirrten sich in der Finsterniß in den engen Gassen, die Befehle der Officiere konnten nicht gehört werden, alles schrie und lärmte unter einander: beyde Theile konnten also nichts ausrichten, und erwarteten den Tag.

Als bey Anbruch des Tages Pyrrhus gewahr wurde, daß das Schloß Aspis ganz mit bewafneten Feinden erfüllt war, erschrack er, und sein Schrecken wurde vermehrt, da er auf dem Markte der

*) Ein Fechterplatz, nicht völlig dreyhundert Schritte von der Stadt Argos.

Stadt unter andern Statüen einen Wolf und einen Stier von Erzt erblickte, die mit einander streitend vorgestellt waren, weil er sich eines Orakels von alten Zeiten her erinnerte, welches ihm geweissagt hatte, daß er alsdenn sterben würde, wenn er einen Wolf mit einem Stier würde haben streiten sehen.

Dieses eherne Bild war, der Erzehlung der Argiver nach, zum Andenken einer alten Begebenheit errichtet. Als Danaus nämlich durch die thyreatische Gegend bey Pyramia vorbey nach Argos zog, sahe er einen Wolf mit einem Stier streiten. Daraus nahm er zu einer Vorbedeutung an, als wenn der Wolf, der, so wie er, aus einer fremden Gegend kam, für ihn stritte, und wartete den Ausgang des Kampfes ab. Der Wolf überwand den Stier, und Danaus rückte nach einem Gebete zum lycäischen Apollo auf Argos an, und war auch glücklich, da Gelanor, der damalige König der Argiver, in einem Aufruhre vertrieben wurde. Zum Andenken der Sache wurden jene Statüen errichtet.

Durch den Anblick dieser Statüe und den geringen Erfolg seines Anschlags wurde Pyrrhus so muthlos, daß er beschloß, sich zurück zu ziehen. Weil er aber besorgte, daß er durch die engen Thore nicht gut würde durchkommen können, schickte er an seinen Sohn Helenus, der mit dem größten Theile des Heers draußen vor der Stadt geblieben war, den Befehl, ein Stück der Mauer niederzureissen, und den ausmarschirenden Truppen zu Hülfe zu kommen, wenn sie vom Feinde beunruhigt würden. Der Bothe aber brachte in der Eil und Verwirrung, in der alles war, einen falschen Befehl. Der Prinz drang mit den noch übrigen Elephanten und den besten Trup-

pen in das Stadtthor hinein, um seinem Vater zu Hülfe zu kommen, der schon auf dem Rückzuge war. Er hatte, so lange ihm der Marktplatz Raum zum Gefechte gegeben hatte, die angreifenden Feinde tapfer zurück geschlagen; als er aber vom Markte auf die enge Gasse kam, die zum Thore führt, stieß er auf seine ihm zu Hülfe entgegen rückende Völker: er schrie ihnen zu, sie sollten sich zurückziehen, aber theils konnten sie vor dem Getümmel den Befehl nicht verstehen, theils wurden sie, wenn sie sich auch gern hätten zurückziehen wollen, von den andern hinter ihnen, die mit Gewalt ins Thor wollten, immer weiter gedrängt. Und dazu lag noch der größte Elephant des Pyrrhus, welcher unter dem Thore umgefallen war, quer im Wege, und schrie gewaltig, und hinderte die Zurückeilenden weiter fortzukommen. Und ein anderer Elephant von denen, die schon in der Stadt waren, welcher Nikon hieß, suchte seinen Führer, der wegen seiner vielen Wunden herabgefallen war, stürzte denen entgegen, die sich zurückzogen, und warf Freunde und Feinde unter einander nieder, bis er seinen Führer, der todt war, wieder fand, den er mit seinen Rüssel aufhob, zwischen beyde Zähne faßte, und ganz rasend wieder umkehrte, und alles, was ihm entgegen kam, zu Boden warf. Unter einem so vielfachen Drange wurden die Truppen des Pyrrhus dergestalt zusammen gepreßt, daß keiner seiner selbst mächtig war, sondern alles war wie ein zusammen geklammerter Körper, und versuchte mit gesammten Kräften durch verschiedene Wendungen auf beyden Seiten sich zu helfen. Aber sie konnten den Feinden wenig Schaden zufügen,

gen,

gen, da sie unaufhörlich von hinten zu angegriffen wurden, und verwundeten und tödteten sich selbst untereinander, weil sie die einmal gezogenen Schwerdter und angelegten Lanzen nicht wieder an sich ziehen konnten, sondern damit diejenigen trafen, die auf sie los gedrängt wurden, und so brachten sie sich untereinander selbst um.

Pyrrhus nahm in diesem entsetzlichen Sturme, in dem er sich befand, die Binde an seinem Helme, die ihn kenntlich machte, ab, und gab sie einem seiner Vertrauten; darauf sprengte er mit seinem Pferde, auf welches er sich verlassen konnte, auf die Feinde, die sein Heer verfolgten. Hier bekam er von einem Lanzenstoße durch den Harnisch eine kleine nicht gefährliche Wunde, wandte sich aber sogleich gegen denjenigen, der sie ihm beygebracht hatte. Es war ein Argiver von niedriger Herkunft, der Sohn einer alten armen Mutter. Diese sah eben damals, so wie die andern Frauen, von ihrem Dache dem Gefechte zu, und kam durch die Gefahr, in welcher sie ihren Sohn erblickte, da Pyrrhus gegen ihn andrang, in eine so heftige Angst, daß sie einen Ziegelstein mit beyden Händen ergrif, und auf den Pyrrhus herab warf, welcher ihn am Kopfe traf, und das Genicke entzwey brach, so daß ihm gleich das Gesicht vergieng, und der Zügel aus der Hand fiel. Er sank bey dem Denkmale des Likymnius zu Boden, und wurde von niemanden erkannt.

Allein Zopyrus, einer von den Soldaten des Antigonus, und zwey oder drey andere, die ihn kannten, liefen herzu, und schleppten ihn auf einen Hof, als er eben anfieng sich wieder vom Schlage zu er-

holen. Zopyrus zog sein illyrisches Schwerdt, um ihn den Kopf abzuhauen, wurde aber durch den schrecklichen Blick, den Pyrrhus auf ihn warf, so furchtsam gemacht, daß er mit den Händen zitterte, und vor Angst und Verwirrung den Hals nicht traf, sondern den Mund und das Kinn, und also langsam und mit Mühe den Kopf abhieb.

Indessen war dieser Zufall allgemeiner bekannt worden, und Alkyoneus kam herbeygeeilt, den Kopf des Pyrrhus zu besehen. Er nahm ihn, und ritt damit zu seinem Vater, und warf ihn zu dessen Füssen, der eben bey seinen Vertrauten saß. Antigonus aber entsetzte sich über diesen Anblick so sehr, daß er seinen Prinzen mit dem Stocke von sich wegjagte, und ihn einen Bösewicht und Barbaren nannte. Er hielt sich selbst seinen Rock vors Gesichte, und vergoß Thränen, in Erinnerung an seinen Großvater Antigonus und seinen Vater Demetrius, die in seinem eigenen Geschlechte Beyspiele von der Wandelbarkeit des Glücks gewesen waren. Er ließ den Kopf und den Körper des Pyrrhus mit anständiger Feyerlichkeit verbrennen.

Alkyoneus traf den Prinzen des Pyrrhus, Helenus, in einer armseligen Gestalt und schlechtem Kleide an, er begegnete ihm mit vieler Güte, und führte ihn zu seinen Vater Antigonus, welcher zum Alkyoneus sagte: „So machst du es zwar besser, mein Sohn, als vorher, aber doch noch nicht ganz recht, da du ihm dieses schlechte Kleid nicht ausgezogen hast, welches uns, die wir seine Sieger sind, mehr als ihn beschimpft.“ Er bewies sich gegen den Helenus freundschaftlich, ließ ihn anständig

kleiden, und schickte ihn nach Epirus zurück. Auch bezeigte er sich gegen die Vertrauten des Pyrrhus großmüthig, da er Herr des Lagers und der ganzen Kriegsmacht geworden war.

Cajus Marius.

Wir können den dritten Namen des Cajus Marius nicht angeben, so wie man ihn auch vom Quintus Sertorius, der Spanien eine Zeitlang behauptete, und vom Lucius Mummius, der Korinth eroberte, nicht weiß. Denn der Zuname Achaicus wurde dem letztern wegen seiner Thaten, so wie dem Scipio der Zuname Afrikanus und dem Metellus der Name Macedonicus gegeben. Dadurch glaubt Posidonius diejenigen am meisten zu widerlegen, welche den dritten Namen der Römer für den eigentlichen Hauptnamen halten, z. E. Camillus, Marcellus, Cato, weil alsdenn diejenigen keinen eigentlichen Namen haben würden, die nur zwey Namen geführt haben. Aber Posidonius bedenkt dabey nicht, daß nach seinem Grunde die Weiber keinen eigentlichen Namen gehabt hätten, denn den ersten Namen, den Posidonius für den eigentlichen Namen der Römer hält, führt kein Frauenzimmer, der andre ist der Geschlechtsname, z. E. die Pompejer, Mallier, Cornelier, wie man auch die Herakliden, die Pelopiden sagt, und der dritte ist der Zuname, welcher

wegen Charakterzüge, oder Thaten, oder von der kör-perlichen Gestalt, oder Leibesfehlern her pflegt gegeben zu werden, z. E. Makrinus, Torquatus, Sylla, wie bey den Griechen Mnemon, Grypus, Kallinikus. Die Verschiedenheit und Abänderungen der Gewohnheiten giebt indessen zu vielen Behauptungen in dieser Materie Gelegenheit *).

Die steinerne Statüe des Marius zu Ravenna in Gallien, die wir selbst gesehen haben, stellt seine Bildung so vor, daß man die bittere Strenge und Härte seines Charakters, die ihm zugeschrieben wird, daran erkennen kann. Er war von Natur wild und kriegrisch, und da er auch durch die Erziehung mehr zu militärischen als politischen Diensten des Staats war vorbereitet worden, so konnte er bey den obrigkeitlichen Aemtern, die er nachher bekleidete, seine Heftigkeit nicht in Schranken halten. Er soll auch die griechischen Wissenschaften nicht gelernt, und bey keiner ernsthaften Sache die griechische Sprache gebraucht haben: er hielt es für lächerlich, solche Wissenschaften zu lernen, deren Lehrmeister andern

*) Ruald hat in seinen Anmerkungen über den Plutarch Animaduerſ. XV. p. 897. ſq. Tom. II. ed. Reisk. sich des Posidonius wider den Plutarch angenommen, und behauptet, Plutarch habe die Zeiten des Posidonius nicht von den seinigen unterschieden. Allein Plutarch führt ja deutlich die Verschiedenheit der Gewohnheiten und ihre Abänderungen an. Wer viel über diese Materie von den römischen Namen zu lesen Lust hat, lese Robortelli libell. de Romanorum nominibus, et Annot. Lib. I. cap. 24. et 31. et Sigonium in Emendatt. Libr. II. cap. 8. 14. 23. it. Angel. Politian. Miſcell. cap. 31. etc.

unterwürfig wären. Als er nach seinem zweyten Triumphe bey der Einweihung eines Tempels griechische Spiele halten ließ, war er kaum auf den Schauplatz gekommen, und hatte sich kaum niedergesetzt, als er sich schon wieder weg begab. — Plato pflegte zum Xenokrates, einem Philosophen von mürrischen unpolirten Wesen, öfters zu sagen: „Lieber Xenokrates, opfre den Grazien.“ Wenn jemand den Marius hätte bereden können, den griechischen Musen und Grazien zu opfern, so würde er nicht nach seinen so rühmlichen Feldzügen und gefährten Staatsämtern ein so unanständiges Ende genommen, noch sich durch seine Heftigkeit, unzeitige Herrschsucht, und unersättliche Geldgierde einem mit Grausamkeit und unruhigen Auftritten erfülltem Alter ausgesetzt haben. Man wird dieses bald aus der Erzehlung seiner Begebenheiten sehen können.

Marius war von ganz unbekannten und armen Aeltern geboren, die sich durch Händearbeit ernährten. Sein Vater hatte einerley Namen mit ihm, seine Mutter hieß Fulcinia. Er kam spät nach Rom, und wurde also mit dem Stadtleben spät bekannt. Vorher lebte er in dem Flecken Cirraeaton, im arpinischen Distrikte, wo er von den feinen und artigen Sitten der Stadt entfernt, eine bäurische doch mässige und der Gewohnheit der alten Römer ähnliche Lebensart führte.

Seinen ersten Feldzug that er wider die Spanier unter dem Befehle des Scipio Afrikanus, als dieser die Stadt Numantia belagerte. Seine vor den andern jungen Römern vorzügliche Tapferkeit wurde dem Feldherrn bald bekannt, besonders da er

die veränderte Kriegszucht, welche Scipio unter dem damals durch Ueppigkeit und Pracht verderbten Soldaten einführte, am bereitwilligsten befolgte. Er soll auch einmal vor den Augen des Feldherrn einen Feind überwunden haben.

Durch sein Wohlverhalten erwarb er sich die Achtung des Feldherrn. Als einmal nach der Tafel das Gespräch auf die grossen Generale fiel, und einer von den Anwesenden entweder aus wirklichem Zweifel oder aus Schmeicheley den Scipio fragte: was für einen ihm ähnlichen General und Anführer die Römer nach ihm wohl haben würden? so soll Scipio dem jungen Marius, der neben ihm saß, sanft auf die Schulter geklopft und gesagt haben: „Vielleicht dieser hier.“ So vorzüglich war das Genie des Jünglings, daß aus ihm schon der künftige grosse Mann hervorleuchtete, und so scharfsichtig der Geist des Scipio, daß er in dem ersten Anfange die künftige Grösse vorhersah.

Marius wurde durch dieses Urtheil des Scipio, wie man erzehlt, gleichsam wie durch ein göttliches Orakel zu weitern Hoffnungen aufgemuntert. Er widmete sich zum Dienste des Staats, und gelangte durch die Empfehlungen und Betriebsamkeit des Cäcilius Metellus, in dessen Gunst er vorlängst von seinem Vater her stand, zu dem Amte eines Tribunen des Volks. Während seiner Verwaltung dieses Amts brachte er ein Gesetz wegen der Stimmensammlung zu Stande, welches den bisherigen mächtigen Einfluß der Patricier in die Gerichtsurtheile verminderte. Der Consul Cotta widersetzte sich dieser Sache, und bewog den Senat, sich ebenfalls zu

widersetzen, und den Marius darüber zur Rechenschaft zu fodern. Marius erschien, als darüber ein Dekret des Senats war abgefaßt worden, vor dem Senate, ganz ohne die Schüchternheit eines jungen Mannes, welcher, ohne etwas wichtiges verrichtet zu haben, so eben erst ein öffentliches Amt in der Republik erhalten hatte, er zeigte vielmehr schon eben den Stolz, zu den ihn seine nachherigen Thaten berechtigten, und drohete dem Consul Cotta mit dem Gefängnisse, wenn er das Dekret des Senats nicht aufhübe. Der Consul wandte sich darauf an den Cäcilius Metellus, und fragte ihn um seine Meynung. Metellus stand auf und unterstützte den Consul. Marius holte sogleich den Lictor in das Senatorenzimmer, und befahl, selbst den Metellus ins Gefängniß zu führen. Dieser rief die andern Tribunen zu Hülfe, allein sie nahmen sich seiner nicht an, und der Senat war also genöthigt, sein Dekret aufzuheben.

Marius gieng mit stolzer Zufriedenheit vor die Versammlung des Volks, und ließ sein Gesetz bestätigen. Man sah, daß er ein Mann war, der sich durch Furcht nicht schrecken und durch Ehrerbietung von nichts abwendig machen ließ, der im Stande war, dem Senate die Spitze zu bieten, und die Vortheile des Volks und dessen Gunst suchte. Allein er widerlegte diese Meynung von sich bald durch einen andern politischen Streich. Er widersetzte sich nämlich dem Volke, welches nach einem gewissen gethanenen Vorschlage eine Menge Getraides umsonst ausgetheilt haben wollte, mit aller Stärke, und behielt auch die Oberhand. Er hatte sich nun



sowohl beym Senate als beym Volke gleiche Ehre erworben, als ein Mann, der keiner Parthey zum Schaden der Republik ergeben wäre.

Nach zurückgelegtem Tribunate bewarb er sich um das Amt eines Aedils der ersten Gattung. Denn es giebt zwey Arten der Aedilen; diejenigen, welche das Recht haben, auf Stühlen mit ausgelegten gebogenen Füssen bey der Verwaltung ihres Amts zu sitzen, heissen die curulischen Aedilen, die andern vom niedern Range heissen Aedilen des Volks. Nach der Erwählung der Ober-Aedilen werden allemal sogleich darauf die gemeinen Aedilen gewählt. Marius, der gewahr wurde, daß er kein Aedilis curulis werden würde, änderte geschwind sein Ansuchen, und bewarb sich um das Amt eines gemeinen Aedils; aber er erlangte auch dieses nicht, weil man sein Gesuch für die Wirkung einer eigensinnigen Frechheit hielt. So waren ihm an einem Tage zwey Gesuche zugleich abgeschlagen worden, welches vor ihm noch niemanden widerfahren war; allein dieses schlug seinen Muth zu künftigen Aussichten nicht im geringsten nieder.

Er bewarb sich einige Zeit darauf um das Amt eines Prätors, und wäre beynahe wieder durchgefallen: er war der letzte von den Prätoren, die man damals erwählte, und wurde noch dazu angeklagt, daß er durch unrechte Mittel dazu gelangt sey. Besonders warf man auf den Sklaven des Caßius Sabacon Verdacht, den man innerhalb den Schranken, wo die Wahlzettel niedergelegt wurden, erblickt hatte, und Sabacon war der vertrauteste Freund des Marius. Als aber Sabacon deswegen vor dem

Gerichte erschien, so entschuldigte er sich damit, daß ihm bey der grossen Hitze gedurstet, und sein Sklave ihm in einem Becher frisches Wasser in die Schranken gebracht, nachdem er getrunken aber gleich wieder weggegangen sey. Sabacon wurde aber gleichwohl von den nachherigen Censoren aus dem Senate gestossen, und man glaubte, er hat diesen Schimpf entweder durch seine falsche Aussage oder doch durch Unenthaltsamkeit vollkommen verdient. Es mußte auch wegen eben dieser Sache Cajus Herennius sich vors Gericht stellen, welcher aber dagegen einwandte, daß es wider die hergebrachte Gewohnheit liefe, wider seinen Clienten zu zeugen, und die Gesetze selbst sprächen die Patronen von dergleichen Zeugnißablegungen wider ihre Clienten frey, die Aeltern des Marius aber und Marius anfänglich selbst wären Schutzgenossene der Herennischen Familie gewesen, welche Entschuldigung die Richter gelten liessen *). Aber Marius selbst widersprach

*) Dieses, dem Ursprunge und der Absicht nach, weises und glückliches Verhältniß der Vornehmen und Geringen in der römischen Republik gegen einander, und die ursprünglichsten Gesetze für die Patronen und Clienten erklärt selbst Plutarch im Leben des Romulus Th. 1. dieser Uebersetzung S. 76. u. ff. Weitläuftig handelt davon H. von Beaufort in der Römischen Republik 2. Th. 2. Buch. 3. Kap. S. 55. u. ff. Das griechische Wort νεμειν, welches Xylander und Bryanus im Texte für falsch hielten und verbessern wollten, ist das eigentliche in dieser Sache gebräuchliche Wort, anstatt νομιζειν, θεραπευειν. S. Reisk. Animad. ad Plutarch. T. II. p. 965.

dem Herennius, und behauptete, daß er von der Zeit an, da er zu einem obrigkeitlichen Amte gelangt wäre, unter keiner Clientel mehr gestanden hätte, welches nicht ganz richtig war, weil nicht ein jedes obrigkeitliche Amt, sondern nur ein solches, dem nach den Gesetzen ein Sessel mit gebogenen Füssen (Sella curulis) zukam, das Patronat gegen den Clienten und seine Familie aufhob. Die ersten Tage bey der über ihn angestellten Untersuchung sah es mit dem Marius übel aus, und seine Richter waren strenge, allein am letzten Tage wurde er wider Vermuthen durch die Gleichheit der Stimmen losgesprochen.

Er verwaltete das Amt der Prätur mit mittelmäßigem Lobe, und bekam darauf das jenseitige Spanien zur Provinz, welches Land er von den Räubern gereinigt und gesitteter gemacht haben soll, da es bis dahin ganz verwildert, und von den Einwohnern, die Rauben und Plündern für nichts schändliches hielten, unsicher gemacht wurde.

Nach seiner Rückkunft nahm er wieder an Staatsgeschäften Antheil. Es fehlte ihm zwar an Reichthum und an der Gabe der Beredtsamkeit, durch welche Mittel sich damals diejenigen, die das meiste Ansehn behaupteten, Anhang unter dem Volke verschafften. Allein sein lebhafter Geist, seine unermüdete Thätigkeit und seine populäre Lebensart erwarben ihm die Gunst der Bürger, und eine Hochachtung, die ihn empor brachte, so daß er auch zu einer vornehmen Heirath gelangte, und die Julia bekam, welche aus der Familie der Cäsaren, und die Tante des Julius Cäsar war, der nachher

der größte aller Römer wurde, und seinem Verwandten Marius auch nachahmte, wie in dem Leben des Cäsars erzehlt wird.

Man giebt dem Marius das Lob der Mäßigung und der Standhaftigkeit, wovon eine chirurgische Operation, die er an sich vornehmen ließ, ein Beweis ist. Er hatte an beyden Beinen viele sogenannte Oberbeine, und wollte sich von dieser Unbequemlichkeit durch einen Wundarzt befreyen lassen. Er reichte den einen Fuß, ohne sich anbinden zu lassen, dem Wundarzte, und stand die größten Schmerzen beym Schneiden, ohne zu seufzen, und ohne Bewegung und Veränderung der Miene, mit stiller Standhaftigkeit aus. Als aber der Wundarzt an dem zweyten Fuß kam, ließ er nichts weiter vornehmen, und sagte: „Ich sehe, daß der Vortheil der Schmerzen nicht werth ist.“

Bey dem Kriege wider den König Jugurtha nahm der Consul Cäcilius Metellus, der wider den Jugurtha nach Afrika geschickt wurde, den Marius als seinen Legaten, oder Untergeneral, mit sich dahin. Hier fieng er an auf grosse und glänzende Unternehmungen zu denken. Weit entfernt zu Vergrösserung des Rühms des Metellus etwas beyzutragen, wie die andern Legaten zu thun pflegten, glaubte er, nicht vom Metellus zum Legaten gemacht, sondern von dem Glücke zur gelegensten Zeit auf einen Schauplatz grosser Thaten geführt worden zu seyn. Er bewies die vollkommenste Tapferkeit. Er unterzog sich den größten Beschwerlichkeiten, er übernahm die härtesten Gefahren, und hielt auch die nicht geringen Dienste seiner unwerth. Durch die vor=

zügliche Klugheit und Vorsichtigkeit, mit welcher er diejenigen übertraf, die ihm gleich waren, und durch die Frugalität und Geduld, mit welcher er es den gemeinen Soldaten gleich that, erwarb er sich allgemeines Wohlwollen. Denn so wie jedermann bey Beschwerlichkeiten einen Trost darinnen findet, wenn andre freywillig daran Theil nehmen, wodurch gleichsam der Zwang wegfällt, so ist besonders einem römischen Soldaten nichts angenehmer, als wenn er sieht, daß der General einerley Brot mit ihm ißt, oder auf einer schlechten Streu liegt, oder bey Verfertigung eines Grabens oder Walles mit Hand ans Werk legt. Der Soldat schätzt die Generale, welche ihm Geld und Ehre mittheilen, nicht so hoch als diejenigen, welche an seinen Gefahren und Beschwerlichkeiten Theil nehmen, und liebt die, welche ihm arbeiten helfen, weit mehr, als die, welche ihm erlauben müßig zu gehen. Durch alle dergleichen Gefälligkeiten erwarb sich Marius die Liebe der Soldaten, und sein Ruhm breitete sich schnell in ganz Afrika und auch in Rom aus, da die Soldaten aus dem Lager ihren Freunden zu Rom dieses meldeten, und versicherten, der Krieg gegen den Jugurtha würde auf keine andre Weise geendigt werden können, als wenn man den Cajus Marius zum Consul erwählte.

Metellus konnte seine Unzufriedenheit darüber nicht verbergen. Am meisten aber machte ihn die Begebenheit mit dem Turpilius mißvergnügt. Dieser Mann war schon von seinen Aeltern her ein Gastfreund des Metellus, und machte damals als Feldzeugmeister den Feldzug mit. Er war zum Com=

mendanten von Vacca bestellt, einer ansehnlichen Stadt, und gerieth durch die Gelindigkeit und Nachsicht gegen die Einwohner, denen er zu viel traute, unversehends in die Gewalt der Feinde, indem die Bürger dem Jugurtha die Thore öffneten. Sie brachten es bey dem Sieger dahin, daß dem Turpilius nichts zu Leide geschah, und er wieder die Freyheit erhielt. Dieß eben zog ihm den Verdacht einer Verätherey zu. Marius, der mit im Kriegsgerichte über den Turpilius saß, und dessen bitterer Feind war, brachte die andern Richter so sehr wider ihn auf, daß Metellus wider seinen Willen genöthigt wurde, ihn zum Tode zu verdammen. Bald darauf wurde die Unschuld des Turpilius offenbar. Jedermann nahm an dem Schmerze, den Metellus darüber empfand, Antheil: nur Marius freuete sich darüber, und machte sich eine Ehre daraus, zu gestehen, daß die Sache sein Werk gewesen wäre, er scheute sich auch nicht, öffentlich zu sagen: er habe auf dem Metellus den Geist der Rache wegen des an seinem Gastfreunde begangenen Mordes gebracht.

Darauf kam es mit ihrer Feindschaft zum öffentlichen Ausbruche. Man erzehlt, daß Metellus einstmals zum Marius im Spotte gesagt habe: „Du willst uns also verlassen, vortreflicher Mann, und nach Hause segeln, um das Consulat zu erhalten? wärest du nicht zufrieden, wenn du mit diesem meinem Sohne hier zugleich dereinst Consul würdest?" — Der Sohn des Metellus war damals noch sehr jung. Nach vielen Verzögerungen ertheilte endlich Metellus dem Marius, der auf seine Abreise drang, den gesuchten Abschied, da nur noch zehn Tage bis zur

Wahl der Consuln fehlten. Marius legte den langen Weg vom Lager bis ans Meer nach Utica in zweyen Tagen und einer Nacht zurück. Er opferte vor seiner Abfahrt zu Utica, und der Wahrsager soll ihm dabey verkündigt haben, daß ihm ein unglaublich grosses Glück, welches alle seine Hoffnung überträfe, vorbedeutet würde. Dadurch aufgemuntert segelte er ab, und gelangte nach vier Tagen über das Meer in Italien an. Das Volk hatte seine Ankunft mit Sehnsucht erwartet. Er wurde von einem Tribun des Volks auf den Wahlplatz geführt, und bewarb sich mit vielen Beschuldigungen des Metellus, und dem Versprechen, daß er entweder den Jugurtha tödten oder lebendig gefangen nehmen wollte, um das Consulat.

Er wurde mit vielem Ruhme zum Consul erwählt, und stellte sogleich Werbungen an, welche wider die Gesetze und bisherige Gewohnheiten waren, da er eine Menge Arme und Sklaven zu Soldaten machte. Denn die vorigen Feldherren hatten dergleichen Leute nicht unter die Legionen genommen, sondern die Waffen, als eine Art von Ehre, nur denen gegeben, die ihr Stand und Vermögen dazu würdig machte, und die ihr Vermögen gleichsam zum Unterpfande ihrer Treue machten. Mehr aber noch als dieses machten den Marius die stolzen und frechen Reden, womit er die vornehmsten Römer beleidigte, verhaßt, denn er sagte öffentlich, daß er das Consulat als eine Beute betrachtete, die er der Weichlichkeit der Vornehmen und Reichen abgenommen, und er rühme sich nicht fremder Denkmäler und der Ahnen der Vorfahren, sondern seiner eige-

nen Wunden. Er tadelte auch öfters die beyden Consuln L. Calpurnius Bestia, und Spurius Posthumius, welche in Afrika nicht glücklich gewesen waren, als Leute, die zwar von einer vornehmen Familie, aber zum Kriege ungeschickt wären, und aus Mangel an Kenntniß Fehler begangen hätten; dabey fragte er die zuhörende Menge, ob sie nicht glaubten, daß selbst die Vorfahren dieser Männer lieber solche Nachkommen, wie er wäre, würden haben wollen, da sie selbst auch nicht durch eine vornehme Geburt, sondern durch Tapferkeit und herrliche Thaten sich zu ihrem Ansehen erhoben hätten? Dergleichen Reden führte er aber nicht aus blosser eitler Prahlerey, und in der Absicht, um nur den vornehmen Römern wehe zu thun, sondern das Volk selbst freuete sich, wenn der Senat beschimpft wurde, und beurtheilte die Grösse des Geistes immer nach der Prahlerey der Worte, daher ermunterte es den Marius auch, die würdigen Männer nicht zu schonen, und dadurch die Gunst der Meuge sich mehr zu versichern.

Der vom Neide überwundene Metellus war sehr mißvergnügt, daß jetzt, da er den Krieg so weit zu Ende gebracht hatte, nichts mehr übrig war, als sich der Person des Jugurtha zu bemächtigen, Marius nach Afrika kam, um den Preis des Sieges und den Triumph zu erhalten, ein Mann, der sich doch nur durch Undankbarkeit gegen ihn empor geschwungen hatte. Er konnte sich nicht überwinden, den Marius zu sprechen, sondern begab sich von der Armee weg, und ließ dieselbe vom Rutilius, einem seiner Legaten, dem Marius übergeben.

Allein die Strafgerechtigkeit vergaß den Marius doch nicht am Ende dieses Krieges; denn Sylla entriß ihm die größte Ehre des Sieges, so wie er sie dem Metellus entrissen hatte, welches ich hier kürzlich erzehlen will, weil es ausführlicher im Leben des Sylla erzehlt wird.

Bocchus, der König von Obernumidien, des Jugurtha Schwiegervater, hatte demselben in seinem Kriege nicht viel beygestanden, weil er sich über die Untreue des Jugurtha beschwerte, und auch für die Vermehrung von dessen Macht sich fürchtete. Als aber Jugurtha entfliehen mußte, und in seinem Herumirren endlich seine letzte Hoffnung auf den Bocchus zu setzen gezwungen wurde, so nahm ihn dieser mehr aus Schaam bey seinem Flehen als aus wahrer Liebe auf. Er unterhandelte auch zu seinem Besten öffentlich mit dem Marius, und meldete ihm, daß er den Jugurtha nicht ausliefern, sondern sich seiner Sache annehmen würde: insgeheim aber faßte er den Anschlag, ihn zu verrathen, und ließ den Lucius Sylla zu sich kommen, der damals des Marius Rentmeister war, und ihm in diesem Kriege einige Gefälligkeiten erzeigt hatte. Als Sylla getraut hatte und angekommen war, so änderte der Barbar seine Gesinnung, und fieng an sein Vorhaben zu bereuen. Er konnte viele Tage nicht mit sich selbst einig werden, ob er den Jugurtha ausliefern oder vielmehr selbst den Sylla in Verhaft behalten sollte. Endlich vollführte er den erstern Vorsatz der Verrätherey, und lieferte den Jugurtha dem Sylla lebendig in die Hände.

Und dieß war der erste Saame jener unversöhnlichen

lichen und grossen Feindschaft zwischen dem Marius und Sylla, die in der Folge fast ganz Rom ins Verderben stürzte. Denn viele, die den Marius beneideten, gaben die Gefangennehmung des Jugurtha für ein Werk des Sylla aus: und Sylla selbst ließ sich einen Siegelring machen, auf welchem die Uebergabe des Jugurtha durch den Bocchus an ihm gestochen war, und diesen Ring trug und gebrauchte er beständig. Dadurch erbitterte er den Marius, dessen Ehrgeitz und Eifersucht niemanden an seinem Ruhme wollte Theil nehmen lassen. Die Feinde des Marius aber erhitzten den Sylla noch mehr, und schrieben die ersten und wichtigsten Vortheile des Krieges dem Metellus, die letztern aber und die Endigung des Krieges dem Sylla zu, damit das Volk aufhören sollte, den Marius zu bewundern und ihm anzuhängen.

Allein die Gefahr, welche vom Abend her Italien bedrohete, zerstreute sehr bald den Neid und alle gehäßigen Wirkungen der Reden, die wider den Marius geführt wurden. Man befand sich in die Nothwendigkeit gesetzt, einen grossen General zu suchen, durch den man, wie durch die Hülfe eines Steuermanns, dem Sturme eines grossen Krieges entkommen könnte; und niemand aus den vornehmen und reichen Familien bewarb sich um das Consulat, daher Marius in seiner Abwesenheit wieder zum Consul ernannt wurde.

Kaum war die Nachricht von der Gefangennehmung des Jugurtha zu Rom angelangt, als sich das Gerücht von den andringenden Teutonen und Cimbern ausbreitete, deren Stärke und Anzahl anfäng-

lich bis zum unglaublichen vergrössert zu seyn schien, bis man einsah, daß das Gerücht die Anzahl dieser Heere noch geringer gemacht hatte, als sie wirklich waren. Denn das gerüstete Kriegsheer derselben allein bestand aus dreymal hundert tausend Mann, und es folgten ihnen eine noch weit grössere Anzahl Weiber und Kinder nach. Sie foderten so viel Land, als zum Unterhalte dieser Menge nöthig war, und Städte, in denen sie wohnen könnten, so wie sie gehört hatten, daß vormals die Celten den besten Theil von Italien eingenommen und die Hetrurier daraus vertrieben hatten.

Da diese Völker mit andern in keiner Gemeinschaft gestanden hatten, und aus entfernten Ländern herkamen, so wußte man nicht, was für Nationen es waren, noch aus welchen Ländern her sie jetzt wie eine Wolke über Gallien und Italien hereinstürzten. Man muthmaßte wegen der Grösse ihrer Körper und ihrer himmelblauen Augen, und weil die Germanier die Räuber Cimbrer zu nennen pflegen, daß es germanische Völkerschaften wären, die an der Nordsee gewohnt hätten. *).

Andre behaupten, das Land der Celten sey so groß und weitläuftig, daß es sich von dem Nordmeere gegen den Orient zu bis an die mäotische See erstrecke, und an das pontische Scythien grenze,

*) Man weiß jetzt genauer, daß diese Völkerschaften aus der Cimbrischen Halbinsel, dem jetzigen Jütland und Schleswig, in Gesellschaft der Teutonen diesen grossen Heerszug durch Gallien nach Italien gemacht haben. Von diesem Kriege handelt ausführlich Joh. Milleri Bellum Cimbricum. Schafhusae 1772. 8vo.

und von da aus wären diese Völker in Verbindung mit einander, nicht mit einem Aufbruche, noch in Zügen hintereinander, sondern alle Jahre im Frühlinge immer weiter vorwärts gerückt, und wären so mit den Waffen in der Hand viele Jahre hindurch in dem festen Lande von Europa fortgezogen; daher auch, ohnerachtet der mancherley Namen ihrer verschiedenen Völkerschaften, der allgemeine Name der Celtoscythen ihren Heeren gegeben worden sey.

Andere hingegen melden, daß diejenigen Cimmerier, die zuerst den Griechen bekannt wurden, kein grosser Theil dieses ganzen Volkes gewesen, sondern entweder entflohen, oder in einer Empörung von den Scythen verdrängt wurden, und von dem mäotischen See her unter Anführung des Lygdamis nach Asien übergegangen sind. Der größte und streitbarste Theil aber von ihnen bewohne am Nordmeere ein Land, welches wegen der dichten grossen Wälder, die sich bis an den hercynischen Wald erstrecken, durch die die Strahlen der Sonne nicht dringen könnten, ganz finster sey, und in einem Klima, wo, wie es scheint, die Polhöhe wegen der schiefen Lage der Parallelkreise so groß ist, daß in ihrem Lande der Pol fast im Zenith steht, und die Tage und Nächte eine so gleiche Länge und Kürze haben, daß sie die Zeit des Jahrs in zwey Theile, Tag und Nacht, abtheilen, daher auch Homer seine Dichtung von dem Orte der Hölle genommen habe. Von daher nun wären diese Barbaren, die man anfänglich Cimmerier, hernach aber, nicht ihrer räuberischen Sitten wegen, Cimber genannt hätte, nach Italien gezogen.

Diese Erzehlung scheint jedoch mehr Muthmassung als zuverläßige Geschichte zu seyn. Daß aber die Menge dieses Volks nicht geringer, sondern eher grösser gewesen sey, als ich sie angegeben habe, bestätigen sehr viele Geschichtschreiber. Ihre Kühnheit und Tapferkeit war unwiderstehlich, in den Schlachten riß ihre kriegerische Faust wie ein schnelles gewaltsames Feuer alles nieder. Niemand war fähig, ihrem Zuge Einhalt zu thun: alle, die sie anfielen, trieben sie wie eine Beute vor sich her. Schon waren viele und grosse römische Heere und Generale, die in dem jenseits der Alpen liegenden Gallien standen, schändlich geschlagen worden, und eben diese unglücklichen Gefechte zogen den Angrif dieser Völker nach Rom zu. Denn die Siege, die sie erhalten, und die grosse Beute, die sie gemacht hatten, brachten sie zu dem Entschlusse, in keinem Lande sich eher niederzulassen, bis sie Rom zerstört und Italien geplündert hätten.

Auf diese von vielen Orten her erhaltene Nachrichten riefen die Römer den Marius aus Afrika zum Feldzuge wider diese Heere. Sie wählten ihn zum zweytenmale in seiner Abwesenheit zum Consul, ob es gleich wider die Gesetze war, jemanden in der Abwesenheit und vor der bestimmten Zwischenzeit eines Consulats vom andern zum Consul zu ernennen: denn das Volk verdrang alle, die sich widersetzten, und meinte, es sey dieß nicht das erstemal, daß das Gesetz dem öffentlichen Nutzen weichen müßte, und der gegenwärtige Fall sey nichts geringer als derjenige, da man den Scipio wider die Gesetze zum Consul ernannt hätte, nicht wie jetzt aus Furcht der Zer-

störung Roms, sondern aus Begierde, Carthago zu zerstören. Diese Meinung behielt die Oberhand.

Marius kam mit der Armee aus Afrika zurück, und übernahm das Consulat am ersten Jenner, mit welchem Tage die Römer ihr Jahr anfangen. Er hielt auch an eben dem Tage seinen Triumph. Der dabey aufgeführte gefangene Jugurtha war für die Römer ein Schauspiel von unglaublichen Vergnügen, denn niemand hatte geglaubt, daß, so lange er noch lebte, die Feinde in Afrika würden überwunden werden, so sehr hatte er gewußt, alle Umstände des Schicksals zu seinem Vortheil zu nutzen, und List und Muth untereinander zu verbinden. Er soll, als er im Triumphe aufgeführt worden, wahnwitzig geworden seyn, und da er nachher ins Gefängniß geworfen wurde, und einige ihm mit Gewalt den Rock abzogen, andre die goldne Ohrringe aus seinen Ohren rissen, und dabey das Ohrläppchen mit abrissen, und darauf nackend in das tiefe Loch warfen, wurde er ganz verwirrt, doch sagte er dabey noch mit bitterm Hohne: Herkules! wie kalt ist eure Badstube! Er bekam hier den verdienten Lohn für seine Verbrechen, nachdem er sechs Tage mit dem Hunger gerungen, und bis auf die letzte Stunde sich noch mit der Hoffnung geschmeichelt hatte, daß man ihm das Leben schenken würde.

Bey dem Triumphe sind, wie man erzehlt, dreytausend und sieben Pfund Gold, fünftausend siebenhundert und sieben und siebzig Pfund ungemünztes Silber, siebzehntausend und acht und zwanzig gemünzte Drachmen vorgetragen worden. Nach dem Triumphe hielt Marius eine Versammlung des Se-

nats auf dem Capitolium, wobey er, entweder aus Unwissenheit, oder aus grobem Stolze über sein Glück, im Triumphskleide erschien. Sobald er aber merkte, daß der Senat dieses sehr übel nahm, gieng er fort, und kam in seinem Purpurbesetzten Rocke wieder in die Versammlung zurück.

Auf dem Marsche gegen die Cimber härtete er die Truppen noch unterwegens ab. Er stellte mit ihnen allerhand Uebungen im Laufen an, er machte lange Märsche, er zwang sie, selbst ihre Bagage zu tragen, ihr Essen sich selbst zuzubereiten, daher das Sprüchwort kam, daß man arbeitsame und willig-folgsame Soldaten Marianische Maulesel nannte, obgleich andere dieses Sprüchwort auf andere Art ableiten. Scipio soll nämlich bey der Belagerung von Numantia die Waffen, Pferde, Maulesel und Wagen seiner Soldaten besehen haben, um zu sehen, ob alles im guten Stande sey, und da habe Marius ein Pferd von vortreflichem Ansehen, das er selbst so gut erhalten, und einen Maulesel, der alle andere an Gestalt, Abrichtung und Stärke übertroffen, vorgeführt. Der Feldherr habe sich über des Marius Thiere so gefreut, daß er öfters davon gesprochen, und daher sey es gekommen, daß man einen unermüdet arbeitsamen Mann im spottenden Lobe einen Marianischen Maulesel nenne.

Marius hatte bey seinem Feldzuge gegen die Cimbern ein besonders Glück. Diese Barbaren wandten sich gleichsam wie eine Fluth, die zurücktritt, vorerst nach Spanien, und überschwemmten dieß Land. Dadurch bekam er Zeit, theils die Körper seiner Soldaten abzuhärten, theils ihren Muth zu stärken,

und besonders, welches das wichtigste war, sie mit seinem Charakter bekannt zu machen. Denn sein mürrisches Wesen und seine Strenge im Strafen, die ihnen anfänglich schwer fiel, schien ihnen in der Folge, da sie sich angewöhnt hatten, keine Fehler zu begehen, und folgsam zu seyn, nicht allein gerecht, sondern auch nützlich. Und seine Heftigkeit, schreckliche Stimme und fürchterliche Blicke wurden ihnen so gewohnt, daß sie sie nicht für fürchterlich für sich, sondern für schrecklich gegen die Feinde hielten.

Besonders gefiel den Soldaten seine Unpartheylichkeit bey den Gerichten, wovon man folgendes Beyspiel anführt. Cajus Lusius, sein Vetter, der als Oberster dem Feldzuge beywohnte, und übrigens kein schlechter Mann war, ausser daß er schöne Jünglinge liebte, warf auf einen jungen Menschen, mit Namen Trebonius, der unter ihm stand, eine unerlaubte Liebe, allein seine Versuchungen, den jungen Menschen zu verführen, waren alle vergeblich. Endlich ließ er einmal des Nachts den Trebonius durch seinen Bedienten zu sich rufen, und dieser, der dem Befehle nicht ungehorsam seyn durfte, erschien auch. Als er aber ins Zelt geführt wurde, und Lusius ihm Gewalt anthun wollte, so zog er den Degen, und stieß ihn nieder. Diese Begebenheit ereignete sich, da Marius eben nicht im Lager war. — Nach seiner Rückkunft stellte er über den Trebonius ein Kriegsgericht an. Dieser wurde von vielen angeklagt, und von niemanden vertheidigt: er erzehlte darauf selbst mit vieler Freymüthigkeit den ganzen Vorfall, und stellte Zeugen auf, daß er vielen Versuchungen des Lusius widerstanden, und durch

eine Menge von Versprechungen sich nicht hätte verführen lassen. Marius bewunderte den jungen Menschen, und setzte ihm selbst den Kranz für das Verdienst, welcher den Römern, die sich wohl verhalten hatten, pflegte gegeben zu werden, mit eigner Hand auf, als eine Belohnung für das schöne Beyspiel der Tugend, das Trebonius zu einer Zeit, wo gute Beyspiele nöthig waren, gegeben hatte. Die Nachricht, die davon nach Rom kam, trug nicht wenig dazu bey, daß Marius zum drittenmale auf das folgende Jahr zum Consul erwählt wurde, zumal da man die Rückkunft der Barbaren mit dem Anfange des Frühlings wieder vermuthete, und die Soldaten, wie es schien, unter keinem andern Anführer gegen diese Feinde fechten wollten. Aber sie kamen nicht so schnell, wie man vermuthet hatte, und so gieng wiederum die Zeit des dritten Consulats des Marius vorbey.

Da die Zeit der Wahl der Consuln herankam, und sein Nebenconsul gestorben war, so überließ er die Armee dem Manius Aquilius, und begab sich selbst nach Rom. Es hielten eine Menge angesehener Römer um das Consulat an, aber Lucius Saturninus, der unter allen Tribunen den meisten Anhang unter dem Volke hatte, und vom Marius gewonnen worden war, stellte in einer Versammlung vor, daß man den Marius wieder zum Consul erwählen müßte. Dieser stellte sich, als wenn er das Consulat weder begehrte noch annehmen wollte, so daß ihn Saturninus beschuldigte, er würde ein Verräther des Vaterlandes seyn, wenn er sich weigern wollte, bey einer so grossen Gefahr des Staats die Armee zu commandiren. Man sahe offenbar, daß

Saturninus und Marius ein abgeredtes Spiel trieben; allein man sah auch ein, daß die gegenwärtigen Umstäyde die Fähigkeiten und das Glück des Marius nöthig hatten, und machte ihn daher zum viertenmale zum Consul, der andre Consul wurde Catulus Lutatius, ein Mann, der von den Patriciern sehr hochgeschätzt wurde, und dem Volke nicht unangenehm war.

Marius gieng auf die erhaltene Nachricht, daß sich die Feinde näherten, eilfertig über die Alpen, und nahm ein festes Lager an der Rhone. Er verschaffte sich einen Ueberfluß an allen Lebensmitteln, damit er nicht aus Mangel derselben zu einer Schlacht, ehe er es für rathsam hielt, gezwungen würde. Er erleichterte auch die der Armee nöthige Zufuhr, die vorher sehr beschwerlich und kostbar vom Meere her gewesen war, denn bisher waren die Mündungen der Rhone durch die Fluth des Meers ganz verschlemmt gewesen, und machten den Proviantschifen die Einfuhr schwer und gefährlich. Er ließ durch seine Truppen, die damals sonst nichts zu thun hatten, einen grossen Kanal bis an ein bequemes Ufer graben, und einen Theil des Flusses in den Kanal leiten, der so tief war, daß er grosse Schife tragen konnte, und einen vor Wind und Wellen sichern Ausfluß ins Meer hatte. Dieser Kanal führt noch bis jetzt den Namen von ihm.

Das Heer der Barbaren theilte sich in zwey Kolonen. Die Cimbrer sollten oben durch Noricum auf den Catulus losgehen, und dort durchzubrechen suchen: die Teutonen und Ambronen sollten durch Ligurien am Meere auf den Marius anrücken. Die

Cimbrer verweilten eine Zeitlang. Die Teutonen und Ambronen aber zogen sogleich durch die zwischen liegenden Gegenden auf den Marius los, und erschienen in einer unzähligen Menge. Ihr schreklicher Anblick, ihr Geschrey und Tumult war ohne seines gleichen. Sie nahmen eine weitläuftige Gegend zu ihrem Lager ein, und boten dem Marius ein Treffen an.

Dieser ließ sich durch nichts irre machen. Er hielt seine Truppen im Lager inne, und verwies es allen heftig, die zu viel Verwegenheit zeigten, oder von der Hitze sich zum Gefechte wollten verleiten lassen, und nannte sie Verräther des Vaterlandes; denn jetzt, sagte er, sey es nicht Zeit, nach Triumph und Siegeszeichen zu streben, und den Ehrgeitz zu befriedigen, sondern man müsse darauf sehen, daß man diese grosse fürchterliche Wolke des Krieges aus einander triebe, und Italien errette.

Solche Vorstellungen brauchte er besonders bey seinen Obersten und Officieren. Die gemeinen Soldaten aber ließ er nach und nach auf den Wall treten, und die Feinde in genauen Augenschein nehmen, wodurch er sie angewöhnte, sich vor der Gestalt der Feinde, deren gräßlichem wilden Geschreye, ihrer Art Waffen und Manövers nicht zu fürchten, und durch die Länge der Zeit damit so bekannt zu werden, daß ihnen das, was so fürchterlich schien, nicht ungewöhnlich mehr vorkam. Denn er glaubte, daß die Neuheit viele Dinge schrecklicher vorstellte als sie wirklich wären, und daß die Gewohnheit auch bey fürchterlichen Dingen das Entsetzen davor wegnähme. Der tägliche Anblick der Feinde minderte

nicht nur die Furcht der Römer, sondern die Drohungen und unerträgliche Prahlereyen erhitzten und entzündeten auch den Muth, da die Barbaren alles ringsherum plünderten und verwüsteten, und auch mit vieler Frechheit öfters den Wall bestürmten. Der Unwille der römischen Soldaten brach sogar in öffentliches Murren gegen den Marius aus. „Zu welcher unmännlichen Feigheit verdammt uns Marius, sagten sie, und hält uns von einer Schlacht ab, und wie Weiber eingeschlossen und mit Thorhütern bewacht. Laßt uns wie freye Leute handeln, und den Marius fragen, ob er andre Soldaten zum Fechten für die Freyheit erwarte, und uns nur dazu brauchen will, daß wir, wenn es nöthig ist, Kanäle graben, Koth wegschaffen und Flüsse ableiten sollen? Denn dazu scheint er uns nur abgehärtet und arbeitsam gemacht zu haben, und das sollen vielleicht die grossen Thaten seines Consulats seyn, welche er seinen Mitbürgern zeigen, und nach deren Verrichtung er wieder nach Rom zurückgehen will. Oder machen ihm die Schicksale des Carbo und Cäpio Furcht, die von den Feinden überwunden wurden, denen aber viel zum Ruhme und Tapferkeit eines Marius fehlte, und die auch weit schlechtere Truppen hatten? Und es ist rühmlicher, so wie jene Truppen etwas zu unternehmen, wenn wir auch einen Verlust leiden sollten, als müßige Zuschauer von den Verwüstungen abzugeben, die die Feinde in den Ländern unsrer Bundesgenossen anrichten.“

Marius freute sich über diesen Muth seiner Truppen, und besänftigte sie durch die Vorstellung,

daß er in ihre Tapferkeit kein Mißtrauen setzte, sondern gewissen Orakeln zufolge, Zeit und Ort zum Siege erwartete. Er hatte ein syrisches Weib, mit Namen Martha, bey sich, die für eine Wahrsagerin gehalten wurde, und der er so viel Ehre erzeigte, daß er sie in einer Sänfte tragen ließ, und seine Opfer nach ihrem Befehle einrichtete. Sie war vom Senate zu Rom, dem sie wegen dieses Kriegs hatte die künftigen Begebenheiten weissagen wollen, abgewiesen worden. Als sie sich hernach an die Weiber gewandt, und einige Proben ihrer Wahrsagerkunst abgelegt, besonders der Frau des Marius, zu deren Füssen sie auf dem Schauplatze saß, von ungefähr vorhergesagt hatte, wer von den beyden Fechtern, die eben auf dem Schauplatze fochten, den Sieg erhalten würde, so erwarb sie sich bey derselben so viel Hochachtung, daß sie sie zu ihrem Manne dem Marius schickte. Sie ließ sich, wie schon gedacht, meistentheils in einer Sänfte tragen, und bey den Opfern erschien sie in einem zugehäckelten starkgefärbten Purpurkleide, mit einer Lanze in der Hand, die mit Bändern und Kränzen umwunden war.

Dieses Schauspiel machte viele zweifelhaft, ob Marius wirklich von dieser Frau eingenommen sey, oder ob er sich nur so stellte, und sie brauche, um die andern zu hintergehen. Wunderbar ist indessen dasjenige, was Alexander von Mynda von zwey Geyern erzehlt. Es erschienen nämlich immer, ehe Marius einen Sieg gewann, zwey Geyer bey dem Heere, welche auch demselben nachfolgten, und an den ehernen Halsbändern kenntlich waren, die die

Soldaten ihnen, da sie sie aufgefangen, umgebunden hatten, und sie nachher wieder hatten fliegen lassen. Sie pflegten die Soldaten, als wenn sie sie kennten, durch allerhand Schmeicheleyen gleichsam zu grüssen, und die Truppen waren allemal froh, wenn sie diese Geyer auf ihrem Ausmarsche sahen, und hielten es für eine Vorbedeutung, daß sie glücklich seyn würden.

Es ereigneten sich damals auch viele andere Wunderzeichen von gemeiner Art, ausser demjenigen, was aus Ameria und Tudertum, zweyen italienischen Städten, gemeldet wurde. Dort hatte man des Nachts am Himmel eine Menge feurige Spiesse und Schilder gesehen, die anfänglich von einander getrennt, hernach auf einander eingefahren waren, und das ganze Ansehen und die Bewegungen gehabt hatten, als wenn Soldaten gegen einander fechten, endlich war der eine Haufen gewichen, und der andere nachgezogen, bis sie endlich gegen die Abendgegend zu verschwanden. Um eben diese Zeit ungefähr kam Batabaces, der Priester der Cybele, nach Rom, und verkündigte, daß die Göttin aus dem Innersten ihres Tempels ihn angeredet, und gesagt habe, die Römer würden einen grossen herrlichen Sieg erhalten. Der Senat nahm diese Weissagung an, und ließ der Göttin wegen des verkündigten Sieges einen Tempel erbauen. Als Batabaces aber vor die Versammlung des Volks kam, und auch hier den Sieg verkündigen wollte, widersetzte sich der Tribun, Aulus Pompejus, nannte den Batabaces einen betrügerischen Landläufer, und trieb ihn mit Schimpf aus der Versammlung. Aber eben dieser Umstand mach-

te, daß man hernach diesem Manne noch mehr traute. Denn sobald Aulus Pompejus nach der Versammlung nach Hause kam, wurde er von einem so heftigen Fieber überfallen, daß er noch vor dem siebenten Tage daran starb, wovon sich das Gerücht allgemein ausbreitete.

Die Teutonen wagten, bey der Stille, in der sich Marius verhielt, öftere Anfälle auf das Lager, wurden aber allemal mit einer Menge Pfeilen von den Wällen herab empfangen, und verloren dabey verschiedene Soldaten. Sie faßten daher den Entschluß, weiter fortzurücken, und hofften, daß sie sicher über die Alpen kommen würden. Sie zogen bey dem römischen Lager vorbey, und da konnte man aus der Länge ihres Zuges, und der Zeit, die er dauerte, recht ihre unzählige Menge gewahr werden, denn der Zug soll sechs Tage lang bey dem Lager des Marius vorbey gedauert haben. Sie marschirten ganz nahe bey dem Lager vorbey, und fragten die römischen Soldaten mit Hohngelächter: Ob sie was an ihre Weiber zu bestellen hätten? denn sie würden bald bey ihnen seyn.

Marius wartete bis die Feinde ganz vorbey waren und weiter fortrückten, darauf zog er ihnen langsam nach, schlug sein Lager immer in der Nähe von ihnen auf, wählte dazu aber immer sichere Oerter, und ließ es beständig gut befestigen, damit er vor einen nächtlichen Ueberfall sicher seyn konnte. So zogen die beyden Heere bis nach der Stadt Aix, von daher noch ein kurzer Weg bis an die Alpen war. Marius machte nun Anstalten zu einer Schlacht. Er wählte zu seinem Lager einen zwar sichern festen

Ort, wo aber Mangel am Wasser war, wodurch er, wie man erzehlt, seine Truppen noch mehr zur Schlacht erhitzen wollte. Verschiedenen, die über den Mangel an Wasser klagten, und sich über Durst beschwerten, zeigte er den Fluß, der bey dem Lager der Feinde nahe vorbeyfloß, und sagte: Dort wird Wasser für Blut verkauft. — Warum aber, antworteten einige, führst du uns nicht sogleich gegen die Feinde, da noch Blut in unsern Adern fließt? Marius antwortete darauf ganz gelassen: Wir müssen vorerst unser Lager befestigen.

Die Soldaten liessen sich, so unwillig sie waren, dadurch beruhigen. Aber die Knechte und der Troß der Armee, die weder für sich selbst noch für ihr Vieh Wasser hatten, liefen haufenweise an den Fluß mit Wasserkrügen, und Beilen, und Degen und Lanzen, um mit Gewalt der Waffen sich Wasser zu holen. Anfänglich widersetzten sich ihnen nur wenige Feinde, denn die vornehmsten von den Barbaren hatten sich eben gebadet und sassen bey Tische, oder badeten sich eben in den warmen Quellen, die hier häufig fliessen: einige von ihnen, die in dieser angenehmen Gegend lustwandelten, und ihre Reize besahen, wurden von den Römern niedergemacht. Bey dem darüber erhobenen Geschreye liefen mehrere zusammen, und nun konnte Marius auch die Soldaten, die wegen des Schicksals ihrer Knechte besorgt wurden, nicht mehr zurückhalten, besonders da sich auch der streitbarste Haufe der Feinde, die Ambronen, die allein über dreyßigtausend Mann stark waren, und vormals schon die Römer unter dem Manlius und Cäpio geschlagen hatten, in Bewegung setzten. Diese Truppen, die

sich wohl gesättigt, und durch den Wein noch mehr Muth und Feuer bekommen hatten, rückten nicht etwa in einem unordentlichen und unsinnigen Sturme, mit einem wilden Feldgeschrey an, sondern schlugen nach einer Art von Tacte auf ihre Waffen, und riefen alle zugleich mit kriegrischer Stimme ihren Namen, Ambronen, Ambronen, um entweder einander dadurch selbst Muth zuzurufen, oder um die Römer durch ihren Namen in Schrecken zu setzen.

Die ersten von den italienischen Truppen, die auf sie andrangen, waren die Ligurier. Wie diese das Feldgeschrey der Feinde hörten, und verstunden, riefen sie ihnen ebenfalls Ambronen, Ambronen, entgegen, denn dieses war selbst ihr eigener ursprünglicher Name, wovon sie ihre ganze Nation her nannten. Es erhob sich von beyden Seiten ein heftiges gegenseitiges Geschrey, ehe man handgemein wurde; und die beyderseitigen Anführer liessen es öfters wiederholen, wodurch, da jeder Theil den andern durchaus überschreyen wollte, der Muth zum Fechten noch mehr erhitzt wurde. Der Fluß trennte die Heere. Sobald aber die Ambronen anfiengen über den Fluß zu gehen, fielen die Ligurier sogleich die vordersten an, und die Schlacht nahm ihren Anfang. Die Römer kamen von den Anhöhen herab den Liguriern zu Hülfe, überwältigten die Feinde, und schlugen sie in die Flucht. Der größte Theil von den Barbaren kam im Gedränge bey dem Flusse um, welcher ganz mit Blut und todten Körpern angefüllt wurde. Diejenigen, welche schon über den Fluß gegangen waren, und es nicht hatten wagen können, zurück zu marschiren, wurden ebenfalls von den Römern theils

nie=

niedergehauen, theils bis an das feindliche Lager und die Wagenburg getrieben. Hier kamen ihnen die Weiber mit Schwerdtern und Aexten entgegen gerennt, erhoben mit Zähneknirschen ein entsetzliches Geschrey, und trieben die Fliehenden und Nachjagenden zurück, diese als Feinde, jene als Verräther: sie mischten sich unter die Fechtenden, rissen mit blossen Händen den Römern ihre Schilde weg, griffen an ihre Schwerdter, und liessen sich mit einem Muthe, der bis zum Tode unüberwindlich war, verwunden und niederhauen. Auf solche Weise soll das Gefecht am Flusse durch den Zufall und nicht mit Absicht des Feldherrn erfolgt seyn.

Die Römer zogen sich, nachdem sie den Feinden diese grosse Niederlage beygebracht hatten, bey einbrechender Nacht wieder in ihr Lager zurück. Allein die Truppen stimmten nicht, wie bey dem guten Glücke, das sie erhalten hatten, zu erwarten gewesen wäre, Siegeslieder an, noch wurden Trinkgesellschaften, Gastereyen, oder Lustbarkeittn angestellt, man wagte es nicht einmal, den Schlaf, die süsseste Erholung für Soldaten, die glücklich gefochten haben, zu geniessen. Man brachte die Nacht im römischen Lager voller Unruhe und Furcht zu: denn das Lager war noch nicht gehörig verschanzt und befestigt, noch viele tausend Feinde waren unüberwunden, und diese erhoben mit denen aus der Schlacht entkommenen Ambronen in der Nacht ein entsetzliches Geschrey, welches nicht menschlichen Jammern und Klagen ähnlich, sondern ein mit Drohungen und Heulen vermischtes viehisches Gebrülle und Blöcken war, und von der entsetzlichen Menge her,

die so schrie, in dem Flusse und den umliegenden Bergen gräßlich wiederschallte. Das ganze Lager der Römer war von diesem schaudrichten Getöse erfüllt, die Soldaten fürchteten sich, und dem Marius selbst war Angst, daß ein unordentliches verwirrtes Treffen noch in der Nacht erfolgen möchte.

Allein die Barbaren versuchten weder in der Nacht, noch am folgenden Tage einen neuen Angrif, sondern rüsteten sich nur in ihrem Lager zu einer neuen Schlacht. Indessen schickte Marius den Claudius Marcellus mit dreytausend Mann Fußvolk auf die Anhöhen, die über dem Lager der Feinde lagen, und dichte Gebüsche und Höhlen hatten, mit dem Befehle, sich dort im Hinterhalt zu stellen, und bey erfolgender Schlacht dem Feinde im Rücken zu fallen. Er ließ darauf seine Truppen in Ruhe essen, und zeitig sich schlafen legen. Mit Anbruch des folgenden Tages rückte er in Schlachtordnung mit ihnen vor das Lager, und schickte die Reuterey in die Ebene voraus.

Sobald die Teutonen dieses gewahr wurden, konnten sie es nicht erwarten, bis die Römer ganz in die Ebene ihnen näher gerückt waren, sondern rüsteten sich mit eilfertigem Grimme, und stürmten auf den Hügel an, bey welchem die Römer standen. Marius ließ seinen Truppen allenthalben durch die Officiere Befehl geben, so lange stille zu stehen, und sich ruhig zu verhalten, bis sie die Feinde erreichen könnten, alsdenn sollten sie Wurfspiesse auf sie werfen, und darauf zum Degen greifen, und mit ihren Schilden auf sie losdringen, denn die abhängige unsichere Gegend würde die Feinde hindern, daß sie ih-

ren Hieben kein Gewicht, und ihren Schilden keinen Nachdruck geben könnten, und sie würden auf den ungleichen schlüpfrigen Boden keinen sichern Tritt thun, und wanken. Diesen seinen Truppen gegebenen Befehl führte er selbst mit zuerst aus, denn er hatte seinen Körper so gut wie jeder Soldat geübt, und an Muth und Herzhaftigkeit übertraf er jedermann.

Die Barbaren wurden bey ihrem Angriffe von den Römern, die von oben herab auf sie stürmten, zurückgestürzt, und kamen ins Gedränge. Sie zogen sich allmählig in die Ebene herab, und schon stellten sich dort die ersten Reihen wieder in Ordnung, als sich von hinten her ein grosses Geschrey und Tumult erhob. Denn Marcellus hatte die Zeit nicht versäumt, sondern sobald das Feldgeschrey an die Berge herauf erschallt war, brach er mit seinen Truppen auf, stürmte mit Hitze und Geschrey die Berge herab, und fiel den Barbaren in den Rücken. Die hintersten, welche niedergehauen wurden, brachten die andern in Unordnung, in kurzer Zeit war das ganze Heer voller Verwirrung. Die Feinde hielten den doppelten Angrif von hinten und vorne nicht lange aus, sondern trennten sich, und ergriffen die Flucht.

Die Römer verfolgten sie, und über hunderttausend Barbaren wurden entweder getödtet oder gefangen. Man beschloß, alle Zelter, Wagen, Gelder, und alles von der Beute, was nicht schon untergeschlagen war, dem Marius allein zu lassen. So herrlich dieses Geschenk war, so gering schien es dennoch, als Vergeltung für die Dienste betrachtet, die Marius bey dieser grossen Kriegsgefahr geleistet hatte.

Einige Geschichtschreiber gehen sowohl wegen des Geschenks der Beute als wegen der Anzahl der Gebliebenen von diesen Nachrichten ab, melden aber, daß die Maßilienser mit den Knochen der Getödteten ihre Weinberge umzäunt, und der Erdboden von den verfaulten Körpern und darauf folgenden vielen Winterregen so fett und fruchtbar geworden sey, daß er das darauf folgende Jahr einen Ueberfluß von allen Früchten hervorgebracht, und die Meynung des Archilochus bestätigt habe, nach welcher durch dergleichen der Boden sehr fett und ergiebig wird. Man behauptet auch mit vieler Wahrscheinlichkeit, daß auf grosse Schlachten häufige Regen erfolgen, weil entweder irgend ein Gott die Erde durch reine himmlische Wasser reiniget und abspület, oder weil vom Blute und verfaulten Körpern schwere feuchte Dünste in die Höhe steigen, welche die Luft verdicken, die sich so leicht bey der geringsten Ursache stark zu verändern pflegt.

Marius ließ nach der Schlacht das beste und schönste von den feindlichen Waffen und der ganzen Beute, was zum Schmucke bey seinem künftigen Triumphsaufzuge in Rom dienen konnte, auslesen; alles übrige wurde auf einen Scheiterhaufen geworfen, und als ein herrliches Opfer verbrannt. Die ganze Armee stand bewafnet und mit Kränzen geschmückt um den Scheiterhaufen herum. Marius selbst war nach römischen Gebrauch umgürtet, und mit einem Pupurrocke bekleidet. Er hielt eine brennende Fackel mit beyden Händen gen Himmel, und eben als er damit den Scheiterhaufen anzünden wollte, kamen einige seiner Freunde in vollem Galloppe auf

ihn zu geritten, worüber jedermann still und voller Erwartung wurde. Sie sprangen, wie sie ihm nahe waren, von den Pferden, umarmten ihn und meldeten, daß er zum fünften male zum Consul erwählt sey, wovon sie ihm die Nachricht durch Briefe aus Rom überreichten. Die Freude des Siegesfestes wurde durch diese Begebenheit sehr vergrössert. Die Armee erhub ein Jubelgeschrey, und bezeigte durch Händeklatschen und kriegrisches Lärmen ihre Freude. Die Officiere bekränzten den Marius von neuen mit Lorbeeren, und so zündete er den Scheiterhaufen an und vollendete das Opfer.

Allein das Schicksal, oder die mißgünstige Göttin Nemesis, oder die durch die Natur nothwendige Verbindung der Dinge, welche bey grossen Glücksbegebenheiten die Freude der Menschen nie ganz unvermischt rein seyn läßt, sondern durch vermischtes Böses und Gutes das menschliche Leben veränderlich macht, schickte dem Marius wenige Tage darauf die Nachricht von der Niederlage, die sein Nebenconsul Catulus erlitten hatte, und brachte über Rom gleichsam bey stillem und heitern Wetter ein neues fürchterliches Ungewitter. Catulus hatte sich nicht getraut, den Cimbern, gegen welche er gestellt war, den Uebergang über die Alpen streitig zu machen, weil er besorgte, er möchte genöthigt werden, sein Heer zu sehr zu vertheilen, und sich dadurch zu schwächen. Er war nach Italien gezogen, hatte sich hinter die Etsch gelagert, und an den Fluß auf beyden Seiten grosse Schanzen aufwerfen lassen, um den Barbaren den Uebergang zu verwehren. Er hatte auch eine Brücke über den Fluß schlagen lassen, um diejeni=

gen, welche jenseits standen, zu unterstützen, wenn etwa die Feinde durch die engen Wege die Schanzen zu überwältigen suchen sollten.

Die Barbaren aber zeigten so viel Geringschätzung der Römer und Verwegenheit, daß sie, mehr um ihre Stärke und Kühnheit zu zeigen, als daß sie es nöthig gehabt hätten, ganz nackend im Schnee liefen, und über das Eis und durch den tiefsten Schnee auf die Spitzen der Berge stiegen, und dann auf ihren breiten untergelegten Schilden von den Gipfeln der steilsten Felsen herabfuhren. Als sie sich darauf näher gelagert, und den Fluß besichtigt hatten, fiengen sie an, wie die Riesen, die herumliegenden Hügel niederzureissen, und ausgerissene Bäume, und Stücke von Felsen und Erde in den Fluß zu werfen, um seinen Lauf zu unterbrechen. Zugleich wälzten sie grosse Lasten an die Pfeiler, die die Brücke hielten, welche durch die Fluth getrieben mit heftigen Stössen die Brücke erschütterten. Die römischen Soldaten geriethen dadurch in so grosse Furcht, daß die meisten das grosse Lager verliessen und davon liefen.

Hier zeigte sich Catulus als einen rechtschaffenen und vollkommnen Feldherrn, der seine eigne Ehre der Ehre seiner Mitbürger nachsetzt. Da es ihm nicht möglich war, die Truppen zum stehen zu bringen, die alle voller Furcht zurückwichen, befahl er den Adler, als die Hauptfahne, zu den Fliehenden hinzutragen, und er selbst lief zu den vordersten Flüchtigen, und führte sie auf ihrem Rückzuge an, damit die Schande auf ihn allein und nicht auf das Vaterland fiele, und es scheinen möchte, als wenn

seine Soldaten nicht davon liefen, sondern auf Befehl ihres Feldherrn unter seiner Anführung sich zurückzögen.

Die Barbaren nahmen die Schanzen jenseits des Flusses ein, und liessen die Römer, die darinnen standen, aus Hochachtung gegen die Tapferkeit, mit welcher sie auf eine würdige Art das Vaterland vertheidigt hatten, frey abziehn. Sie beschworen den Vergleich bey einem ehernen Ochsen, welchen man hernach bey der Schlacht erbeutet, und als die Erstlinge des Sieges in des Catulus Hause aufbehalten haben soll. Die ganze umliegende Gegend aber, welche man verlassen hatte, wurde von den Barbaren überschwemmt und verwüstet.

Marius wurde dieser Umstände wegen nach Rom zurückberufen. Er schlug wider alles Vermuthen den Triumph aus, den ihm der Senat bestimmt hatte, entweder weil er seine zurückgelassenen Truppen, die ihm den Sieg hatten erfechten helfen, des Antheils an dieser Ehre nicht berauben wollte, oder weil er dem Volke bey den damaligen Gefahren Muth machen, und gleichsam die Ehre seines erfochtenen Sieges zum Unterpfande des künftigen Glücks von Rom setzen, und sie durch einen zweyten Sieg noch mehr verherrlichen wollte.

Sobald er in der Versammlung des Volks eine den Umständen gemässe Rede gehalten hatte, gieng er in das Lager des Catulus ab, welchem er neuen Muth zusprach, und ließ auch seine Truppen aus Gallien kommen. Als sich beyde Heere vereinigt hatten, gieng er über den Po, um die Feinde von dem diesseitigen Italien abzuhalten. Diese aber gaben

vor, daß sie die Teutonen erwarteten, und sich über deren Verzug verwunderten, weswegen sie auch eine Schlacht vermieden; entweder weil sie die Niederlage der Teutonen wirklich nicht wußten, oder das Ansehn haben wollten, daß sie die Sache für unglaublich hielten. Sie begegneten denenjenigen, die ihnen dergleichen Nachricht brachten, mit äußerster Härte, und verlangten auch durch Abgesandte von dem Marius für sich und ihre Brüder so viel Land und Städte als sie nöthig hätten. Marius fragte die Abgesandten, was sie denn für Brüder meynten? und da sie darauf die Teutonen nannten, so lachten alle Anwesende, Marius aber antwortete ihnen spottend: Seyd wegen eurer Brüder nur unbesorgt, denn diese haben von uns schon ihr Land bekommen, das sie stets behalten werden. Die Abgesandten verstanden den Spott, und schimpften mit der beygefügten Drohung, daß die Cimbrer sich sogleich, und die Teutonen, sobald sie angekommen wären, dafür rächen würden. — „Sie sind schon da, sagte Marius, und es wäre wohl nicht anständig, daß ihr weggienget, ohne sie begrüßt zu haben. Darauf ließ er sogleich die gebundenen Könige der Teutonen, die auf ihrer Flucht in den Alpen von den Sequanern waren gefangen worden, vorführen.

Auf die davon erhaltene Nachricht rückten die Cimbrer sogleich gegen den Marius an, welcher ganz ruhig in seinem Lager blieb. Man erzehlt, daß Marius zu der damaligen Schlacht zuerst mit den römischen Wurfspiessen eine Veränderung gemacht habe. Denn der hölzerne Schaft der Spiesse war bisher mit zwey eisernen Nägeln an die Spitze von Eisen befe=

stigt, Marius ließ den einen eisernen Nagel wie er war, anstatt des andern aber ließ er einen hölzernen Nagel einschlagen, der leicht zu zerbrechen war, damit der Wurfspieß, wenn er auf das Schild fiel, nicht gerade bliebe, sondern sich, indem der hölzerne Nagel zerbräche, die eiserne Spitze umbeugen, und so stecken bleiben möchte.

Der König der Cimbrer, Bojorix, kam von wenigen begleitet an das römische Lager herangeritten, und foderte den Marius zu einer Schlacht heraus, in welcher er an einem bestimmten Tage und Orte mit ihm um das Land fechten wollte. Marius gab zur Antwort: „Die Römer wären nicht gewohnt, ihre Feinde zu Rathgebern bey den Schlachten, die sie lieferten, zu machen, indessen wolle er den Cimbern ihr Gesuch erfüllen." Er bestimmte den dritten Tag zur Schlacht, und die Ebene bey Verceil zum Wahlplatze, welche für die römische Reuterey bequem und weit genug zur Ausbreitung der Heere war.

Beyde Heere rückten zur bestimmten Zeit gegen einander an. Der Nachricht des Sylla zufolge, welcher dieser Schlacht selbst beygewohnt hat, commandirte Catulus den Mittelpunkt der Schlachtordnung, der aus zwanzigtausend dreyhundert Mann bestand, und Marius stellte seine Truppen, welche zwey und dreyßigtauseud Mann ausmachten, auf die Flügel, in der Hoffnung, wie man erzehlt, daß er die Feinde vorzüglich mit den Flügeln angreifen, und auf diese Art die Ehre des Sieges seinen Truppen besonders eigen machen könnte, wenn Catulus etwa nicht zum Fechten käme, wie es zu geschehen

pflegt, wenn die Fronte sehr weit ausgedehnt ist, und indem die Flügel vorrücken, der Mittelpunct etwas zurücksteht; Catulus soll auch dieses nachher zu seiner Vertheidigung angeführt, und sich über die boshafte List des Marius sehr beschwert haben.

Die Cimbrer zogen mit ihrem Fußvolke in guter Ordnung aus ihrem Lager heraus, in einem Vierecke, das gleiche Seiten und gleiche Höhe hatte: jede Seite war dreyßig Stadien lang. Die Reuterey war fünfzehntausend Mann stark, und prächtig gerüstet. Sie trug Helme, die die Gestalt von den Rachen fürchterlicher Thiere und allerhand andere schreckliche Gestalten hatten, auf welchen fliegende Federbüsche weheten, und sie noch grösser machten, als sie wirklich waren. Sie glänzte in eisernen Harnischen und weissen Schilden: jeder Reuter hatte einen doppelten Wurfspieß, und zum Gefechte in der Nähe ein schweres grosses Schwerdt.

Sie rückten nicht gerade zu auf die Römer an, sondern wandten sich rechter Hand, und suchten durch diese allmählige Wendung die römischen Truppen in die Mitte zwischen sich und ihr Fußvolk, das auf der linken Seite stand, zu bringen. Die römischen Feldherren merkten die List, konnten aber die Soldaten nicht halten, welche auf das Geschrey eines unter ihnen, daß die Feinde die Flucht nähmen, mit Gewalt losstürmten, um die Feinde zu verfolgen. Indessen zogen die Fußvölker der Barbaren, wie ein von Wind und Wellen getriebenes Meer, heran. Marius wusch seine Hände, hob sie gen Himmel, und that das Gelübde, den Göttern eine Hekatombe zu opfern. Catulus gelobte ebenfalls mit himmel-

angestreckten Händen der Glücksgöttin dieses Tages einen Tempel zu weihen. Man erzehlt, daß Marius nach vollendetem Opfer und besichtigtem Eingeweide mit lauter Stimme gerufen habe: Der Sieg ist mein.

Sylla bemerkt, daß nach wirklich erfolgtem Angriffe Marius die Wirkung einer göttlichen Strafe empfunden habe. Er habe nämlich bey dem entsetzlichen Staube, der beyde Heere bedeckte, im ersten Anrücken auf die Feinde sie verfehlt, sey bey ihnen vorbeygezogen, und lange Zeit auf der Ebene herumgeschweift, da indessen die Feinde auf dem Catulus getroffen wären, der also mit seinen Truppen, bey welchen sich Sylla selbst befunden, zum eigentlichen Treffen gekommen sey.

Ein grosser Vortheil für die Römer bey diesem Treffen war die Hitze, und der Umstand, daß die Sonne den Cimbern ins Gesicht schien. Diese Völker, welche in schattigten und kalten Ländern gewohnt hatten, wie oben bemerkt worden, konnten die Kälte sehr gut, aber nicht die Hitze vertragen. Sie keuchten und schwitzten am ganzen Leibe, und hielten ihre Schilde wegen der Hitze vor die Gesichter, denn die Schlacht erfolgte kurz nach dem längsten Tage, drey Tage vor dem Augustmonat, welcher damals noch Sextilis hieß. Auch half dieß viel, den Muth der Römer zu stärken, daß der Staub die Feinde bedeckte, und sie also ihre grosse Menge nicht sahen, sondern jeder nur sich mit denen beschäftigte, auf die er stieß, und bey dem Gefechte nicht durch den Anblick der grossen Menge erschreckt wurde. Die Römer hatten auch ihre Körper so sehr geübt und abgehärtet, daß, nach dem rühmlichen Zeugnisse,

welches Catulus selbst seinen Truppen gab, man keinen unter ihnen, der grossen Hitze und des stürmischen Angrifs ohnerachtet, hatte schwitzen oder keuchen gesehen.

Der größte und streitbarste Theil der Feinde wurde auf dem Platze getödtet, denn die vorderste Reihe hatte sich, um nicht aus der Ordnung getrennt zu werden, durch lange Ketten, die an die Degengehenke angeheftet waren, zusammen gebunden. Als die Römer die Flüchtigen bis in ihr Lager verfolgten, bekamen sie ein trauriges Schauspiel zu sehen. Die Weiber der Barbaren standen in schwarzen Kleidern auf den Wagen, und brachten selbst die zurückkommenden Flüchtigen, ihre Männer, ihre Brüder, ihre Väter um, ihre kleinen Kinder erwürgten sie mit eigenen Händen, sie selbst liefen unter die Räder der Wagen und die Füsse ihrer Thiere, und tödteten sich selbst; eine soll an einer Deichsel gehangen, und ihre Kinder an beyden Beinen mit Stricken angehenkt gehabt haben. Die Männer sollen sich, aus Mangel an Bäumen, an die Hörner oder Beine der Ochsen mit dem Halse gebunden, hernach die Ochsen mit einem Stachel gestochen haben, und so von den wüthend gewordenen Ochsen fortgeschleppt und zertreten worden seyn. Ohnerachtet dieser vielfältigen Ermordungen sollen doch über sechzigtausend gefangen, und noch einmal so viel in der Schlacht geblieben seyn.

Die Soldaten des Marius plünderten die Geräthschaften der Feinde: die andre Beute aber, und die Fahnen und Trompeten sollen in des Catulus Lager gebracht worden sehn, welches hernach Catulus

als den größten Beweis anführte, daß die Ehre des Sieges eigentlich ihm zukäme. Die Truppen geriethen selbst darüber mit einander in Streit, und nahmen die eben anwesenden Gesandten von Parma zu Schiedsrichtern. Die Soldaten des Catulus führten sie auf das Schlachtfeld, und zeigten ihnen, daß die meisten Todten mit ihren Spiessen waren durchgestochen worden, denn die Spiesse waren dadurch zu erkennen, daß Catulus auf den hölzernen Schaft hatte seinen Namen einbrennen lassen.

Dem allen ohnerachtet hielt man doch den Sieg für das Werk des Marius, theils wegen des erstern über die Teutonen erhaltenen Sieges, theils weil er als Consul, da Catulus nur Proconsul gewesen war, das Obercommando gehabt hatte. Das römische Volk nannte ihn sogar den dritten Stifter von Rom, und glaubte, daß die Gefahr, die er vertrieben, nicht geringer gewesen wäre, als die ehemalige Eroberung Roms durch die Celten. Alle Bürger in Rom feyerten mit Weibern und Kindern Feste, und weiheten dabey nächst den Göttern dem Marius Libationen. Das Volk verlangte auch, daß er allein zwey Triumphe wegen der beyden Siege über die Teutonen und Cimbern halten sollte, welches er jedoch nicht that, sondern mit dem Catulus zugleich einen Triumph hielt, um dadurch seine Mäßigung bey seinem grossen Glücke zu zeigen, wiewohl er sich auch vor den Soldaten des Catulus fürchten mußte, welche nicht zugeben wollten, daß er triumphirte, wenn Catulus dieser Ehre beraubt seyn sollte.

Marius war nun fünfmal Consul gewesen, und bewarb sich doch um das sechste Consulat mit einem

Eifer, wie nicht leicht jemand beym ersten Consulate that. Er schmeichelte dem Volke, und strebte nach dessen Gunst auf eine Art, die nicht allein der Hoheit und Würde des Consulats, welches er noch verwaltete, sondern seiner eigenen Gemüthsart zuwider war, und wollte gern für einen sanften und populären Mann gehalten seyn, welches doch nicht im geringsten sein Charakter war. Er besaß vielmehr einen solchen Ehrgeiz, daß er in Staatsgeschäften und bey Unruhen unter dem Volke bey der geringsten Verletzung seines Ruhms den Muth verlor: seine Unerschrockenheit und Standhaftigkeit, die er in den Schlachten hatte, verließ ihn, wenn er in die Versammlung des Volks kam, und nur das geringste Lob und der geringste Tadel konnte ihm alle Gegenwart des Geistes rauben. Gleichwohl erzehlt man, daß er tausend Camerinern, die sich im Kriege sehr tapfer gehalten, auf einmal das römische Bürgerrecht ertheilt, und da dieses als widergesetzlich von einigen getadelt worden, ihnen muthig geantwortet: Er habe wegen des Tumults der Waffen die Gesetze nicht gehört. Aber er erschrack und fürchtete sich wirklich, besonders bey dem Lermen des Volks in den Versammlungen. Daher er zwar im Kriege, wo man seiner nöthig hatte, seine Würde und Macht behauptete, aber bey den Staatsgeschäften andern weichen mußte, weswegen er denn zur Liebe und Gunst des Volks seine Zuflucht nahm, und weil er nicht der beste seyn konnte, der größte seyn wollte.

Er beleidigte alle Patricier, besonders aber den Metellus, vor welchem er sich fürchtete, weil er gegen ihn so undankbar gewesen war, und dieser Mann

aus eigenthümlicher Rechtschaffenheit ein Feind aller derjenigen war, die das Volk durch schlechte Künste zu hintergehen, und durch Schmeicheleyen zu gewinnen suchten. Marius machte einen Anschlag, diesen würdigen Mann aus der Stadt zu treiben. Zu dem Ende verband er sich mit dem Glaucias und Saturninus, welche freche Menschen den ärmsten und unruhigen Pöbel auf ihrer Seite hatten. Diese mußten den Vorschlag dem Volke vortragen, in dessen Versammlung sich auch aufgewiegelte Soldaten einfanden, und so wurde der Anschlag durchgesetzt, und Metellus mußte die Stadt meiden.

Rutilius, ein sonst glaubwürdiger und aufrichtiger Geschichtschreiber, der aber einen Privathaß gegen den Marius hat, erzehlt, daß Marius durch vieles Geld, welches er unter die wählenden Tribuns vertheilt, sein sechstes Consulat erkauft, und eben dadurch es dahin gebracht, daß Metellus sein Gesuch darum verfehlt habe, und dagegen Valerius Flaccus, der mehr sein Diener als sein Nebenconsul gewesen, zum zweyten Consul ernannt worden sey. Das römische Volk hatte vor ihm noch niemanden, als dem Valerius Corvinus, so viel Consulate gegeben, und bey diesem war doch von seinem ersten bis letzten Consulate eine Zeit von fünf und vierzig Jahren verstrichen, Marius hingegen hatte nach seinem ersten Consulate die fünf andern mit einem ununterbrochenen Glücke erhalten.

In seinem sechsten Consulate zog er sich besonders grossen Haß zu, da er sich vieler Verbrechen des Saturninus schuldig machte, unter welchen auch die Ermordung des Nonius war, der mit dem Sa-

turninus zugleich sich um das Amt eines Tribuns bewarb, und von demselben umgebracht wurde. Saturninus brachte hernach als Tribun das Gesetz wegen Vertheilung der Aecker unter das Volk in Vorschlag, welchem diese Worte beygefügt waren: „Der Senat sollte in der Versammlung des Volks durch einen Eyd sich verbindlich machen, daß er alles, was das Volk beschliessen würde, ohne Einwendung bestätigen wollte.“ Marius stellte sich im Senate, als wenn er diesen Artikel des vorgeschlagenen Gesetzes mißbillige, und sagte dagegen: „Weder er noch irgend ein andrer kluger Mann würde diesen Eydschwur ablegen, denn wenn dieses Gesetz nicht auch an sich selbst schädlich wäre, so wäre es doch schimpflich, daß der Senat Gesetze aus Zwang und nicht freywillig und mit Ueberlegung bestätigen sollte.“ Allein er dachte nicht so wie er redte, sondern wollte vielmehr dem Metellus eine Schlinge legen, aus der er sich nicht wickeln könnte, denn er selbst hielt Lügen für eine grosse Eigenschaft und für Staatsklugheit, und dachte gar nicht daran, das zu halten, was er öffentlich im Senate erklärt hatte. Weil er aber wußte, daß Metellus ein standhafter Mann war, der, nach dem Pindar, die Wahrheit für den Grund grosser Tugenden hielt, so wollte er ihn durch seine Weigerung im Senate erst einnehmen, und wenn er hernach den Eyd durchaus nicht leisten würde, ihm den heftigsten Haß des Volks zuziehen, welches auch erfolgte. Denn auf die Erklärung des Metellus, daß er den Eyd nicht leisten würde, gieng der Senat aus einander.

Wenige

Wenige Tage darauf berief Saturninus die Senatoren vor eine Versammlung des Volks, und nöthigte sie, den Eyd zu leisten. Als Marius auftrat, wurde alles stille, und alles richtete die Augen auf ihn. Er aber ließ jene freymüthige Erklärung, die er im Senate gethan hatte, fahren, und sagte: „Er maßte sich nicht so viel Stolz an, daß er von einer so wichtigen Sache sein Urtheil vorher sogleich hätte fällen können, er wolle jetzt den Eyd ablegen und dem Gesetze gehorchen, wenn es ein Gesetz wäre." Den letztern Ausdruck setzte er aus Klugheit hinzu, um dadurch gleichsam seine Schande zu bedecken. Das Volk freute sich ungemein, da Marius den Eyd ablegte, und klatschte und rief ihm Beyfall zu: die edlen Römer aber wurden über diese Veränderlichkeit des Marius niedergeschlagen und zugleich erbittert. Sie legten indessen alle nach der Reihe, aus Furcht vor dem Volke, den Eyd ab, bis auf den Metellus. Dieser blieb seinem Entschlusse standhaft ergeben, so sehr auch seine Freunde mit Bitten in ihm drangen, daß er schwören, und sich nicht den harten Strafen aussetzen möchte, welche Saturninus darauf gesetzt hatte, wenn jemand diesen Eyd nicht leisten wollte. Allein nichts konnte ihn zur Veränderung seiner Gesinnung bewegen: er war bereit, lieber etwas hartes zu leiden, als etwas schimpfliches zu thun, und verließ den Marktplatz ohne zu schwören. Er sagte dabey zu seinen Freunden, die um ihn herumstanden: „Es ist schändlich, schlecht zu handeln, und etwas sehr gemeines, ohne Gefahr Gutes zu thun; aber mit Gefahr edel handeln, ist nur dem Rechtschaffenen eigen."

Saturninus brachte darauf ein Dekret des Volks zu Stande, in welchem den Consuln befohlen wurde, den Metellus mit der Landesverweisung und Achtserklärung zu bestrafen. Der niedrigste Pöbel war sogar bereit, den Metellus umzubringen, worüber die Redlichgesinnten zusammenliefen, und den Metellus beschützen wollten, allein er gab nicht zu, daß seinetwegen ein Aufruhr entstehen sollte, sondern verließ die Stadt Rom mit dieser weisen Gesinnung: „Es wird entweder besser in Rom, und dann wird das Volk sein Vergehen bereuen, und mich wieder zurückberufen, oder die Umstände bleiben wie sie sind, und dann ist es am besten, wenn ich davon entfernt bin.“ Mit wie vielem Wohlwollen und Ehre seine Entweichung begleitet wurde, und wie er sich zu Rhodus der Philosophie widmete, wird am füglichsten in seiner Lebensbeschreibung erzehlt werden können.

Marius war nun genöthigt, für diesen Dienst, den ihm Saturninus geleistet, allen seinen Frechheiten und Gewaltthätigkeiten, in denen er immer weiter gieng, nachzusehen, wodurch er, wider sein Vermuthen, ein grosses Unglück bewirkte. Denn Saturninus bestrebte sich nun, durch Gewalt der Waffen und durch Ermordungen den Weg zur Oberherrschaft in Rom zu bahnen, und die ganze bisherige Staatsverfassung aufzuheben. Marius, der sich vor den Patriciern scheute, und doch die Gunst des gemeinen Volks suchte, begieng zuletzt einen niederträchtigen betrügrischen Streich. Es kamen die vornehmsten Patricier des Nachts zu ihm, und drangen darauf, daß er gegen den Saturninus die

schärfsten Maaßregeln nehmen sollte: er aber ließ den Saturninus, der auch zu ihm kam, durch eine andre Thüre in sein Haus. Beyde Partheyen wußten nichts davon, daß sie so nahe beysammen waren. Marius gab bey beyden vor, daß er den Durchfall hätte, und unter dem Vorwande lief er von dem einen zu den andern, und hetzte beyde Partheyen noch mehr gegen einander auf.

Allein der Senat und der Ritterstand verbanden sich mit einander, und nöthigten den Marius, den Markt mit Soldaten zu besetzen, und den Saturninus und Glaucias anzugreifen. Sie entflohen auf das Capitolium, wurden aber durch Mangel am Wasser, weil man die Wasserröhren, die dahin giengen zerhauen ließ, genöthigt, sich zu ergeben. Sie riefen den Marius zu sich, und übergaben sich ihm auf die ihnen öffentlich versprochene Sicherheit. Er that auch alles mögliche, um sie zu retten, aber vergeblich: sie wurden auf dem Wege nach dem Markte von dem Volke niedergemacht *).

Marius hatte sich den Haß der Vornehmen und des Volks so sehr zugezogen, daß er es nicht wagte, da die Zeit der Censorwahl kam, um dieses Amt sich zu bewerben, sondern ließ aus Furcht, daß er sich vergeblich darum bemühen würde, andere, denen eine geringere Würde, als Marius bekleidete, weit weniger Anspruch darauf gab, zu diesem Amte erwählen; zum Vorwande sagte er, daß er des-

*) Mehrere Umstände von der Geschichte des schändlichen und tollkühnen Saturninus findet man beym Florus Libr. III. c. 16. Valer Maxim. Libr. VIII. cap. 1. Cicer. pro Rabir. cap. 24.

wegen das Censoramt nicht gesucht habe, um nicht durch eine scharfe Untersuchung der Aufführung und Sitten seiner Mitbürger sich einen grossen Haß zuzuziehen.

Er setzte sich auch mit vergeblicher Mühe durch Reden und andre Maaßregeln dem Vorschlage entgegen, welcher dem Volke vorgetragen wurde, den Metellus wieder in das Vaterland zurück zu berufen. Er mußte aufhören sich zu widersetzen. Das Volk nahm den Metellus mit vieler Bereitwilligkeit wieder an. Doch konnte er sich nicht überwinden, die Rückkunft des Metellus in Rom mit anzusehen. Er schifte nach Kappadocien und Galatien, unter dem Vorwande, daß er der Cybele das Opfer bringen wollte, welches er ihr vormals angelobt hätte, aber er hatte noch eine besondre Absicht bey dieser Reise, die dem Volke verborgen blieb. Weil er zu den Geschäften in Friedenszeiten und zur politischen Klugheit ungeschickt war, sein Glück bloß im Kriege gemacht, und nach demselben sein Ansehen und seinen Ruhm bey seiner ruhigen Musse hatte fallen sehen, so suchte er Gelegenheit zu neuen kriegrischen Thaten. Er hoffte die Könige in Asien zur Unruhe zu reitzen, und den Mithridates, von dem man einen Krieg besorgte, aufzuhetzen, nachher zum Feldherrn wider ihn erwählt zu werden, und die Stadt Rom mit neuen Triumphen, und sein Haus mit pontischer Beute und königlichen Reichthümern anzufüllen. Daher er auch dem Mithridates, der ihm viele Höflichkeit und Ehre erzeigte, mit Uebermuth begegnete, und unter andern zu ihm sagte: „Entweder suche mächtiger zu werden als die Römer sind,

oder vollführe ihre Befehle ohne Widerrede.“ Mithridates erstaunte darüber, er hatte schon oft die römische Sprache gehört, aber jetzt hörte er zum erstenmale die römische Dreistigkeit.

Nach seiner Rückkunft zu Rom baute er sich ein Haus nahe am Markte, um, wie er selbst sagte, denenjenigen, die ihm aufwarten wollten, keinen beschwerlichen langen Weg zu machen, oder vielmehr in der Hoffnung, daß er nun desto mehr Aufwartung bekommen würde. Allein diese Hoffnung schlug fehl. Denn da er es andern an der Gefälligkeit im Umgange und in den Künsten der Politik nicht gleich thun konnte, so betrachtete man ihn bloß als ein Werkzeug des Krieges, und achtete ihn in Friedenszeiten nicht.

Indessen beruhigte er sich noch, wenn er sahe, daß andre ihm vorgezogen wurden: allein über den Sylla empfand er bittern Verdruß, da dieser durch den Haß, in welchem Marius bey den Patriciern stand, sein Ansehn vergrösserte, und sich durch seine Feindschaft gegen den Marius den Weg zu Ehrenstellen bahnte. Da auch nachher der numidische König Bocchus für einen Bundesgenossen der Römer erklärt wurde, und einige Siegeszeichen im Capitolium, und neben ihnen zwanzig goldne Bilder, die die Uebergabe des Jugurtha an den Sylla vorstellten, aufrichten ließ, so brach die Eifersucht und der Zorn des Marius über den Sylla völlig aus, welcher sich den Sieg über den Jugurtha ganz zuzueignen schien. Marius machte Anstalten, diese Bilder niederzureissen, und Sylla setzte sich mit Gewalt dagegen. Nur der damals so schnell mit den

Bundesgenossen ausgebrochene Krieg war Ursache, daß darüber kein öffentlicher Aufruhr entstand. Denn die zahlreichsten und streitbarsten Völkerschaften Italiens traten wider die Römer in die Waffen, und es fehlte wenig, daß sie nicht Roms Herrschaft zu Grunde gerichtet hätten, da sie nicht allein so gute und geübte Soldaten wie die Römer, sondern auch Feldherren hatten, die es an Herzhaftigkeit und Erfahrung den römischen gleich thaten.

In diesem Kriege, der mit vielem Glückswechsel geführt wurde, verminderte Sylla eben so sehr den Ruhm des Marius, als er sein Ansehn und seinen Ruhm vergrösserte. Marius schien nunmehr in seinen Unternehmungen ganz träge und in allem zu langsam zu seyn, weil entweder sein Alter (denn er war schon im sechs und sechzigsten Jahre) die lebhafte Thätigkeit seiner Jugend getilgt hatte, oder weil er wegen der Kränklichkeit, wie er selbst gestand, seinen Körper kaum bewegen konnte, und nur, um den Vorwurf zu vermeiden, über sein Vermögen die Stelle eines Feldherrn übernommen hatte. Indessen gewann er auch in diesem Kriege ein wichtiges Treffen, in welchem sechstausend Feinde blieben, und gab ihnen niemals Gelegenheit, ihm einen Verlust beyzubringen. Er ließ sich sogar einmal von den Feinden einschliessen, und durch keine Hohnneckereyen und Affoderungen zu einer Schlacht bewegen. Man erzehlt, daß Silo Popedius, der vornehmste und mächtigste der feindlichen Generale, zu ihm gesagt: „Wenn du ein grosser General bist, Marius, so komm aus deinem Lager, und wage ein Treffen mit uns;“ und Marius habe ihm geantwor-

tet: „Wenn du ein grosser General bist, so zwing mich dazu, daß ich dir ein Treffen liefern muß.“ Als zu einer andern Zeit die Feinde eine gute Gelegenheit zu einer Schlacht gegeben, die römischen Soldaten aber aus Furcht sich zurückgezogen, und in ihr Lager geeilt hatten, ließ er die Truppen zusammen kommen, und sagte zu ihnen: „Ich weiß nicht, ob ich euch oder die Feinde für feiger halten soll, da sie nicht euren Rücken, und ihr nicht ihren Nacken habt sehen können.“ Endlich legte er die Feldherrnstelle aus Unvermögen wegen seiner körperlichen Schwächlichkeit nieder.

Nach der Ueberwindung der italienischen Völkerschaften strebten sehr viele durch die Demagogen des Volks zur Feldherrnstelle in dem Kriege wider den König Mithridates zu gelangen. Und da brachte wider alles Vermuthen der Tribun Sulpitius den alten Marius in Vorschlag, und ernannte ihn zum Proconsul und Feldherrn gegen den Mithridates. Aber das Volk theilte sich in zwey Partheyen, die eine bestimmte den Marius, die andre den Sylla zum Feldherrn. Die Parthey des Sylla spottete nur über den Marius, sie sagte, er möchte sich nach Bajä in die warmen Bäder begeben und dort sich curiren lassen, da er, seinem eigenen Geständnisse nach, durch sein Alter und seine Schwächlichkeit unvermögend geworden wäre. Marius hatte in der dasigen Gegend bey Misen ein herrliches Haus, wo mehr Pracht und eine weichlichere Ueppigkeit herrschte, als es sich für einen Mann schickte, der so viele Feldzüge gemacht und so kriegerische Thaten verrichtet hatte. Dieses Haus hat hernach die Cornelia, wie man sagt,

um fünf und siebzigtausend Denarien gekauft, und nicht lange darauf hat Lucius Lucullus dafür fünfmal hunderttausend und zweyhundert gegeben *). So schnell stieg der Preis der Pracht, und so sehr nahm die Ueppigkeit der Römer zu.

Marius bemühte sich mit einem übertriebenen fast kindischen Ehrgeitze sein Alter und seine Schwächlichkeit zu verläugnen, gieng täglich auf das Marsfeld, nahm an den Uebungen der jungen Römer Antheil, und wollte bey diesen Uebungen zeigen, daß sein Körper noch geschickt zu den Waffen und zum Reuten sey, so sehr er auch wegen der Dicke und des Alters schwerfällig war. Einigen gefiel dieses, sie giengen hin, und sahen seinen Ehrgeitz und seine Uebungen mit Vergnügen an. Die edlen Römer aber betrachteten es mit Mitleiden, daß er als ein Mann, der von der niedrigsten Armuth zu grossem Reichthume, und vom geringsten Stande zum größten Ansehn gelangt war, sich durch unersättlichen Geitz und Ehrsucht beherrschen ließ, seinem Glücke keine Grenzen setzte, und nicht zufrie-

*) μυριάδων πεντήκοντα καὶ διακοσίων. Wenn man διακοσίων zu μυριάδων zieht, so ist die Summe zwey Millionen und fünfmal hunderttausend Denarien, welches unglaublich ist. Aber auch so, wie ich es genommen, beträgt die erstere Summe 9375 Reichsthaler, und die andere 62525 Rthlr. es wäre denn, daß Plutarch hier nach römischen Sestertien rechnete, und nicht nach Drachmen oder Denarien, allein er pflegt immer nach Drachmen zu rechnen, und müßte hier etwa einen römischen Schriftsteller vor Augen gehabt haben.

den, seine erworbenen Güter in Ruhe zu geniessen, sich so betrug, als wenn er an allem Mangel litte, und nach so vielen Triumphen und Ehre in seinem hohen Alter nach Cappadocien und an das schwarze Meer hin sich begeben wollte, um mit dem Archelaus und Neoptolemus, den Feldherren des Mithridates, zu fechten. Die Art, mit welcher sich Marius deswegen zu verfertigen suchte, war ganz lächerlich, denn er gab vor, er wollte gern seinen Sohn unter eigner Anführung in der Kriegskunst üben.

Diese Umstände zerrütteten die schon seit langer Zeit an innerlichen Gebrechen kranke Republik Rom. Marius fand an dem verwegenen Sulpitius ein Werkzeug, das fähig war, das allgemeine Verderben zu bewirken. Dieser Mann ahmte den Saturninus nach, und bewunderte alle Handlungen desselben, und tadelte nur an ihm, daß er noch zu langsam, und zu wenig verwegen gewesen wäre. Er, um nicht so langsam zu seyn, hatte beständig sechshundert Ritter bey sich, welche gleichsam seine Leibwache waren, und die er den Gegensenat nannte. Er überfiel mit dieser gewaffneten Schaar die beyden Consuln, als sie eben eine Versammlung des Volks hielten, und da der eine vom Markte entfloh, ließ er dessen Sohn gefangen nehmen und umbringen. Der andre Consul, Sylla, wurde bis an des Marius Haus verfolgt, in welches er, wider alles Vermuthen, hereinlief, indessen diejenigen, die ihn verfolgten, in der Eile vorbeyliefen. Er soll, wie einige erzehlen, von dem Marius selbst zur Hinterthüre herausgelassen, und so zu den Sol-

daten ins Lager entkommen seyn. Aber Sylla selbst erzehlt in seinen Nachrichten, er sey nicht in das Haus des Marius geflüchtet, sondern mit Gewalt hereingeschleppt, und da vom Sulpitius, der ihn mit gezückten Schwerdtern hätte umringen lassen, gezwungen worden, diejenigen Vorschläge gut zu heissen, die ihm Sulpitius gethan, worauf er wieder auf den Markt gegangen, und die vorigen Unterhandlungen aufgehoben hätte.

Nach diesem Vorfalle hatte nun Sulpitius in Rom die Oberhand, und ließ den Marius zum Feldherrn wider den Mithridates erwählen. Marius bereitete sich schon zum Abmarsche, und schickte zwey Obersten ins Lager, denen Sylla die Armee übergeben sollte. Aber Sylla hatte schon die Armee, welche aus dreyßigtausend Mann zu Fusse und fünftausend zu Pferde bestand, auf seine Seite gebracht, und rückte damit auf die Stadt Rom an. Die vom Marius abgeschickten Obersten wurden von den Soldaten niedergehauen. Marius ließ dagegen in Rom viele Freunde des Sylla umbringen, und versprach allen Sklaven die Freyheit, die die Waffen für ihn ergreifen würden, allein es fanden sich nur drey bey ihm ein. Er konnte daher dem Sylla, als dieser in Rom eindrang, nur geringen Widerstand thun, und wurde bald überwältigt, worauf er die Flucht ergrif, und seine Anhänger wurden, da er erst weg war, bald zerstreut.

Er begab sich in der Dunkelheit der Nacht auf einen seiner Meyerhöfe, welcher Salonium hieß, und schickte seinen Sohn auf das Gut des Mucius, des Schwiegervaters des jungen Marius, welches nicht

weit davon lag, um das auf die Reise benöthigte zu holen. Er erwartete aber nicht die Rückkunft seines Sohnes, sondern eilte nach Ostia, wo einer seiner Freunde, Numerius, ein Schif für ihn bereit gehalten hatte, und segelte auf demselben mit seinem Stiefsohne Granius ab. Sein Sohn hielt sich auf dem Gute des Mucius mit den Zubereitungen zur Reise so lange auf, daß darüber der Tag anbrach, und er den Feinden nicht entweichen konnte. Es kamen feindliche Reuter an, in der Vermuthung, den alten Marius dort zu treffen. Zum Glücke sah sie der Verwalter des Meyerhofs ankommen, und versteckte den jungen Marius auf einen Wagen, den er mit Bohnen beladen hatte, spannte darauf Ochsen vor den Wagen, und fuhr den feindlichen Reutern gerade entgegen, und so in die Stadt Rom herein. Auf diese Art kam der junge Marius in dem Hause seiner Gemahlin an, gieng aber des Nachts wieder, nachdem er sich mit dem nothwendigsten versorgt hatte, ans Meer, und segelte mit einem Schife ab, das nach Afrika gieng.

Der alte Marius, welcher an der Küste von Italien mit einem glücklichen Winde segelte, furchte sich vor einem gewissen Geminius in Tarracina, der sein Feind war und starken Anhang hatte, er verbot daher seinen Schifern, sich der Stadt Tarracina zu nähern. Indem sich diese bemüheten, seinem Verlangen Genüge zu leisten, erhob sich ein heftiger Wind vom Meere her, und schlug so grosse Wellen, daß das Schif den Sturm nicht auszuhalten schien, dazu befand sich Marius krank, weil er die See nicht vertragen konnte: sie konnten also kaum mit Mühe,

da der Sturm immer stärker wurde, und ihnen die Lebensmittel mangelten, das Circeische Ufer erreichen. Hier stiegen sie ans Land, und irrten ohne einem bestimmten Endzweck herum, wie es bey grossen Gefahren zu geschehen pflegt, wenn man dem gegenwärtigen Unglücke als dem ärgsten Schicksale zu entgehen trachtet, und doch seine Hoffnung auf nichts gewisses setzen kann. Das Land war ihnen eben so gefährlich als das Meer, es war für sie schrecklich, Menschen anzutreffen, und eben so schrecklich, keine anzutreffen, weil sie an allem Mangel litten. Endlich trafen sie spät Abends einige Hirten an, die ihnen zwar nichts geben konnten, doch aber dem Marius, den sie kannten, riethen, sich eilfertig zu entfernen, weil sie kurz vorher hatten viele Reuter herumreiten sehen, die ihn allenthalben aufsuchten. Er war nun in der äußersten Noth, zumal da seine Begleiter sich vor Hunger nicht mehr zu helfen wußten. Er wich vom Wege ab, und versteckte sich in einem dichten Busche, wo er die Nacht sehr übel zubrachte.

Am folgenden Tage gieng er vom Hunger gezwungen, und um sich zu retten, so lange er noch einige Kräfte hatte, an das Ufer, tröstete seine Begleiter, und bat sie, nicht die letzte Hoffnung fahren zu lassen, welche er immer noch wegen gewisser alter Prophezeyungen hätte. Er erzehlte ihnen, daß er noch in seiner frühesten Jugend, als er sich auf dem Lande befunden, mit seinem Rocke ein herabfallendes Adlernest aufgefangen hätte, in welchem sieben junge Adler gewesen, seine Aeltern, denen dieses wunderbar vorgekommen wäre, hätten die

Wahrsager darüber befragt, und zur Antwort erhalten, daß er einer der berühmtesten Menschen werden und siebenmal die höchste Würde und Gewalt durch das Schicksal erhalten würde. Einige Schriftsteller behaupten, daß sich diese Begebenheit wirklich zugetragen hätte, andere hingegen glauben, daß er dergleichen nur seinen Begleitern auf der Flucht zum Troste vorgesagt habe, diese hätten die Sache geglaubt, und so wäre die ganz fabelhafte Geschichte nachher schriftlich aufbewahrt worden, denn der Adler zeuge nicht mehr als zwey Junge, und Musäus irre, wenn er sage, daß der Adler drey Eyer lege, zwey davon ausbrüte, und nur einen Jungen erziehe. So viel ist gewiß, daß Marius auf der Flucht und in seiner äußersten Bedrängniß öfters gesagt hat, er werde zu dem siebenten Consulate gelangen.

Marius war mit seinen Begleitern etwa noch zwanzig Stadien von der Stadt Minturna entfernt, als sie von weiten einen Schwarm Reuter auf sich zukommen sahen, und zum Glücke wurden sie auch gewahr, daß eben zwey Lastschiffe absegelten. Sie liefen also, so viel nur jeder laufen konnte und Kräfte hatte, auf das Meer zu, warfen sich herein, und hiengen sich an die Schife an. Granius kam in dem einen Schife glücklich in die gegen über gelegene Insel Aenaria an. Marius, der wegen seines dicken Körper sich nicht gut helfen konnte, wurde von zweyen Sklaven mit grosser Mühe über dem Meere gehalten und in das andere Schif gesetzt, als eben die Reuter am Ufer ankamen, und den Schifern zuriefen, sie sollten entweder ans Land wieder fahren, oder den Marius auswerfen, worauf sie segeln könn=

ten, wohin sie wollten. Marius fiel den Herren des Schifs zu Füssen, und bat sie mit Thränen, sich seiner zu erbarmen: sie blieben lange unschlüssig, endlich antworteten sie doch den Reutern, daß sie den Marius nicht verrathen würden. Die Reuter waren eben mit Drohungen weggeritten, als sie ihren Sinn änderten. Sie schiften ans Land, warfen bey dem Ausflusse des Liris, wo er viele Sümpfe bildet, die Anker, und baten den Marius, daß er aussteigen, Speise zu sich nehmen, und seinem abgematteten Körper einige Erholung geben möchte, bis sie wieder guten Wind bekämen, welches, wie sie vorgaben, zu einer gewöhnlichen Stunde zu geschehen pflege, da sich der Wind auf dem Meere lege, und von den Sümpfen her hinlänglicher Wind käme. Marius ließ sich dazu bereden, gieng an das Land und legte sich ins Gras, ohne im geringsten an das zu gedenken, was ihm bevorstand. Die Schiffer stiegen sogleich wieder in ihre Schiffe, und segelten davon: sie hielten es für schändlich, den Marius zu verrathen, und für gefährlich, ihn zu erretten.

So war Marius nun von allen verlassen. Er lag eine Zeitlang sprachlos am Ufer. Mit Mühe rafte er sich endlich auf, und gieng, so gut er konnte, durch unwegsame Oerter, tiefe Sümpfe, und Graben voll Wasser und Koth weiter fort, bis er an die Hütte eines alten Mannes kam, der an diesen Graben zu arbeiten pflegte. Er fiel ihm zu Füssen, und bat ihn, einen Mann zu erretten, und Hülfe zu leisten, der ihm, wenn er der gegenwärtigen Gefahr entgienge, über alle Erwartung belohnen wür-

de. Der Alte, der ihn entweder von voriger Zeit her kannte, oder aus seinem Ansehen vermuthete, daß er ein vornehmer Mann seyn möchte, antwortete ihm: „Wenn er bloß der Ruhe bedürfe, so könne er in seine Hütte kommen, wenn er aber etwa vor Feinden flöhe, so wolle er ihn an einem Orte verbergen, wo er ganz sicher seyn sollte.“ Marius bat ihn um das letztere. Er führte ihn in einen Sumpf, wo er in ein Loch neben dem Flusse herabkriechen mußte, und bedeckte ihn mit vielem Schilfe und leichtem Gesträuche.

Kurze Zeit darauf hörte er einen Tumult und ein Geschrey von der Hütte her. Geminius hatte aus Tarracina viele Leute ausgeschickt, die ihn aufsuchen sollten, von welchen einige von ungefähr an diese Hütte gekommen waren, und den alten Mann durch ihr Lärmen und Schreyen, daß er einen öffentlichen Feind der Römer aufgenommen und versteckt hätte, ganz furchtsam gemacht hatten. Marius, der bey dem näher kommenden Geschreye aus seinem Loche hervorgekuckt hatte, zog sich seine Kleider aus, und stieg in einen Sumpf herab, der voller schlammichten Wassers war. Aber auch hier entwich er den Feinden nicht; er wurde so nackend und voller Koth, wie er war, herausgezogen, und nach Minturna geführt, wo man ihn dem Rathe übergab. Denn man hatte von Rom in alle Städte Befehl geschickt, den Marius zu verfolgen, und wenn man ihn wo anträfe, zu tödten.

Der Rath zu Minturna stellte dennoch Berathschlagungen an, was er thun sollte, und ließ indessen den Marius in das Haus der Fannia zur Ver-

wahrung bringen, welche Frau dem Marius wegen einer alten Sache feind zu seyn schien. Denn sie hatte nach der Ehescheidung von ihrem Manne Tinnius ihr Eingebrachtes, welches sehr ansehnlich war, zurückverlangt, der Mann aber hatte sie des Ehebruchs beschuldigt, und die Sache gelangte bis zum Ausspruche des Marius, der zum sechstenmale Consul war. Weil die Fannia schon vorher als eine unzüchtige Frau bekannt gewesen war, und ihr Mann, ob er es gleich gewußt, sie geheirathet, und lange Zeit mit ihr gelebt hatte, so entschied Marius so, daß keine Parthey damit zufrieden war. Der Mann mußte der Frau ihr Eingebrachtes wieder herausgeben, und die Frau wurde ihrer schlechten Aufführung wegen zu einer Geldstrafe von vier Pfunden verurtheilt. *) Aber Fannia zeigte gegen den Marius nicht die Leidenschaft eines beleidigten Weibes, sondern, weit entfernt sich zu rächen, tröstete sie ihn, sobald sie ihn sahe, und pflegte ihn, so gut es die Umstände erlaubten. Er bezeigte ihr dagegen seine Dankbarkeit, und versicherte sie, daß er wegen einer gewissen guten Vorbedeutung noch immer getrosten Muths sey. Die gute Vorbedeutung bestand darinnen. Als Marius in das Haus der Fannia geführt,

und

*) χαλκους τέσσαρας. Dacier und Kind übersetzen vier Drachmen oder Denarien. Allein theils scheint diese Summe zu gering zu seyn, theils würde sie Plutarch nicht so ausgedrückt haben, wenn er Denarien oder Drachmen gemeint hätte. Ich wähle daher den Ausdruck vier Pfund, quatuor asses; vielleicht sind darunter grosse Sestertien zu verstehen.

und eben das Thor geöfnet wurde, kam ein Esel da heraus, und lief nach dem Brunnen hin, der in der Nähe war, um zu saufen. Dieses Thier sah den Marius munter an, blieb vor ihm etwas stehen, und sprang darauf mit einem lauten Geschrey muthig bey ihm vorbey. Daraus schloß nun Marius, wie er sagte, daß ein höherer Geist ihm seine Errettung nicht vom Lande, sondern vom Meere her angedeutet habe: denn der Esel sey durch kein dürres Futter durstig geworden, sondern von selbst nach dem Wasser gelaufen. Nach solchem Gespräche mit der Fannia legte er sich schlafen, und befahl ihr das Haus zu verschliessen.

Indessen hatte der Rath zu Minturna den Entschluß gefaßt, ohne weitern Verzug den Marius umbringen zu lassen. Aber Niemand von den Bürgern wollte die That übernehmen, bis endlich ein Reuter, der entweder ein Gallier oder Cimbrer war, denn er wird bald für diesen, bald für jenen ausgegeben, sich dazu fand, und mit einem blossen Schwerdte zum Marius gieng. Das Zimmer, worinnen Marius lag, war dunkel, und es kam dem Soldaten vor, als wenn eine grosse Flamme aus den Augen des Marius führe, und ihm eine Stimme aus der Dunkelheit zuriefe: Du unterstehst dich, den Cajus Marius umzubringen? Der Barbar warf sein Schwerdt weg, lief zum Hause heraus, und sagte: Ich kann den Cajus Marius nicht umbringen.

Diese Begebenheit setzte jedermann in Bestürzung. Man bedauerte darauf das Schicksal des Marius, bereuete den gefaßten Entschluß, und machte sich sogar Vorwürfe, daß man gegen den Erretter

Italiens undankbar und ungerecht gewesen, da es schon etwas hartes sey, wenn man ihm keine Hülfe leistete. Er gehe hin, sagten die Minturner, wohin er fliehen will, und ertrage sein Schicksal anderswo. Wir wollen die Götter um Verzeihung bitten, daß wir ihn dürftig und nackend aus unsrer Stadt schaffen müssen. Mit diesen Gesinnungen liefen die Minturner haufenweise zu ihm, und führten ihn an das Meer. Indem sie aber unter einander beschäftigt waren, ihn mit den nöthigsten Sachen zu versehen, vergieng eine geraume Zeit. Und der maricische heilige Busch, welcher so verehrt wurde, daß nichts, was in denselben herein gekommen war, wieder heraus durfte, und welcher auf dem Wege zur See lag, machte einen neuen Verzug, weil man um diesen Busch herumgehen mußte. Allein es rief ein alter Mann unter den Begleitern des Marius: Kein Weg ist verboten, auf welchem man den Marius erretten kann, und nahm zuerst ein Stück von den Sachen, die man dem Marius auf das Schif mitgeben wollte, und trug es durch den Busch durch. Die andern folgten darauf muthig nach. Ein gewisser Beläus verschafte dem Marius auch ein Schif, welcher in der Folge aus Dankbarkeit gegen die Minturner diese Begebenheit abmahlen, und das Gemählde in einen Tempel zu Minturna aufhängen ließ.

Er fuhr mit günstigem Winde ab, und kam zum guten Glücke auf der Insel Aenaria an, wo er den Granius und seine anderen Freunde antraf, mit welchen er sodann nach Afrika absegelte. Der Mangel an frischen Wasser aber nöthigte sie, in Sicilen bey der Stadt Eryx zu landen. Der dortige römische

Quästor hätte beynahe den Marius gefangen bekommen, er ließ sechzehn von seinen Leuten, die Wasser holen wollten, niederhauen. Marius gieng also geschwind wieder unter Segel, und kam auf der Insel Meninx an, wo er die erste Nachricht bekam, daß sich sein Sohn mit dem Cethegus gerettet, und auf dem Wege wäre, den König der Numidier, Hiempsal, um Hülfe zu bitten. Dadurch bekam er so viel Muth, daß er es wagte, von dieser Insel nach Carthago überzuschifen. In Afrika war damals Sextilius römischer Prätor, den Marius weder jemals begünstiget noch beleidiget hatte, er hoffte daher aus Mitleiden von ihm unterstützt zu werden. Er war aber kaum mit wenigen ans Land gestiegen, als ihm ein Gerichtsdiener mit dem Befehle entgegen kam: „Marius, der Prätor Sextilius verbietet dir, Afrika zu betreten, widrigenfalls wird er, dem Decrete des Senats gemäß, dich als einen Feind der Römer behandeln.“

Dieser Befehl machte, daß Marius vor Traurigkeit und Schwermuth keine Worte finden konnte, sondern eine lange Zeit stillschweigend den Gerichtsdiener mit starren Blicken ansah. Der Gerichsdiener fragte ihn endlich, was er denn dem Prätor für eine Antwort bringen sollte? Marius antwortete mit einem tiefen Seufzer: Sag ihm, du hättest den Cajus Marius als einen Flüchtling auf den Ruinen von Carthago sitzen gesehen; wodurch er den Glückswechsel jener Stadt und den seinigen in einer schicklichen Vergleichung vorstellte.

Inzwischen war Hiempsal, der König in Numidien, immer noch unentschlossen. Ob er gleich dem

jungen Marius und seiner Begleitung viel Achtung erwies, so hielt er ihn doch, wenn er abreisen wollte, immer unter allerhand Vorwande auf, daher man vermuthen mußte, daß er keine gute Absicht bey dieser Verzögerung hätte. Allein eine zufällige Begebenheit diente dem jungen Marius zur Errettung. Er sah sehr wohl aus, und rührte daher durch sein unwürdiges Schicksal eine von des Königs Beyschläferinen. Dieses Mitleid war bey ihr der Anfang und hernach der Vorwand der Liebe zu dem jungen Römer. Anfänglich gab er ihrer Neigung kein Gehör. Wie er aber keinen andern Weg zu seiner Errettung vor sich sahe, und merkte, daß ihre Liebe mehr ernsthafte Neigung als wollüstige Leidenschaft war, so erfüllte er ihre Wünsche, und entkam durch ihre Hülfe glücklich mit seinen Freunden.

Er entfloh zu seinem Vater, und begab sich mit ihm gegen das Meer zu. Unterwegens sahen sie zwey Skorpionen mit einander streiten, welches der alte Marius für ein böses Zeichen hielt. Deswegen setzten sie sich sogleich in ein Fischerboot, und schiften nach Cercina, einer nicht weit vom festen Lande abgelegenen Insel. Sie waren auch kaum auf der See, als sie königliche abgeschickte Reuter erblickten, die sie an dem Orte, wo sie abgefahren waren, aufsuchten. Marius war also einer der größten Gefahren entronnen.

Sylla führte indessen in Böotien mit den Feldherren des Mithridates Krieg. Aber die römischen Consuln geriethen mit einander selbst in solche Streitigkeiten, daß sie endlich zu den Waffen griffen, und einander eine Schlacht lieferten, in welcher Oc=

tavius siegte, und den Cinna, der Versuche gemacht hatte, eine tyrannische Herrschaft einzuführen, aus der Stadt jagte. Er machte an des Cinna Stelle den Cornelius Merula zum Consul. Cinna sammelte hingegen in Italien eine Armee, und gieng auf die beyden Consuln los.

Sobald Marius von diesen Umständen Nachricht erhielt, entschloß er sich eilfertig nach Italien überzuschifen. Er nahm aus Afrika einige maurische Reuter, und einige von den Italienern, die in Afrika waren, mit; die ganze Anzahl, mit welcher er abschifte, bestand aus nicht mehr als tausend Mann. Er lief in den hetrurischen Hafen Telamon ein. Gleich nach seiner Ankunft in Italien ließ er allen Sklaven, die bey ihm Dienste nehmen würden, die Freyheit versprechen. Und auch die freyen Landleute und Hirten der dasigen Gegend wurden durch den Ruhm des Marius gereizt, sich zu ihm zu begeben, von welchen er die tauglichsten in seine Dienste nahm. Auf solche Art bekam er in wenigen Tagen ein starkes Heer zusammen, und bemannete vierzig Schiffe. Da er wußte, daß Octavius die Parthey der Edlen hielt, und die Gerechtigkeit und die Gesetze beschützen wollte, Cinna hingegen dem Sylla verdächtig war, und wider die Staatsverfassung Roms Krieg führte, so entschloß er sich, mit seinem Corps die Parthey des Cinna zu ergreifen. Er schickte daher Abgeordnete an ihn, und ließ ihm melden, daß er ihm als einem Consul gehorchen würde, und seine Befehle erwartete. Cinna, der den Antrag sehr gern annahm, ernannte ihn zum Proconsul, und schickte ihm die Ehrenzeichen dieser Würde zu, welche Ma-

rius jedoch nicht annehmen wollte, weil er vorgab, daß sie sich zu seinen gegenwärtigen Glücksumständen nicht schickten. Er trug auch nur ein schlechtes Kleid, und den Bart so lang, als er seit seiner Flucht aus Rom gewachsen war: er wollte in seinem hohen Alter von siebzig Jahren, und mit seinem langsamen Gange den er annahm, gern mitleidswürdig scheinen; allein aus seiner Demuth blickte seine natürliche Miene, die mehr fürchterlich als mitleidswürdig war, hervor, und seine scheinbare Erniedrigung zeigte nicht sowohl ein demüthiges als vielmehr ein durch den Glückswechsel wild gewordenes Gemüth an.

Sobald er den Cinna gesprochen und an die Truppen eine Rede gehalten, fieng er sogleich seine Unternehmungen an, und gab den Sachen bald eine andere Gestalt. Er schnitt zuerst mit seinen Schifen der Stadt Rom die Zufuhre ab, plünderte die Kaufleute, und nahm ihnen alles weg, was sie zu Markte bringen wollten. Darauf bemächtigte er sich der Städte, die am Meere lagen. Er bekam auch Ostia durch Verrätherey ein, welche Stadt er ausplündern und eine Menge Menschen hinrichten ließ. Er ließ darauf eine Brücke über die Tiber schlagen, und schnitt seinen Feinden gänzlich alle Zufuhre vom Meere her ab.

Endlich rückte er mit seinen Truppen vor die Stadt Rom, und bemächtigte sich des Berges Janiculus, weil Octavius nicht sowohl aus Unerfahrenheit als vielmehr aus gar zu strenger Beobachtung der gesetzmäßigen Ordnung, zum Nachtheil des gemeinen Bestens die dienlichsten Mittel nicht brauchte. Denn er wollte auch nicht, wie man ihm rieth, die

Sklaven bewafnen und ihnen die Freyheit schenken: Ich werde, sagte er, den Sklaven nicht die Rechte unsers Vaterlandes geben, da ich, um die Gesetze aufrecht zu erhalten, dem Marius das Vaterland verbieten muß.

Die Soldaten verliessen deswegen den Octavius, und wandten sich an den jungen Metellus, den Sohn desjenigen Metellus, welcher durch den Marius war aus Rom vertrieben worden, und gegen den Jugurtha in Afrika Krieg geführt hatte. Sie baten ihn, da er während dieser Unruhen nach Rom gekommen war, und sie ihn für einen bessern General als den Octavius hielten, daß er ihr Anführer werden und die Stadt erretten möchte, denn sie würden unter der Anführung eines so erfahrnen und thätigen Generals gewiß gut fechten, und die Feinde überwinden. Metellus aber bezeugte über ihren Antrag seinen Unwillen, und befahl ihnen, sich zum Consul zu begeben, und ihm zu gehorchen, darüber liefen sie gar zu den Feinden über, und Metellus, der die Stadt für verloren hielt, machte sich auch davon.

Octavius ließ sich durch einige Chaldäer, Wahrsager und Ausleger der sibyllinischen Bücher bereden, in Rom zu bleiben, weil man ihm prophezeyet hatte, es würde alles gut werden. Dieser sonst brave Mann, der besonders die Würde des Consulats ohne Schmeicheley und nach den hergebrachten Gewohnheiten und Gesetzen, wie nach unveränderlichen Vorschriften, zu erhalten suchte, hatte die Schwachheit, daß er sich mehr nach dem Rathe der Wahrsager und Zeichendeuter als nach den Vorschlägen der Männer,

die die Politik und Kriegskunst verstanden, richtete. Er wurde also, ehe noch Marius in die Stadt kam, von den vorausgeschickten Soldaten von dem consularischen Stuhle herabgerissen und umgebracht. Man soll noch nach seinem Tode in seinem Busen eine chaldäische Tafel von seiner Nativität gefunden haben. Sonderbar ists, daß die zwey berühmtesten Anführer der Römer, Octavius und Marius, beyde der Wahrsagerkunst so sehr ergeben waren, und der eine dadurch seine Errettung, der andre sein Verderben beförderte.

Unter solchen verwirrten Umständen ließ der Rath durch Abgeordnete den Cinna und Marius ersuchen, in die Stadt zu kommen, und nur die Bürger zu schonen. Cinna empfieng die Abgeordneten, als Consul, auf dem consularischen Ehrensessel sitzend, und ertheilte ihnen eine höfliche geneigte Antwort. Marius stand neben diesem Sessel, und sagte nichts, seine zornigen Mienen aber und starren Blicke gaben zu erkennen, daß er die Stadt bald mit Blut erfüllen würde.

Nach dieser Audienz giengen die Abgeordneten nebst dem Cinna in die Stadt, welcher sich von einer Leibwache begleiten ließ. Marius aber blieb am Thore stehen, und sagte mit einer boshaften Spötterey: „Er sey durch ein öffentliches Decret aus seinem Vaterlande vertrieben, wenn man seine Gegenwart wieder nöthig habe, so müsse man jenes Decret durch ein andres eben so gesetzmäßiges aufheben:" als wenn er ein so grosser Beobachter der Gesetze gewesen wäre, oder in eine Stadt gehen wollte, die ihre Freyheit hätte.

Es wurde indessen doch das Volk auf dem Markt gerufen, aber ehe noch drey oder vier Tribus ihre Stimme gegeben hatten, vergaß Marius sein Vorgeben, und die Rechtfertigung wegen seines Exils, und kam in Begleitung eines Schwarms von Trabanten, die er aus zusammengelaufenen Sklaven unter den Namen der Bardiäer zu seiner Leibwache gemacht hatte, in die Stadt. Diese Truppen brachten theils auf seinen Befehl, theils auf seinen blossen Wink eine Menge Menschen um. Sogar ein Senator, der schon Prätor gewesen war, Ancharius, wurde bloß deswegen vor den Augen des Marius niedergehauen, weil er vom Marius auf seine Anrede keine Antwort bekommen hatte. Darauf wurden alle diejenigen in den Strassen, die den Marius grüßten, und von ihm nicht wieder gegrüßt wurden, wie nach einem abgeredten Zeichen zum Morde, umgebracht, so daß selbst des Marius Freunde voller Furcht und Zittern waren, wenn sie sich ihm näherten.

Cinna wurde endlich nach vielen Ermordungen mit Blute gesättigt, und hörte auf zu tödten. Aber die Wuth des Marius wurde täglich stärker und blutdürstiger, und er ließ alle verfolgen, auf die er nur den geringsten Verdacht hatte. Alle Strassen, alle Städte waren mit diesen würgenden Soldaten angefüllt, die alle diejenigen verfolgten und aufsuchten, welche sich verborgen hatten. Auch die Treue des Gastrechts und der Freundschaft gab wider diese Schicksale keine Sicherheit, es waren wenige, die diesen Mördern nicht diejenigen verriethen, welche zu ihnen ihre Zuflucht genommen hatten. Um desto=

mehr verdient die Treue der Sklaven des Cornutus bewundert zu werden, welche ihren Herrn zu Hause versteckten, und einen todten Mann von gemeinem Stande aufhenkten, ihm einen goldnen Ring anstecken, und so, als wenn es Cornutus gewesen wäre, den Soldaten des Marius zeigten, und darauf mit aller Feyerlichkeit begruben. Niemand wurde diese ihre List gewahr, und sie brachten den Cornutus sicher nach Gallien.

Der Redner Marcus Antonius, welcher zu einem rechtschaffenen Freunde seine Zuflucht genommen hatte, war nicht so glücklich. Dieser arme gemeine Bürger wollte gern den Antonius, einen der vornehmsten Männer in Rom, gut bewirthen, und ließ daher seinen Knecht von einem Weinschenken in der Nähe Wein holen. Der Knecht kostete den Wein mit Aufmerksamkeit, und foderte darauf bessern Wein. Der Weinschenke fragte ihn deswegen: „was denn in seinem Hause vorgienge, daß er nicht den jungen wohlfeilen Wein, wie sonst, sondern bessern und theuern haben wollte?“ Und der einfältige Knecht antwortete im treuherzigen Zutrauen der Bekanntschaft, „sein Herr bewirthe den Marcus Antonius, der sich bey ihm verborgen aufhalte.“ Kaum war der Knecht fort, als der niederträchtige schändliche Weinhändler zum Marius gieng, der schon bey der Tafel saß, und ihm entdeckte, daß er ihm den Antonius überliefern wollte. Marius schrie, wie man erzehlt, vor Freude über diese Nachricht, und klatschte in die Hände, er ließ sich kaum von seinen Freunden abhalten, selbst in das Haus zu gehen, wo Antonius war. Er schickte

den Annius mit einigen Soldaten ab, und befahl ihnen, sogleich den Kopf des Antonius ihm zu überbringen.

Annius blieb, wie sie an das Haus gekommen waren, vor der Thüre stehen, und schickte die Soldaten die Treppe in das Zimmer herauf, wo Antonius war. Aber keiner wollte es unternehmen ihn zu tödten, sondern einer schob immer dem andern das Geschäft zu, denn die hinreissende Beredtsamkeit dieses Mannes war so bezaubernd, daß gleich beym Anfange seiner Rede, und seiner Bitte, ihm das Leben zu lassen, niemand es wagte, ihn anzurühren, oder nur ins Gesicht zu sehen, alle schlugen die Augen nieder und weinten. Dem Annius dauerte indessen die Zeit zu lange, er gieng selbst herauf, und sahe, daß Antonius durch seine Reden die Soldaten bestürzt und weichherzig machte. Er lief also selbst herzu, schalt die Soldaten, und hieb dem Antonius den Kopf ab.

Catulus Lutatius, eben derjenige, der, wie wir oben erzehlt haben, mit dem Marius ehedem zugleich Consul gewesen war, und mit ihm wegen des Sieges über die Cimbern einen Triumph gehalten hatte, schloß sich in sein Zimmer ein, und erstickte sich im Kohlendampfe, da er erfahren hatte, daß alle Fürbitten für ihn vergeblich gewesen, und Marius bey allen Vorstellungen nichts weiter geantwortet hatte, als: „Er muß sterben!"

Die Körper der Ermordeten wurden auf die Strassen geworfen und zertreten: der Anblick dieser Scenen machte so viel Schaudern und Angst, daß dadurch das Mitleid verdrungen wurde. Am mei-

sten aber plagte die Frechheit der sogenannten Barbier das römische Volk. Diese schändlichen Buben brachten die Männer in ihren Häusern um, und nothzüchtigten alsdenn ihre Töchter und Weiber. Ihr Rauben und Morden wurde so entsetzlich, daß sich endlich Cinna und Sertorius entschlossen, sie in ihrem Lager des Nachts im Schlafe zu überfallen, und alle insgesammt niederhauen liessen.

Während diesen Umständen liefen, gleichsam als wenn sich der Wind bey einem Ungewitter umsetzt, von allen Orten her Nachrichten ein, daß Sylla den Mythridatischen Krieg geendigt, die weggenommenen Provinzen wieder erobert hätte, und mit einer grossen Kriegsmacht auf Rom zu segelte. Dieß machte einen kurzen Stillestand und eine Pause in den unbeschreiblichen Uebeln, die die Stadt Rom betrafen, weil Marius und Cinna dem Kriege wider sich selbst entgegen sahen. Marius wurde unter diesen Umständen zum siebentenmale zum Consul ernannt. Er ließ eben am neuen Jahrstage, da er als Consul vor dem Volke erschien, einen gewissen Sextus Lucinus vom tarpejischen Felsen herabstürzen, welches man für eine grosse Vorbedeutung der Unglücksfälle hielt, die nachher ihn selbst und die Stadt Rom betrafen.

Er war inzwischen durch die ausgestandenen Beschwerlichkeiten so abgemattet, und sein Geist durch die vielen drückenden Besorgnisse so erschöpft, daß er noch mit zitternder Angst an die ausgestandenen Uebel dachte, und nicht fähig war, sich gegen einen neuen Krieg und neue fürchterliche Gefechte in Verfassung zu setzen. Er wußte, daß er nun nicht mit

einem Octavius und Merula, und einem Haufen schlechtes zusammengelaufenen Volks, sondern mit jenem Sylla zu kämpfen hatte, der ihn schon einmal aus Rom gejagt, und jetzt den König Mithridates bis ans schwarze Meer hin getrieben hatte. Diese Gedanken und die Erinnerung an sein voriges langes Herumirren und Flüchten, und die Gefahren, die ihn zu Wasser und zu Lande verfolgt hatten, welche ihm immer vor Augen schwebten, versetzen ihn in eine schreckliche Unruhe, die ihn auch des Nachts nicht schlafen ließ, und mit fürchterlichen Gesichtern und Träumen marterte, und immer kam es ihm vor, als wenn ihm jemand zuriefe: „Das Lager des Löwen ist schröcklich, auch wenn er entfernt ist." Am meisten aber fürchtete er sich vor der Schlaflosigkeit und der nächtlichen marternden Unruhe, und, um diese zu vertreiben, ergab er sich der Schwelgerey und dem Trunke, welches seinem hohen Alter sehr schädlich war.

Endlich setzte ihn ein Bothe, der ihm vom Meere her eine Nachricht brachte, in neue Furcht: und die Angst wegen seines künftigen Schicksals, und Verdruß und Kummer über das Gegenwärtige, griffen ihn so an, daß er bey einem geringen Zufalle an Seitenstechen starb, wie Posidonius erzehlt, der den Marius selbst, da er schon krank war, wegen gesandtschaftlicher Verrichtungen gesprochen hat.

Ein ander Geschichtschreiber aber, Cajus Piso, erzehlt, daß Marius nach Tische mit seinen Freunden spazieren gegangen, und mit ihnen sich von der Geschichte seines Lebens von den ersten Jahren an unterhalten, und alle seine Begebenheiten und Glücks=

wechsel erzehlt, und zuletzt hinzugefügt habe: „Ein kluger Mann traut nun dem Glücke nicht weiter.“ Darauf habe er von allen Anwesenden Abschied genommen, und sey nach einem siebentägigen Krankenlager gestorben.

In seiner Krankheit offenbarte sich, wie einige erzehlen, sein Ehrgeitz vollkommen, und gieng sogar in Raserey über, so daß er in der Phantasie, als Feldherr im Kriege gegen den Mithridates, solche Geberden und Bewegungen des Körpers machte, wie er in den Schlachten gewohnt war, und dabey häufig schrie und jauchzte. Eine so heftige Begierde nach der Feldherrnstelle in diesem Kriege hatte sein Ehrgeitz und seine Eifersucht in ihm erweckt. Deswegen beklagte er noch in seinem ein und siebzigsten Jahre sein Schicksal, daß er sterben müsse, ehe er diesen Wunsch erfüllt habe, da er doch der erste unter allen Römern war, welcher das Consulat siebenmal erhalten, und sich Reichthümer erworben hatte, die für viele Könige hinreichend gewesen wären.

Plato dankte, wie er starb, seinem Schutzgeiste und dem Schicksale, daß er erstlich als ein Mensch, zweytens als ein Grieche, und nicht als ein Barbar oder unvernünftiges Thier, und endlich, daß er zu den Zeiten des Sokrates geboren sey. Eben so rechnete Antipater von Tarsus kurz vor seinem Ende alle genossene Glückseligkeiten seines Lebens her, und vergaß dabey nicht einmal seine glückliche Seereise nach Athen, erkennte jedes Geschenk des gütigen Schicksals mit gerührtem Danke, und bewahrte das Andenken davon bis ans Ende in seinem Gedächtnisse, der sichersten Schatzkammer genossener Glück-

seligkeiten. Unnachdenkenden und undankbaren Menschen aber entfließt alles mit der Zeit des Genusses, daher bewahren sie nichts auf, sind immer leer an Glückseligkeiten, und voll Hoffnungen, sehen immer nach der Zukunft, und vernachläßigen das Gegenwärtige, da ihnen doch das Glück das Zukünftige hindern, das Genossene aber nicht nehmen kann. Gleichwohl stossen sie das Gute, was ihnen das Glück giebt, als etwas Fremdes weg, und machen sich süsse Träume von dem künftigen Ungewissen. Dieser Gemüthszustand ist ganz natürlich, weil sie sich äusserliche Güter erwerben und sammeln, ehe sie durch Bildung ihres Verstandes sich einen gewissen Grund, auf welchen diese Güter bewahrt und erhalten werden können, gelegt haben, und daher die Unersättlichkeit ihrer Begierden nicht stillen können.

Marius starb am siebzehnten Tage seines siebenten Consulats, und sein Tod erfüllte anfänglich Rom mit Freude und der Hoffnung, daß man nunmehr von einer harten Tyranney befreyt sey, aber in wenigen Tagen sahe man, daß man nur einen alten Tyrannen mit einem jungen muntern vertauscht hatte. Denn sein Sohn, der junge Marius, begieng die größten Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten, und ließ die vornehmsten und besten Männer umbringen. Man hielt ihn anfänglich für einen kühnen und kriegrischen Mann, und nannte ihn deswegen einen Sohn des Mars, allein, da seine Thaten bald diesen Ruhm widerlegten, so nannte man ihn hernach den Venussohn. Endlich wurde er in Präneste vom Sylla belagert, und da die Stadt eingenommen wurde, und alle seine Bemühungen

sich zu retten vergeblich waren, brachte er sich selbst um.

Lysander.

Die Geschenke, welche die Akanthier dem delphischen Tempel gewidmet haben, führen die Ueberschrift: „Brasidas und die Akanthier von der Atheniensischen Beute." Daher halten viele die marmorne Statüe, welche an der Thüre des Tempels steht, für den Brasidas, da es doch Lysander ist, der noch nach alter Art langes Haar und einen langen Bart trug. Denn die Spartaner haben nicht, wie einige glauben, nach der Niederlage der Argiver, als diese sich in der Trauer darüber die Haare abschoren, aus gegenseitiger Freude über ihren Sieg sich die Haare lang wachsen lassen: eben so wenig haben sie nach der Ankunft der aus Korinth geflüchteten Bacchiaden, da diese zu Lacedämon mit ihren geschornen Köpfen so schlecht und häßlich aussahen, angefangen, in den langen Haaren eine Ehre zu suchen, sondern diese Mode kommt noch vom Lykurg her, welcher sie mit dem Ausdrucke einführte, „daß lange Haare schöne Leute noch schöner, und häßliche fürchterlich mache."

Der Vater des Lysanders, Aristoklitus, soll zwar nicht aus königlichem Geschlechte, aber doch von den Herakliden abgestammt haben. Lysander wurde

wurde in der Armuth erzogen. Er beobachtete mit vorzüglicher Folgsamkeit die eingeführten Gebräuche, war tapfer und keinen Leidenschaften ergeben, ausser derjenigen, die durch den Ruhm glücklicher schöner Thaten erzeugt wird, und es macht zu Sparta keinen Vorwurf, wenn die Jünglinge sich von der Ruhmbegierde einnehmen lassen. Man will vielmehr, daß die jungen Leute Empfindlichkeit für den Ruhm haben, über Verweise mißvergnügt, und über das Lob stolz seyn sollen. Wer gegen dergleichen unempfindlich und gleichgültig ist, wird als ein träger, grosser Tugenden unfähiger Mensch verachtet.

Man darf daher die Ruhmbegierde und den Ehrgeitz des Lysanders nicht als einen besondern Zug seines Charakters tadeln, da sie vielmehr von der lakonischen Erziehung herkam. Er hatte im Gegentheile die Gabe, die nicht spartanisch war, den Grossen zu schmeicheln, und den Stolz der Hohen, wenn es sein Vortheil war, geschickt zu ertragen, welches einige für einen vorzüglichen Theil der Staatsklugheit halten. Aristoteles schreibt den grossen Genien, als dem Sokrates, Plato, Herkules, das melancholische Temperament zu, und bemerkt, daß auch Lysander, zwar nicht gleich anfänglich, aber im Alter melancholisch geworden sey. Eine eigentliche Eigenschaft des Charakters des Lysanders zeigte die edle Art, mit welcher er seine Armuth ertrug, und sich weder durch Habsucht beherrschen, noch durch Geld verführen ließ, da er doch sein Vaterland mit Reichthümern, und der Begierde darnach erfüllte, und die Hochachtung vertilgte, in welcher Sparta deswegen stand, daß es die Reich-

thümer nicht hochachtete. Er brachte eine Menge Gold und Silber aus dem atheniensischen Kriege nach Sparta, und behielt für sich nicht eine Drachme davon. Er nahm sogar die prächtigen Kleider, die ihm der Tyrann Dionysius für seine Töchter schickte, nicht an, „er befürchte, sagte er, daß seine Töchter darinnen vielmehr häßlich als schön aussehen möchten.“ Als er jedoch kurze Zeit darauf zu eben diesen Fürsten als Gesandter von Sparta kam, und ihm derselbe zwey Kleider mit der Bitte, sich eines davon für seine Tochter auszulesen, zusandte, so nahm er beyde, und sagte: „Meine Tochter mag sich selbst das beste davon auslesen.

Da sich der peloponnesische Krieg in die Länge zog, und die Athenienser nach der in Sicilien erlittenen Niederlage, wider die allgemeine Vermuthung, daß sie die Herrschaft auf dem Meere verlieren und bald gänzlich gedemüthigt seyn würden, durch den zurückberufenen Alcibiades, der an die Spitze des Staats gestellt wurde, und den Sachen bald eine andere Gestalt gab, sich wieder erholten, und den Spartanern wieder eine gleiche Seemacht entgegen stellten, so geriethen diese in neue Besorgnisse und in neuen Eifer zum Kriege, und übertrugen dem Lysander, weil sie einen geschickten Feldherrn und lebhaftere Zurüstungen nöthig hatten, das Commando über ihre Flotte. Er schifte nach Ephesus, und sahe, daß diese Stadt ihm und der lacedämonischen Parthey sehr ergeben war, sich aber in schlechten Umständen befand, und Gefahr lief, durch die Annahme der Persischen Sitten, da sie so nahe an Lydien lag, und sich immer Persische Offi-

ciere und Bedienten da aufhielten, ganz verderbt und ausländisch zu werden. Er schlug deswegen sein Lager bey der Stadt auf, ließ Frachtschife von allen Orten in den dasigen Hafen kommen, ließ neue Schiffe erbauen, und erfüllte durch seine Anstalten ihren Hafen mit Kaufleuten, ihren Markt mit Manufacturisten, ihre Häuser und Fabriken mit Geld. Ephesus fieng von diesem Zeitpunkte an durch den Lysander sich Hoffnung zu derjenigen Pracht und Grösse zu machen, in welcher diese Stadt gegenwärtig blühet.

Auf die Nachricht, daß Cyrus, der Prinz des Persischen Königs, nach Sardis gekommen, begab sich Lysander selbst dahin, um mit ihm Unterhandlungen zu pflegen, und zugleich den Tissaphernes zu verklagen, welcher Befehl hatte, den Lacedämoniern Hülfe zu leisten, und ihnen die Athenienser aus dem Meere vertreiben zu helfen, aber vom Alcibiades gewonnen zu seyn schien, und durch seine schlechte sparsame Geldunterstützung die spartanische Seemacht in die größte Verlegenheit brachte. Cyrus sah es gern, daß Tissaphernes, der ein schlechter Mann war, und gegen den er eine Privatfeindschaft hatte, in Beschuldigungen und übeln Ruf gerieth. Lysander gewann durch diesen Umstand und durch sein ganzes schmeichelhaftes Betragen gegen den Cyrus die Gunst dieses jungen Prinzen, und bestärkte ihn in den kriegrischen Gesinnungen gegen die Athenienser. Da er im Begriffe war, abzureisen, zog ihn Cyrus zur Tafel, bat ihn, seine Gefälligkeit anzunehmen, und sich irgend etwas auszubitten, worauf man ihm keine abschlägige Ant-

wort geben würde. Lysander antwortete: „Da du, Cyrus, so viel Bereitwilligkeit bezeigst, so bitte ich dich, den Sold der Matrosen mit einem Obel zu vermehren, so daß sie anstatt der bisherigen drey Obeln täglich vier Obeln bekommen.“ Cyrus freute sich über die Großmuth des Mannes, und schenkte ihm zehntausend Dariker, von welchem Gelde Lysander den Matrosen täglich einen Obel zulegte, und dadurch in kurzer Zeit die feindlichen Schife leer von Matrosen machte. Denn sie liefen häufig weg, und nahmen bey den Lacedämoniern Dienste, die mehr gaben, und die noch blieben, machten durch ihren Unwillen und aufrührerische Gesinnungen ihren Feldherren täglich viel Verdruß. Allein ohnerachtet der Entführung der Matrosen, und der Beschwerlichkeiten, die er der feindlichen Flotte zugefügt hatte, wagte Lysander doch nicht mit dem Alcibiades eine Schlacht, weil dieser kühne thätige Mann ihm noch an der Anzahl der Schife überlegen blieb, und sich durch sein bisheriges Glück, da er noch immer in allen Schlachten zu Wasser und zu Lande unüberwindlich gewesen war, furchtbar gemacht hatte.

Indessen schifte Alcibiades von Samos nach Phocäa, und übergab die Flotte dem Obersteuermanne Antiochus. Dieser segelte aus verwegenem Uebermuthe, dem Lysander Trotz zu bieten, mit zwey Schifen auf den Hafen von Ephesus zu, und bey der lacedämonischen Flotte mit Hohngelächter und wildem Lärmen vorbey. Darüber gerieth Lysander in solchen Unwillen, daß er ihn anfänglich mit einigen Schifen verfolgte, wie er aber merkte, daß die andern Athenienisischen Schife dem Antiochus zu Hülfe

kamen, die übrigen nachfolgen ließ, worüber es denn endlich zu einem Seetreffen kam, in welchem Lysander den Sieg erhielt, funfzehn feindliche Schife wegnahm, und ein Siegeszeichen errichtete. Das Volk zu Athen wurde dadurch gegen den Alcibiades so aufgebracht, daß es ihm das Commando nahm. Alcibiades wurde auch von den Soldaten zu Samos so beschimpft, und kam in solche Verachtung, daß er sich von den Truppen weg nach Chersonesus begab. Dieses Seetreffen, welches an sich nicht so sehr wichtig war, wurde durch das Schicksal des Alcibiades berühmt.

Lysander ließ darauf diejenigen nach Ephesus kommen, deren Kühnheit und Stolz die andern Lacedämonier übertraf, und streute den Saamen zu den nachherigen grossen Neuerungen aus, durch welche die Herrschaft der Zehnmänner errichtet wurde. Er ermunterte sie, Gesellschaften unter sich aufzurichten, und in ihren Städten in Absicht der Staatsgeschäfte gute Maasregeln zu ergreifen, damit sie, nach Ueberwindung der Athenienser, die Mitherrschaft des Volks aufheben, und sich die Obergewalt in ihren Städten zueignen könnten. Von seiner Ergebenheit und Treue gegen sie überzeugte er sie thätlich, denn er beförderte alle diejenigen Lacedämonier, die seine Freundschaft hatten, und auch solche Fremde zu den wichtigsten Stellen, und gab ihnen die vornehmsten Aemter und Dienste, wodurch er sich der Ungerechtigkeiten und der Habsucht dieser Leute selbst theilhaftig machte. Allein er erwarb sich auch dadurch eine allgemeine Ergebenheit und Zuneigung, und man glaubte, wenn er die Obergewalt behielte,

so wäre nichts zu wichtig und zu groß, was man nicht ausführen könnte. Daher sahen die Truppen den Kallikratidas, welcher den Lysander in dem Commando über die Flotte ablösete, nicht gern ankommen, und sein Betragen als Admiral, welches etwas dorisches und simpelaufrichtiges hatte, mißfiel ihnen, ob er gleich nachher durch viele Proben bewies, daß er der tapferste und rechtschaffenste Mann war. Allein an den Kallikratidas bewunderten sie die Tapferkeit wie die Schönheit an der Statüe eines vergötterten Helden, und an dem Lysander liebten sie seinen Eifer und seine Freundschaft, die ihrem Eigennutze Vortheil brachte. Sie waren daher ganz betrübt, wie er absegelte, und begleiteten ihn mit Thränen.

Lysander hatte sie gegen den Kallikratidas noch abgeneigter gemacht, und auch das Geld, was noch von dem Geschenke des Cyrus zur Löhnung der Matrosen übrig war, nach Sardis zurück geschickt, mit dem Beyfügen, Kallikratidas möchte nun selbst darum bitten, und zusehen, wie er seine Soldaten und Matrosen unterhalten könnte. Beym Abschiede versicherte er dem Kallikratidas, daß er ihm eine Flotte übergäbe, welche die Herrschaft über das Meer hätte. Kallikratidas sagte darauf, um ihn von der Eitelkeit seiner Prahlerey zu überführen: „So segele doch mit der Flotte linker Hand bey Samos vorbey, nach Milet, und übergieb sie mir dort, denn wenn wir Meister auf dem Meere sind, so können wir ohne Furcht bey der feindlichen Flotte, die zu Samos liegt, vorbeyschifen.“ Lysander antwortete: Ich bin nicht mehr Admiral, sondern du bists. Er gieng

nach Peloponnes zurück, und ließ den Kallikratidas in den mißlichsten Umständen. Denn dieser hatte von Sparta kein Geld mitgebracht, und konnte sich nicht überwinden, von den Städten, die sich schon in schlechten Umständen befanden, mit Gewalt Geld zu erpressen. Es war ihm nichts übrig, als vor den Thüren der Persischen Staathalter zu betteln, wie Lysander gethan hatte. Zu diesem Geschäfte aber schickte er sich als ein freymüthiger und großdenkender Mann am allerwenigsten; und er hielt eine Niederlage, die Griechen von Griechen erlitten, für anständiger, als vor den Thüren der Barbaren, die viel Geld und sonst nichts ehrwürdiges hätten, zu stehen und da zu betteln. Endlich nöthigte ihn doch der Mangel, sich nach Lydien zu begeben, wo er gleich nach seiner Ankunft in den Pallast des Cyrus gieng, und verlangte, man sollte dem Cyrus melden, der Admiral Kallikratidas wäre da und wollte ihn sprechen. Einer von den Thürhütern aber sagte zu ihm: Fremdling, Cyrus hat jetzt nicht Zeit dich zu sprechen, denn er ist in einer Trinkgesellschaft. Kallikratidas sagte darauf ganz naiv: Es hat nichts zu bedeuten, ich will hier stehen bleiben, und warten, bis er fertig ist mit Trinken. Er wurde darüber als ein Mann von schlechter Aufführung von den Barbaren ausgelacht, und begab sich hinweg. Als er zum zweytenmale kam, und wieder nicht vorgelassen wurde, nahm er es so übel, daß er nach Ephesus absegelte, und denen alles Unglück wünschte, die zuerst von den Barbaren solchen Muthwillen erduldet, und sie gelehrt hätten, auf ihr Geld so stolz zu thun. Er versicherte sogar die Anwesenden mit

einem Eyde, daß er alles mögliche thun wolle, sobald er nach Sparta käme, die Griechen mit einander auszusöhnen, damit sie selbst sich den Barbaren furchtbar machten, und aufhörten, diese um Hülfe wider einander selbst zu bitten. Aber Kallikratidas, dessen Gesinnungen Lacedämons so würdig waren, der es an Gerechtigkeit, Großmuth und Tapferkeit den größten Männern Griechenlands gleich that, verlor kurze Zeit darauf in dem Seetreffen bey Arginusen sein Leben.

Bey den durch diese Niederlage verschlimmerten Umständen baten die Bundesgenossen der Spartaner durch eine Gesandtschaft sich zu Sparta den Lysander zum Admirale aus, mit der Versicherung, daß sie unter dessen Anführung sich des gemeinen Bestens viel eifriger annehmen würden. Cyrus ließ ebenfalls darum ersuchen. Da es aber durch ein ausdrückliches Gesetz verboten war, jemanden zweymal die Admiralstelle zu ertheilen, und die Lacedämonier doch ihren Bundesgenossen gefällig seyn wollten, so gaben sie einem gewissen Arakus den Namen des Admirals, und ernannten den Lysander zum Unteradmiral, der aber in der That die Obergewalt hatte.

Diejenigen, welche in den Städten an der Regierung saßen, und das meiste Ansehen behaupteten, sahen den Lysander mit dem größten Vergnügen bey der Flotte ankommen. Sie hofften durch ihn ihre Macht noch mehr zu befestigen, und dem Volke allen Antheil an der Regierung zu entreissen. Diejenigen hingegen, welche an einem Feldherrn Aufrichtigkeit und edle Gesinnung hochschätzten, hielten den Lysander im Vergleiche mit dem Kallikratidas für ei=

nen arglistigen Sophisten, der durch allerhand Ränke den Umständen bey dem Kriege ein oft verändertes Ansehen gab, und die Gerechtigkeit nur alsdenn suchte, wenn sie ihm Nutzen brachte, im Gegentheile aber die Besorgung seines Vortheils für rühmlich, und die Aufrichtigkeit ihrer Natur nach für nichts besser als die Falschheit hielt, und den Werth derselben nach den Vortheilen, die dadurch zu erhalten waren, bestimmte. Er hielt diejenigen für lächerlich, welche es für unanständig für die Nachkommen des Herkules hielten, sich im Kriege der List zu bedienen, und sagte: Wo die Löwenhaut nicht hinreicht, da muß man den Fuchsbalg dazu annähen.

Von solcher Art war sein Betragen zu Milet. In dieser Stadt hatten sich seine Anhänger und Gastfreunde, denen er versprochen hatte, die Mitherrschaft des Volks aufzuheben, und ihre Gegner zu vertreiben, während seiner Abwesenheit von der Flotte, in ihren Gesinnungen geändert und mit ihren Freunden sich vertragen. Lysander stellte sich öffentlich, als wenn ihm dieses sehr angenehm wäre, und er ihre Versöhnung befördern wollte, insgeheim aber machte er ihnen heftige Vorwürfe, und suchte sie von neuen wider das Volk aufzubringen. Als darüber ein Aufruhr entstand, so eilte er geschwind der Stadt zu Hülfe, tadelte diejenigen, die er zuerst antraf, sehr, daß sie Neuerungen anfangen wollten, und drohete sogar sie zu strafen, aber sprach gleich darauf den andern guten Muth zu, und versicherte sie, daß sie nunmehr bey seiner Gegenwart nichts zu befürchten haben sollten. Er that aber dieses alles nur aus Verstellung, damit die vornehmsten von der

Parthey des Volks nicht entfliehen, sondern in der Stadt bleiben möchten, und hingerichtet werden könnten, welches auch erfolgte, denn alle diejenigen, welche ihm getraut hatten, wurden niedergemetzelt. Damit kommt jene Erklärung überein, die Androklides vom Lysander anführt, und die desselben Leichtsinnigkeit in Eidschwüren anzeigt. Kinder muß man, sagte Lysander, mit Würfeln, und Männer mit Eidschwüren betrügen. Er ahmte dadurch sehr unrecht als ein General den Polykrates zu Samos, der ein Tyrann war, nach. Es war ganz wider die lakonische Denkungsart, und frevelhaft, sich gegen die Götter, wie gegen Feinde zu betragen, und ein Meineidiger giebt zu erkennen, daß er sich vor seinen Feind fürchtet und Gott verachtet.

Cyrus ließ den Lysander wieder zu sich nach Samos kommen, und überhäufte ihn mit Geschenken und Versprechungen. Er erklärte sich sogar mit einer übertriebenen Freygebigkeit, daß, wenn sein Vater ihm nichts mehr geben wollte, er mit seinem eignen Vermögen ihn unterstützen wollte, und wenn er selbst nichts mehr hätte, so wollte er seinen goldenen und silbernen Thron einschmelzen lassen. Als er sich wieder zu seinen Vater nach Meden begab, verordnete er sogar, daß Lysander die Einkünfte aus den Städten indessen heben sollte, und er übergab ihm auch seine Staathalterschaft. Beym Abschiede bat er den Lysander, sich nicht eher mit den Atheniensern in ein Seetreffen einzulassen, bis er wieder von seinem Vater zurückkäme, und ihm noch eine Menge Schife aus Phönicien und Cilicien mitbrächte.

Lysander, der nicht Schife genug hatte, um ein Seetreffen zu wagen, und doch zu viel, um mit ihnen ganz müßig zu liegen, segelte nach einigen Inseln, brachte sie unter seine Bothmäßigkeit, und durchstreifte Aegina und Salamis. Er landete darauf im attischen Gebiete, und besprach sich mit dem Agis, der aus Decelien sich zu ihm an die Küste begab. Er wollte den spartanischen Landtruppen, die sich in diese Gegend gezogen hatten, seine Seemacht zeigen, und daß er Meister vom Meere sey, und sicher, wohin er wollte, segeln könnte. Allein wie er merkte, daß die Atheniensische Flotte ihm nachsegelte, entfernte er sich, und eilte durch die Inseln nach Asien zurück.

Da er den Hellespont von den Feinden leer antraf, so machte er einen Versuch, Lampsakus von der See her zu belagern, indessen Thorax mit einem Corps Landtruppen bis an die Mauern rückte. Er war so glücklich, die Stadt im Sturme einzunehmen, und ließ sie von seinen Soldaten plündern.

Die Atheniensische Flotte, welche aus hundert und achtzig Kriegsschifen bestand, und schon bey Eleus im Chersones indessen angekommen war, gieng auf die Nachricht, daß Lampsakus verloren gegangen sey, sogleich nach Sestus ab. Hier versah sie sich mit Lebensmitteln, und segelte darauf nach Aegospotamos, wo sie sich der lacedämonischen Flotte, die noch bey Lampsakus lag, gegen über stellte. Sie hatte damals viele Admirale, unter welchen auch Philokles war, auf dessen Vorschlag das Atheniensische Volk den Befehl gegeben hatte, allen Kriegsgefangenen den Daumen an der rechten Hand abzu-

hauen, damit sie nicht die Lanze führen könnten, sondern nur rudern.

Beyde Flotten hielten sich den ersten Tag ruhig, und vermutheten, daß es am folgenden Tage zu einem Treffen kommen würde. Lysander, der ganz andere Absichten hatte, befahl seinen Matrosen und Steuerleuten, als wenn mit Anbruch des Tages eine Schlacht erfolgen würde, sich auf ihre Schife zu begeben, und in guter Ordnung und Stille die fernern Befehle zu erwarten. Eben so mußten seine Landtruppen sich in Schlachtordnung stellen, und am Ufer sich stille verhalten. Mit Aufgang der Sonne kam die Athenienſische Flotte auf die Lacedämonische losgesegelt, und bot ihr eine Schlacht an. Lysander aber ließ seine Schife, ob sie gleich schon in der Nacht waren gerüstet und bemannt worden, nicht entgegen segeln. Er schickte sogar einige leichte Schife an die vordersten, die etwas vorwärts gesegelt waren, mit dem Befehle, sich in ruhiger Ordnung zu halten, und keine Bewegung gegen den Feind zu machen. Die Athenienser zogen sich also wieder gegen Abend zurück, Lysander aber ließ seine Truppen nicht eher aus den Schifen steigen, bis er durch zwey oder drey Kriegsschife, die er auf Beobachtung ausgesandt hatte, die Nachricht empfieng, daß die Feinde wieder ans Land gestiegen wären. Eben so verhielt er sich am zweyten, dritten und vierten Tage, wodurch die Athenienser so kühn wurden, daß sie die Lacedämonier verachteten, und sie ganz in Furcht gesetzt zu haben glaubten.

Inzwischen kam Alcibiades, welcher sich auf sei-

nen Schlössern im Chersonesus aufhielt, ins Atheniensische Lager geritten, und machte den Feldherrn Vorwürfe, theils daß sie an unbequemen und ofnen Ufern eine so schlechte unsichere Stellung genommen hätten, theils daß sie den Fehler begiengen, ihre Lebensmittel so weit von Sestus herzuholen. Er stellte ihnen vor, daß sie eilig müßten wieder nach dem Hafen von Sestus schifen, und sich in einiger Entfernung von den Feinden halten, weil diese durch den Oberbefehl eines Einzigen, unter welchen sie ständen, und durch die genaue Mannszucht, mit der sie gewohnt wären, sehr geschwind auf den ersten Wink alle Befehle auszuführen, sie leicht angreifen könnten. Allein man gab den Vorstellungen des Alcibiades kein Gehör, und Tydeus sagte noch auf eine höhnische Art zu ihm: Es haben hier andre Leute, und nicht du, zu befehlen. Alcibiades begab sich aus dem Lager weg, und vermuthete, daß bey solchen Anstalten eine Verrätherey verborgen seyn müsse.

Als die Athenienser am fünften Tage wiederum gegen die Lacedämonier angesegelt waren, und, nach ihrer Gewohnheit, ganz sicher und nachläßig sich zurückgezogen hatten; so befahl Lysander den Capitainen der ausgesandten Beobachtungsschife, daß sie, sobald die Athenienser ans Land gestiegen wären, so schleunig als möglich zurückkehren, und mitten auf dem Wege an den Vordertheilen ihrer Schife ein ehernes Schild aufstecken solten, welches das Zeichen zum Angriffe war. Er gab indessen selbst allen Steuerleuten und Befehlshabern seiner Schife die Order, ihre Matrosen und Soldaten in vollkommener Bereitschaft zum Treffen zu halten, und wenn das Zei-

chen gegeben würde, mit Eifer und Macht die Feinde anzugreifen.

Sobald man das Schild auf den Beobachtungsschifen ausgesteckt sahe, und zugleich mit der Trompete auf dem Admiralschife das Zeichen zum Angriffe gegeben wurde, so segelte die Flotte auf die Athenienser los, und die Landtruppen eilten am Ufer gegen das Vorgebürge zu. Man kam, da die Ruderer sehr eifrig arbeiteten, in kurzer Zeit über die Meerenge, die daselbst nur funfzehn Stadien breit ist.

Konon, einer der Atheniensischen Officiere, merkte zuerst vom Lande her, daß die feindliche Flotte anrückte. Er schrie sogleich den Truppen zu, daß sie die Schife besteigen sollten, und lief voller Bestürzung herum, und trieb theils durch Bitten und Zureden, theils durch Gewalt viele Soldaten noch auf die Schife. Allein seine Bemühungen waren ohne Nutzen, weil sich die Truppen, gleich nachdem sie aus den Schifen gestiegen waren, zerstreuet hatten, und in größter Sicherheit weggelaufen waren, sich was zu holen, oder auf dem Lande herumschweiften, oder in den Zelten schliefen, oder sich das Essen zubereiteten, ohne mit ihren unerfahrnen Anführern im geringsten an das, was ihnen begegnen könnte, zu gedenken. Die Feinde überfielen sie also unvermuthet, und Konon segelte, als sie schon den Angrif mit Tumult und Geschrey anfiengen, noch mit acht Schifen davon, und entwich zum Evagoras nach Cypern. Die andern Schife wurden theils noch unbemannet von den Lacedämoniern weggenommen, theils eben, indem sie bestiegen wurden, in Grund gebohrt, die Soldaten, die unbewafnet und

zerstreut zu Hülfe eilten, wurden bey den Schifen, und die, welche zu Lande entflohen, von den gelandeten lacedämonischen Truppen getödtet. Lysander machte dreytausend Mann mit ihren Anführern zu Kriegsgefangenen, und eroberte die ganze Atheniensische Flotte bis auf das Schif Paralus, *) und die acht Schife, die mit dem Konon entflohen waren. Er plünderte das feindliche Lager, band die eroberten Schife an die seinigen an, und segelte so unter dem Schalle der Siegesmusik und der Freudengesänge nach Lampsakus zurück. Er hatte mit geringer Mühe den wichtigsten Sieg erhalten. In einer einzigen Stunde war durch die Klugheit und Geschicklichkeit eines einzigen Mannes ein Krieg geendigt worden, welcher sehr lange Zeit unter mannichfaltigen Abwechslungen, Siegen und Niederlagen unentschieden geblieben war, und mehr Feldherrn gekostet hatte, als alle vorigen Kriege Griechenlands zusammen genommen. Man hielt diesen Sieg für ein ausserordentliches Werk eines höhern Geistes.

Verschiedene Personen erzehlten, daß die Sterne des Castor und Pollux über dem Schife des Lysanders auf beyden Seiten des Steuerruders erschienen wären, sobald er aus dem Hafen auf die Feinde angerückt wäre. Andere melden, daß ein aus der Luft gefallener Stein diese Niederlage der Athenienser angedeutet habe; denn es soll, wie viele glauben, ein sehr grosser Stein bey Aegospotamos vom Him-

*) Ein Schif, das sehr geschwind segelte, und zu den öffentlichen Gesandtschaften, Ueberbringung von Nachrichten, und andern Staatsgeschäften gebraucht wurde. Conf. Suidas. s. h. v.



mel herabgefallen seyn, welcher auch noch heutiges Tages gezeigt, und von den Einwohnern in Chersonesus als etwas heiliges aufbewahrt wird. Anaxagoras soll es auch vorher geweissagt haben, *) daß von denen am Himmel angehefteten Körpern durch einen sich ereignenden Stoß oder Erschütterung einer sich losreissen und herabfallen würde. Denn er behauptete, daß kein Stern mehr an dem Orte stände, wo er anfänglich gewesen, und daß die Sterne, als steinigte und schwere Körper, durch die Zurückprallung der Strahlen des Aethers glänzten, und von irgend einer Gewalt in einem Kreise herumgedreht würden, wodurch es auch geschehen, daß sie gleich anfänglich bey der Absonderung der kalten und schweren Körper vom Ganzen nicht wären herabgefallen.

Eine wahrscheinlichere Meynung ist die, daß die schneuzenden Sterne weder Ausflüsse noch Klumpen des aetherischen Feuers, die nach ihrer Entzündung in der Luft auslöschen, noch eine Entzündung und Verlöschung einer Menge in die höhere Region getriebenen Lufttheile, sondern losgerissene und herabfallende himmlische Körper sind, welche bey einer Nachlassung der kreisförmigen Bewegung durch ihren Schwung nicht auf die bewohnte Erde, sondern meistentheils in das grosse Weltmeer fallen, und daher verborgen bleiben.

Mit dem Anaxagoras stimmt indessen Damachus in

*) S. Plin. H. N. Libr. II. cap. 58. it. Diog. Laert. II. 10. et Not. Mengaii. Vergl. mit dieser dunkeln Stelle des Plutarchs überhaupt Ejusd. Opp. Mor. p. 1636. ed. Franc.

in seinen Büchern von der Religion überein, welcher erzehlt, daß man fünf und siebzig Tage hintereinander, ehe der Stein herabgefallen, am Himmel einen ungemein grossen feurigen Körper, wie eine flammende Wolke, gesehen hätte, die unaufhörlich sich hin und her gedreht, und bey deren schwankender Bewegung feurige losgerissene Stücke herabgefallen wären, und so wie schneuzende Sterne geleuchtet hätten. Da der grosse Stein herabgefallen, und das erste Schrecken vorüber gewesen, so wären die Einwohner dahin zusammen gelaufen, hätten aber nicht die geringste Spur von Feuer gefunden, sondern einen Stein, der zwar ungemein groß, im Verhältnisse aber gegen jenen grossen Feuerklumpen noch sehr klein gewesen sey. Man sieht leicht, daß Damachus bey dieser Erzehlung nachsichtige Leser bedarf. Wenn seine Erzehlung hingegen wahr ist, so widerlegt er dadurch die Meynung völlig, daß durch einen heftigen Sturmwind ein Stück Felsen von der Spitze eines Berges sey losgerissen, in der Luft wie ein Kräusel herumgetrieben worden, und hernach, da der Wirbelwind nachgelassen, gesunken und herabgefallen sey. Wenn nicht etwa jene viele Tage hindurch bemerkte Himmelserscheinung wirklich ein Feuerkörper gewesen ist, und durch seine Ausbrennung und Verlöschung die Luft so verändert hat, daß dadurch heftige Stürme entstanden, durch welche auch jener Stein herabgeschleudert worden. Jedoch dergleichen muß in anderer Art Schriften genauer untersucht werden.

Lysander ließ über die dreytausend Mann Athenienser, die er gefangen bekommen, ein Kriegsge=

richt halten, in welchem sie zum Tode verurtheilt wurden. Darauf mußte der Atheniensische General Philokles zu ihm kommen, und er fragte denselben: Zu was für einer Strafe er sich selbst verurtheilte, da er seinen Mitbürgern solche Anschläge gegen die Griechen gegeben hätte? Philokles, der durch das Unglück seine Standhaftigkeit nicht verloren hatte, antwortete ihm: Klage mich nicht an, da hier kein Richter ist, sondern thue als Sieger das an mir, was du als Besiegter hättest leiden müssen. Er badete sich darauf, und gieng in einem prächtigen Kriegsrocke, wie Theophrast erzehlt, seinen gefangenen Mitbürgern auf den Richtplatz voran.

Lysander gieng darauf mit seiner Flotte vor die Städte, und befahl allen Atheniensern, die er antraf, sich nach Athen zu begeben, mit der Bedrohung, alle ohne Schonung umbringen zu lassen, die er ausserhalb der Stadt antreffen würde. Dadurch trieb er alle Athenienser in die Stadt zusammen, in der Absicht, dadurch Mangel an Lebensmitteln und Hunger in Athen zu verursachen, und sich die Belagerung dieser Stadt zu erleichtern. Er hob auch in allen diesen Städten, vor welche er segelte, die demokratische Regierungsform auf, und errichtete eine andere von Zehnmännern, die er aus den geschlossenen Gesellschaften seiner Anhänger in den verschiedenen Städten auslas, und setzte über sie einen Lacedämonier zum Oberaufseher oder Harmostes. Er that dieses bey seinem langsamen Herumsegeln auf gleiche Weise in allen Städten, sie mochten Feinde oder Bundesgenossen der Lacedämonier seyn, wodurch er einigermassen für sich selbst die Oberherrschaft von

ganz Griechenland vorbereitete. Denn er ertheilte diese obrigkeitlichen Stellen weder den Edlen noch den Reichen, sondern seinen Anhängern und Freunden, denen er die größte Gewalt ertheilte, und das Recht der Belohnungen und Strafen. Bey vielen Blutgerichten war er selbst zugegen, und half die Gegner seiner Freunde vertreiben, wodurch er den Griechen kein gutes Beyspiel von der lacedämonischen Herrschaft gab. Es muß daher Theopompus, der Verfasser verschiedener Komödien, nicht gewußt haben, was er sagt, wenn er die Lacedämonier mit Gastwirthen vergleicht, und vorgiebt, daß sie zuerst die Griechen den süssen Trank der Freyheit hätten kosten lassen, und darauf ihnen Eßig eingeschenkt hätten. Denn es war gleich anfänglich ein herber und bitterer Trank, daß Lysander die demokratischen Regierungen in den Städten aufhob, und die oberste Gewalt in die Hände weniger höchstverwegener und ehrgeitziger Männer gab.

Nachdem er einige Zeit mit diesen Anordnungen zugebracht hatte, ließ er nach Lacedämon melden, daß er mit einer Flotte von zweyhundert Schifen vor Athen gehen wollte, und vereinigte sich auch mit den beyden Königen Agis und Pausanias bey Attica, in der Hoffnung, sich bald der Stadt Athen zu bemächtigen. Allein die Athenienser vertheidigten sich so herzhaft, daß er sich entschloß, mit seiner Flotte wieder abzusegeln. Er gieng nach Asien zurück, und veränderte in den übrigen Städten auf gleiche Weise die Regierungsformen, setzte die Herrschaft der Zehnmänner ein, und tödtete und verjagte eine Menge Bürger. Aus Samos verjagte er alle Einwohner,

und gab die Stadt den ehemals vertriebenen in Besitz. Er nahm Sestus ein, welches die Athenienser inne hatten, und ließ die Sestier nicht in der Stadt bleiben, sondern gab ihre Häuser und die umliegende Gegend seinen Steuerleuten und Schifsofficianten ein, worüber die Lacedämonier ihr erstes Mißfallen bezeigten, und den Sestiern ihre Besitzungen wiedergaben. Jene andern Verfügungen des Lysanders aber sahen alle Griechen gern, besonders daß die Aegineten, Melier und Skionäer, die von den Atheniensern waren vertrieben worden, wieder in ihre Besitzungen eingesetzt wurden.

Indessen lief die Nachricht ein, daß die Stadt Athen grosse Hungersnoth litte. Lysander segelte sogleich wieder vor den Hafen Piräeus, und zwang dadurch die Athenienser, sich ihm auf Discretion zu ergeben. Einige Lacedämonier erzehlen, daß er den Ephoren zu Sparta davon mit diesen Worten Nachricht gegeben habe: Athen ist eingenommen: und die Ephoren hätten ihm geantwortet; Laß es bey der Einnahme bewenden. Allein diese Erzehlung ist nur zum Scheine erdichtet. Das eigentliche Decret der Ephoren lautete so: Die Regierung zu Lacedämon hat beschlossen, daß die Athenienser den Frieden auf folgende Bedingungen erhalten sollen. Sie sollen den Hafen Piräeus und ihre lange Stadtmauer niederreissen, alle andere Städte verlassen, und in ihrem eigenen Gebiete wohnhaft bleiben, das Erforderliche geben, ihre Vertriebenen wieder zurückberufen, und in Absicht der Anzahl der Schife, die ihnen zu halten erlaubt werden, den fernern Befehlen nachkommen.

Die Athenienser unterwarfen sich auf Zureden des Theramenes, Agnons Sohn, diesem Decrete. Daher auch ein junger Demagoge, Kleomenes, den Theramenes gefragt haben soll, ob er es wage, so ganz das Gegentheil von dem zu thun, was Themistokles gethan habe, und die Mauern von Athen den Lacedämoniern zu übergeben, die Themistokles den Lacedämoniern zum Trotze erbaut hätte? Theramenes soll darauf geantwortet haben: Jüngling, ich thue nichts anders, als was Themistokles gethan hat. Denn dieser hat die Mauern zur Erhaltung der Stadt erbaut, und wir reissen sie jetzt zur Erhaltung der Stadt nieder. Wenn Mauern die Stadt glücklich machten, so würde Sparta sehr übel daran seyn, welches gar keine Mauern hat.

Die Stadt Athen wurde nebst allen Schifen, zwölfe ausgenommen, und ihren Mauern, dem Lysander am sechzehnten Tage des Monats May (Munychion) übergeben, an welchem Tage vormals die Athenienser die Persische Flotte des Xerxes bey Salamis geschlagen hatten. Lysander faßte sogleich den Entschluß, die Regierungsform zu verändern. Da sich die Athenienser dagegen mit allen Kräften widersetzten, so ließ er endlich der Versammlung des Volks durch Abgeordnete zu wissen thun: „Die Stadt hätte schon den Vergleich gebrochen, denn die Mauern ständen noch, da die Zeit doch schon vorbey wäre, in welcher sie hätten sollen niedergerissen werden; er würde also nun, da die Athenienser die Bedingungen des Friedens nicht gehalten hätten, einen neuen Entschluß gegen sie fassen." Einigen Nachrichten zufolge ist auch wirklich in einer Versammlung der Bundesge-

nossen der Vorschlag geschehen, die Athenienser zu Sklaven zu machen, und Erianth von Theben hat sogar vorgeschlagen, Athen ganz zu zerstören, und die Gegend darum zur Einöde zu machen. Allein bey dem darauf gehaltenen Gastmale der Generale soll ein gewisser Phocenser aus der Elektra des Euripides den Gesang gesungen haben, welcher sich mit diesen Worten anfängt: *) „Tochter Agamemnons, Elektra, ich komme in deine Bauerhütte," und dadurch alle zum Mitleiden über das Schicksal Athens bewogen haben, so daß sie es für etwas abscheuliches hielten, eine Stadt zu zerstören, die so viele berühmte und grosse Männer hervorgebracht hatte.

Die Athenienser unterwarfen sich allen vorgeschriebenen Bedingungen. Lysander ließ die Flötenspielerinen aus der Stadt zusammen kommen, nahm alle aus seinem Lager dazu, und unter dem Schalle dieser Musik wurden die Mauern von Athen niedergerissen, und die Schife verbrannt. Die Bundesgenossen hatten sich bekränzt, und feyerten den Tag mit Lustbarkeiten, als den Anfang ihrer Freyheit. Darauf veränderte Lysander sogleich die Regierungsform zu Athen, setzte in der Stadt dreyßig, und im Piräeus zehn Regenten ein, legte eine Besatzung ins Schloß, und machte den Kallibius, einen Spartaner, zum Harmostes, oder Oberaufseher. Eben dieser Kallibius wollte hernach einmal den Fechter Avtolykus, von welchem Xenophon sein Gastmahl geschrieben hat, mit einem Stocke schlagen, Avtolykus aber hob ihn bey den Schenkeln in die Höhe, und

*) Vers. 167. u. ff.

warf ihn zu Boden; worüber Lysander keine Empfindlichkeit äußerte, sondern vielmehr noch den Kallibius mit dem Ausdrucke tadelte, er verstehe nicht freye Leute zu regieren. Allein die dreyßig Regenten liessen doch kurze Zeit darauf, um dem Kallibius einen Gefallen zu thun, den Avtolykus umbringen.

Lysander segelte nach verrichteten Geschäften zu Athen nach Thracien. Alles übrige Geld, und alle die vielen Geschenke und Kronen, mit welchen er, als der mächtigste Mann, der gewisser massen Herr von Griechenland war, überhäuft wurde, schickte er durch den Gylippus, der in Sicilien Feldherr gewesen war, nach Lacedämon. Dieser aber machte, wie man erzehlt, die Nähte unten an den Säcken auf, nahm aus jedem Sacke eine Menge Geld heraus, und nähte ihn dann wieder zu. Er wußte aber nicht, daß in jedem Sacke ein Zettel lag, auf welchem die Summe bemerkt war. Das entwandte Geld versteckte er unter dem Dache seines Hauses, die Säcke übergab er den Ephoren, und zeigte ihnen die Siegel, die oben an denselben waren, unversehrt. Die Ephoren wußten nicht, was sie denken sollten, da sie die Säcke aufmachten, und beym Zählen die Summe des Geldes gar nicht mit den Zetteln übereinkam, bis der Knecht des Gylippus ihnen den Betrug auf eine aenigmatische Art eröfnete, und sagte, im Ceramikus lägen viele Eulen, *) denn wahr-

*) Ceramikus hieß eine Vorstadt in Athen, und auch ein Ziegeldach, daher das räthselhafte, besonders durch die Eulen, dergleichen es viele in Athen gab, und die auch auf den atheniensischen Münzen geprägt waren, doppelt wird.

scheinlicher Weise waren auf dem meisten Gelde, das Lysander überschickt hatte, weil es atheniensisch war, Eulen geprägt.

Gylippus hatte durch diesen schlechten und niederträchtigen Betrug den Ruhm seiner vorigen grossen und schönen Thaten so sehr befleckt, daß er freywillig Lacedämon verließ. Aber eben dieser Zufall setzte die verständigsten Lacedämonier vor der Gewalt des Geldes, das einen so grossen Mann verführt hatte, in Furcht, sie waren mit dem Lysander unzufrieden, und drangen mit Betheurungen in die Ephoren, daß sie alles Gold und Silber, als eine Pest für die Lacedämonier, wieder wegschicken sollten. Die Ephoren stellten darüber eine Berathschlagung an. Skiraphidas, nach dem Theopompus, oder Phlogidas, nach dem Ephorus, faßte darüber ein Decret ab, daß man keine goldne und silberne Münzen in die Stadt Sparta bringen, sondern sich der bisher eingeführten bedienen sollte. Diese waren von Eisen, und das Eisen vorher glüend in Eßig getaucht worden, damit es weder geschmiedet, noch sonst etwa verarbeitet werden konnte. Und zugleich war es so schwer, daß es nicht gut fortgebracht werden konnte, und eine grosse und schwere Menge hatte nur einen kleinen Werth. *) In den ältesten Zeiten scheint das Geld allenthalben so gewesen zu seyn, und man gebrauchte eiserne oder eherne Bratspiesse anstatt der Münze, davon noch die Benennung der Obeln und der Drachmen, von sechs Obeln, (d. i.

*) Vergl. mit dieser Stelle das Leben Lykurgs im 1. Th. dieser Uebersetzung S. 137. u. ff. ingl. S. 145.

so viel man mit der Hand umfassen kann,) herkommt.

Dem Decrete der Ephoren widersetzten sich des Lysanders Freunde, und suchten es dahin zu bringen, daß das Geld in der Stadt bleiben möchte. Man traf daher die Einrichtung, daß es zwar erlaubt seyn sollte, zum öffentlichen Gebrauche des Staats Geld in Sparta einzuführen, aber niemand sollte es, bey Todesstrafe, zu seinem Privatgebrauche aufheben dürfen. Gleichsam als wenn sich Lykurg vor dem Gelde, und nicht vielmehr vor der Begierde darnach gefürchtet hätte, welche dadurch, daß kein Privatmann Geld haben durfte, nicht so sehr getilgt, als vielmehr durch den Gebrauch, den der Staat davon machte, der ihm einen Werth gab, erweckt wurde. Denn was zum öffentlichen Gebrauche so hoch geachtet wurde, konnte nicht als etwas unnützes zum Privatgebrauche betrachtet werden, und niemand konnte das in seinem Hause für nichts werth achten, was im gemeinen Schatze so grossen Werth hatte. Ueberhaupt schleichen sich die öffentlichen Gewohnheiten und Einrichtungen geschwinder in die Privathäuser ein, als das Verderben und die Leidenschaften einzelner Personen eine ganze Stadt anstecken. Denn wenn sich das Ganze verschlimmert, verdirbt es die Theile mit, aber die Fehler und Laster der Theile können noch von andern bessern Theilen abgehalten werden. Man stellte zwar die Furcht und das Gesetz zum Wächter der Häuser, daß sich das Geld darein nicht schleichen sollte; allein man erhielt ihre Seelen nicht gleichgültig gegen das Geld, sondern erregte vielmehr in allen eine Begierde nach

Reichthum als nach einer hochgeachteten und schönen Sache, über welchen Fehler der Lacedämonier ich schon in einer andern Schrift meine Gedanken mitgetheilt habe.

Lysander ließ von der Beute von sich und allen seinen Seecapitainen eherne Statüen verfertigen, und widmete sie, nebst den aus Golde abgebildeten Sternen des Castor und Polux, dem Tempel zu Delphos. Diese Sterne sind vor der leuktrischen Schlacht wieder weggekommen. Unter dem Schatze des Brasidas und der Akanthier in diesem Tempel befindet sich auch ein aus Gold und Elfenbein verfertigtes Kriegsschif, zwo Ellen lang, welches Cyrus dem Lysander zum Geschenke nach seinem Siege übersandt hatte. Alexandrides von Delphos meldet, daß Lysander auch einen Schatz von einem Talent Silbers, zwey und funfzig Minen und elf Statern in dem Tempel niedergelegt habe, allein diese Nachricht widerspricht der allgemein bekannten Armuth dieses lacedämonischen Feldherrn.

Lysander nahm aber mit dem grossen Ansehn, das er damals besaß, dergleichen vorher noch kein Grieche gehabt hatte, einen Stolz und einen Uebermuth an, der seine Grösse und sein Ansehn noch überstieg. Denn er war der erste, dem, wie Duris erzehlt, die griechischen Städte Altäre, wie einem Gotte, errichteten, und Opfer darbrachten. Ihm wurden zuerst Lobgesänge gesungen, von deren einem folgender Anfang erwähnt wird: „Besingt den Feldherrn des herrlichen Griechenlands, der vom weitmächtigen Sparta herkam, Jo, Preis, Jubel!" Die Samier beschlossen, das Junonische Fest Heräa

künftig Lysandria zu nennen. Er hatte einen Poeten *) Chörilus immer bey sich, welcher seine Thaten durch Gedichte lobpreisen mußte. Ueber einige Ve: se, die ein gewisser Antilochus auf ihn gemacht hatte, freute er sich so sehr, daß er ihm einen Hut voll Geld gab. Zwey Dichter, Antimachus von Kolophon, und Niceratus von Heraklea, verfertigten beyde ein Gedicht auf ihn, unter dem Namen Lysandria, und stritten um den Preis darüber. Er ertheilte den Preis und einen Ehrenkranz dem Niceratus, worüber Antimachus so unwillig wurde, daß er sein Gedicht ganz unterdrückte. Plato, der damals noch jung war, und die Poesie des Antimachus sehr hoch schätzte, tröstete den über seine Hintansetzung betrübten Antimachus mit diesen Worten: „die Unwissenheit sey für die Unwissenden ein eben so grosses Uebel als Blindheit für die Blinden.“ — Der Harfenspieler Aristoneus, der schon sechsmal in den pythischen Spielen den Preis erhalten hatte, erklärte öffentlich, aus Schmeicheley gegen den Lysander, daß, wenn er wieder einmal den Preis erhalten sollte, er sich als einen Sklaven des Lysanders dabey wollte ausrufen lassen.

Seine Ruhmbegierde beleidigte nur die Vornehmen, und diejenigen, die ihm gleich waren, aber

*) Die gewöhnliche Leseart πολιτῶν findet zwar dadurch Unterstützung, daß Chörilus wirklich ein Lacedämonier war, allein das Wort πολιτῶν ist dennoch alsdenn ziemlich unnütz, ich habe dagegen ποιητῶν, welches sich in einigen Handschriften findet, angenommen, da es einen schicklichern Sinn des Zusammenhangs giebt.

jedermann haßte seinen Stolz und die Strenge, die er mit seinem Ehrgitze verband, und die durch seine Schmeichler genährt wurde. Er kannte in Belohnungen und Strafen keine Maasse: seine Freunde und Anhänger erhielten die unumschränkteste und gewaltsamste Herrschaft in den griechischen Städten, und seinen Zorn gegen diejenigen, die er haßte, stillte er durch nichts geringers als ihren Untergang, welchem sie auch nicht entgehen konnten. Auf diese Art verfuhr er auch nachher gegen diejenigen Milesier, welche die Parthey des Volk hielten, und die Häupter desselben waren. Damit sie nicht entfliehen möchten, und auch die, die sich noch verborgen hielten, hervorkämen, versicherte er durch einen Eydschwur, daß er ihnen nichts zu Leide thun wollte. Diese Leute trauten ihm, und kamen öffentlich zum Vorschein, worauf er sie der aristokratischen Patrhey übergab, und auf achthundert Menschen umgebracht wurden *). Eben so wurden in andern Städten eine unzählige Menge Menschen, die der demokratischen Parthey ergeben waren, getödtet, wobey er nicht allein seinem Privathasse, sondern auch der mannichfaltigen Feindschaft und Habsucht seiner Freunde und Anhänger Opfer darbrachte. Daher wurde auch das Urtheil des Eteo-

*) Dieses Verfahren des Lysanders hat Plutarch schon kurz vorher mit wenigen Worten erzehlt. Einer von den vielen augenscheinlichen Beweisen, daß Plutarch mehrere Schriftsteller ausschreibt, und nicht jederzeit genau auf den Zusammenhang und die chronologischen Umstände Achtung giebt.

kles, eines Lacedämoniers, berühmt, daß Griechenland nicht zwey Lysander ertragen könnte. Eben dieses Urtheil soll zwar auch Archistratus vom Alcibiades gefällt haben, wie Theophrast erzehlt, allein bey diesem beleidigte nur Frechheit mit Schwelgerey und anmassendem Stolze verbunden, da hingegen bey Lysander die grosse Gewalt, die er hatte, durch seinen harten Charakter fürchterlich und unerträglich wurde.

Die Lacedämonier achteten wenig auf die Beschuldigungen, die gegen den Lysander angebracht wurden, bis Pharnabazus, der Persische Staathalter, dessen Provinz er geplündert hatte, durch Abgeordnete ihn in Sparta verklagen ließ, worüber die Ephoren so aufgebracht wurden, daß sie erstlich einen von seinen Freunden und Generalen, Thorax, in dessen Hause sie Geld gefunden hatten, hinrichten liessen, und dann dem Lysander selbst eine Skytale zusandten, durch welche sie ihn nach Lacedämon zurückberiefen.

Mit der Skytale hat es folgende Bewandtniß. Wenn die Ephoren einen Feldherrn oder Admiral absandten, so liessen sie zwey runde Stöcke machen, die in der Länge und Dicke einander völlig gleich waren, so daß sie an den Enden vollkommen auf einander paßten, den einen behielten sie für sich, den andern gaben sie dem Feldherrn. Diese Stöcke nannten sie Skytalen. Wenn sie nun dem Feldherrn etwas geheimes und wichtiges zu wissen thun wollten, so wanden sie um die bey ihnen vorhandene Skytale einen langen und schmalen Riemen von Pergamen genau an einander um den Stock herum.

Auf diesen auf dem Stocke umwundenen Rieme schrieben sie ihren Brief. Darauf schickten sie den vom Stocke abgenommenen beschriebenen Riemen ohne dem Stocke dem Feldherrn. Dieser, um die von einander getrennten und zerstückten Buchstaben lesen zu können, wickelte den Riemen um die Skytale, die er bey sich hatte, so, daß die zerstückten Buchstaben wieder genau, durch die an einander gefügten Enden der Breite des Riemes zusammen kamen, und der Inhalt dergestalt gelesen werden konnte. Ein solcher Brief hieß eben so wie der Stock, Skytale, wie man etwa den gemessenen Dingen den Namen des Maasses zu geben pflegt.

Lysander, der sich damals im Hellespont aufhielt, wurde über die ihm zugesandte Skytale bestürzt, und furchte sich besonders vor der Anklage des Pharnabazus. Er suchte daher durch eine Unterredung mit ihm sich wieder die Freundschaft dieses Mannes zu erwerben. Er bat ihn bey dieser Unterredung, einen andern Brief an die Regenten zu Lacedämon zu schreiben, und sie darinnen zu versichern, daß er keine Klage über ihn, (dem Lysander) habe, und von ihm keine Ungerechtigkeit begangen sey. Er wußte aber nicht, daß, nach dem Sprüchworte, ein Kretenser den andern betrog. Pharnabazus versprach alles zu thun, und schrieb in des Lysanders Gegenwart einen Brief, so wie er ihn haben wollte, insgeheim aber setzte er einen ganz andern auf: nachher verwechselte er beym Zusiegeln die beyden Briefe, die einander ganz ähnlich sahen, und gab dem Lysander den Brief, den er insgeheim geschrieben hatte.

Lysander begab sich bey seiner Ankunft in Lacedämon, der Gewohnheit gemäß, in das Archäum, und überreichte den Ephoren den Brief des Pharnabazus, in der gewissesten Hoffnung, daß dadurch die vornehmsten Beschuldigungen, die man gegen ihn vorgebracht, widerlegt seyn würden, denn Pharnabazus stand zu Lacedämon in der größten Hochachtung, da er sich im Kriege unter allen Staathaltern des Persischen Königs am bereitwilligsten bewiesen hatte. Die Ephoren zeigten den Brief, als sie ihn gelesen hatten, dem Lysander selbst, der nun einsah, daß nicht Ulysses allein ein listiger Mann gewesen war, und ganz bestürzt weggieng.

Einige Tage darauf stellte er den Ephoren vor, daß er nach dem Tempel des Jupiter Ammons reisen müsse, um dort die Opfer zu verrichten, die er vor seinen erfochtenen Siegen dem Gotte gelobt hätte. Einige Schriftsteller erzehlen, daß ihm wirklich bey der Belagerung der Stadt Aphytäum in Thracien Jupiter Ammon im Traume erschienen sey, daß er darauf, weil es der Gott befohlen, die Belagerung aufgehoben, und die Aphytäer befehligt habe, dem Jupiter Ammon ein Opfer zu bringen, sich selbst aber vorgenommen habe, sobald als möglich nach Afrika zu reisen, und dem Gotte zu opfern. Die gemeine Meynung aber ist, daß er das Opfer, welches er dem Ammon bringen wollte, nur zum Vorwande genommen, und theils sich vor der Strafe der Ephoren gefürchtet, theils das Joch des Gehorsams zu Hause nicht habe ertragen können, und daher den Entschluß gefaßt habe, herumzuwandern, so wie ein Pferd, das von der Weide auf der freyen

Wiese wieder an seine Krippe gebracht, und zur gewöhnlichen Arbeit angetrieben wird. Die Ursache dieser seiner Reise, welche Ephorus angiebt, will ich in der Folge nachher anführen. Er erhielt endlich mit vieler Mühe von der Regierung die Erlaubniß zur Reise.

Die beyden Könige zu Lacedämon, welche über die Gewalt, die sich Lysander durch seine in den Städten errichteten Gesellschaften, durch welche er sich zum Oberherrscher von ganz Griechenland gemacht hatte, unzufrieden waren, entschlossen sich, während seiner Abwesenheit solche Maasregeln zu ergreifen, daß die Parthey des Volks mehr Antheil an den Regierungen der Städte bekommen möchte, und Lysanders Freunde vertrieben würden. Darüber entstanden wieder neue grosse Bewegungen, und einige Athenienser bemächtigten sich des Schlosses Phyle, und vertrieben die dreyßig Regenten aus Athen.

Lysander kam auf die davon erhaltenen Nachrichten in aller Eile wieder nach Sparta, und beredete die Lacedämonier, die Herrschaft der Vornehmen zu unterstützen, und die Parthey des Volks zu unterdrücken. Sie schickten auch den dreyßig Regenten zu Athen hundert Talente zur Bestreitung der Kriegskosten, und den Lysander zum Feldherrn. Allein die beyden Könige, welche die Macht des Lysanders beneideten, und befürchteten, daß er wieder Athen einnehmen möchte, entschlossen sich, daß einer von ihnen das Commando bey der Expedition übernehmen sollte. Pausanias übernahm es, und führte, dem Vorgeben nach, für die dreyßig Regenten

wider

wider die Parthey des Volks Krieg, im Grunde aber suchte er bloß den Krieg zu endigen, damit nicht Lysander durch seine Freunde wiederum die Obergewalt in Athen bekäme. Er erreichte seinen Endzweck auch sehr leicht, stillte die Empörung, verglich die Athenienser mit einander, und nahm dadurch dem Ehrgeitze des Lysanders die Gelegenheit sich zu vergrössern. Da aber bald darauf neue Unruhen in Athen entstunden, so gab man dem Pausanias Schuld, daß er dem durch die Oligarchie eingeschränkten Volke zu sehr habe den Zügel schiessen lassen, und die Frechheit desselben dadurch erweckt habe, hingegen wurde der Ruhm des Lysanders vermehrt, als eines Mannes, der nicht nach Privatgunst oder Prahlerey, sondern zum allgemeinen Vortheile von Sparta seine Feldherrnstelle eifrig verwaltet habe.

Lysander zeigte in seinen Reden gegen alle, die ihn widersprachen, Stolz und gebieterisches Wesen. Als die Argiver in Grenzstreitigkeiten mit den Lacedämoniern ihr Recht zu behaupten suchten, wies er ihnen seinen Degen mit den Worten: Wer diesen hat, kann am besten über Grenzstreitigkeiten entscheiden. Als ein gewisser Megarenser in einer Versammlung sich sehr freymüthig gegen ihn ausdrückte, sagte er zu ihm: Fremdling, deinen Worten fehlt eine feste Stadt. Zu den Böotiern, die keine gewisse Parthey im Kriege ergreifen wollten, sagte er: Soll ich mit geraden oder gesenkten Lanzen durch euer Gebiet ziehen? Als er Korinth belagerte, welches abgefallen war, und seine Truppen nicht Lust bezeigten, die Stadt anzugreifen, so sagte er zu ihnen, da eben ein Hase über den Graben gesprungen

war: Schämt ihr euch nicht, euch vor solchen Feinden zu fürchten, die so faul sind, daß die Hasen auf ihren Mauern schlafen können?

Nach dem Tode des Königs Agis, welcher einen Bruder, Agesilaus, und einen angeblichen Prinzen, Leotychides, hinterließ, beredete Lysander den Agesilaus, der sein Liebling gewesen war, sich um die königliche Würde, als ein ächter Nachkomme des Herkules, zu bewerben: denn beym Leotychides war eine starke Vermuthung, daß er ein Sohn des Alcibiades wäre, welcher während seines Aufenthalts zu Sparta mit des Agis Gemahlin, Timäa, einen geheimen Umgang gepflogen hatte. Agis hatte auch, wie man erzehlt, aus der Zeit der Niederkunft seiner Gemahlin geschlossen, daß sie nicht von ihm schwanger wäre, und den Leotychides beständig verachtet, und deutlich zu erkennen gegeben, daß er ihn nicht für seinen Sohn hielte. Als er aber in seiner letzten Krankheit nach Heräa gebracht wurde, erklärte er, auf vieles Bitten des jungen Leotychides und seiner Freunde, denselben in Gegenwart vieler Personen, kurz vor seinem Tode, für seinen rechtmäßigen Sohn, und trug es allen Anwesenden auf, dieses gegen die Lacedämonier öffentlich zu bezeugen. Dieses Zeugniß kam dem Leotychides in Lacedämon wider seinen Nebenbuhler um die königliche Würde, den Agesilaus, welcher sonst durch vorzügliche Eigenschaften und das Ansehen des Lysanders unterstützt wurde, zu statten. Dazu schadete dem Agesilaus auch Diopithes, ein Mann, der im Rufe stand, daß er wahrsagen könnte, und der gegen den lahmen Agesilaus folgendes Orakel vorbrachte: — „Hüte dich,

stolzes Sparta, da du auf guten Füssen stehst, daß dir nicht eine lahme Regierung schade, denn unerwartete Drangsale werden dich treffen, und in verderbliche Wellen des Kriegssturms treiben."

Viele Spartaner richteten sich nach dieser Weissagung, und traten auf die Seite des Leotychides. Lysander aber behauptete, „daß Diopithes die Weissagung nicht recht verstehe, denn der Gott sey darüber nicht unwillig, wenn ein lahmer Prinz in Lacedämon König werde, sondern die Regierung sey alsdenn lahm, wenn unächte Prinzen den Thron der Herakliden bestiegen." Seine grosse Gewalt verschafte seiner Erklärung Beyfall, und so wurde Agesilaus König zu Lacedämon.

Er ermunterte den Agesilaus sogleich zu einem Feldzuge nach Asien, mit der Hoffnung, daß er die Perser besiegen und dadurch die Ehre des größten Feldherrn sich erwerben würde. Zugleich schrieb er an seine Freunde in Asien, daß sie sich den Agesilaus zum Feldherrn ausbitten sollten, worauf diese auch durch Abgeordnete zu Lacedämon darum bitten liessen, und die Ehre, die auf diese Art Agesilaus durch die Vermittelung des Lysanders erhielt, war nichts geringer als selbst die erlangte königliche Würde.

Ehrgeitzige Genien sind zwar zur Herrschaft geschickt, aber der Neid, den sie gegen den Ruhm derjenigen haben, die ihnen gleich sind, hindert sie oft ungemein an der Ausführung grosser Thaten. Denn sie machen oft diejenigen zu ihren Gegnern, die sie zu ihren Gehülfen haben sollten. Agesilaus machte den Lysander zu einen von den dreyßig Räthen, die er mitnahm, um sich vorzüglich seines Raths, als

des ersten seiner Freunde, zu bedienen. Als sie aber nach Asien gekommen waren, so wandten sich nur wenige und selten an den Agesilaus, mit dem sie nicht bekannt waren, dahingegen die Wohnung des Lysanders, den man von langen Zeiten her kannte, von Freunden, die ihm aufwarteten, und von den andern, die sich vor seiner Macht fürchteten, häufig besucht wurde. Es gieng hier fast wie auf dem Schauplatze zu, wo oft derjenige, der die Rolle eines Bothen oder Knechts spielt, den größten Ruhm und Vorzug erhält, dahingegen derjenige Acteur, der Diadem und Scepter trägt, kaum angehört wird: so genoß dort der Rath des Königs die königliche Ehre, und dem Könige selbst blieb nur der leere Name übrig. Es war also wohl nöthig, daß der unmäßige Ehrgeitz des Lysanders eingeschränkt, und er von dem ersten Platze auf den zweyten herabgesetzt wurde, allein daß Agesilaus einen um ihn so verdienten Mann ganz zurücksetzte, und aller Ehre beraubte, war ein unedler Fehler. Denn Agesilaus gab ihm gar keine Gelegenheit mehr etwas auszuführen, und übertrug ihm kein Geschäft mehr. Er hintertrieb auch alles, wovon er merkte, daß Lysander dafür sich interessirte, und schlug denenjenigen, für welche sich Lysander verwandte, alles ab, was er auch sonst den geringsten zugestand, wodurch er das Ansehen desselben gänzlich verminderte. Lysander, der nun in allem seine Wünsche verfehlte, und einsah, daß seine Unterstützung seinen Freunden nur schädlich war, hörte ganz auf, sich für andere zu verwenden, und bat vielmehr seine Freunde, ihn um nichts mehr zu ersuchen, sondern sich an den König und diejenigen zu

wenden, durch deren Verehrung sie ihre Endzwecke bey gegenwärtigen Umständen erhalten konnten. Dadurch wurden zwar die meisten bewogen, ihn mit ihren Angelegenheiten nicht zu beunruhigen, allein sie hörten deswegen nicht auf, ihn zu besuchen, und ihn auf den öffentlichen Plätzen zu begleiten. Die Eifersucht des Agesilaus wurde dadurch noch mehr beleidigt, so daß er den gemeinen Soldaten wichtige Geschäfte, und die Verwaltung der Regierungen in den Städten auftrug, und den Lysander dagegen zum Aufseher über das Fleisch bey der Armee machte. Er spottete dabey über die Jonier: Sie mögen nun gehen, sagte er, und meinem Fleischaufseher ihre Aufwartung machen.

Lysander entschloß sich, mit dem Agesilaus selbst darüber zu sprechen. Ihre Unterredung war kurz und lakonisch. — Du verstehest es recht gut, Agesilaus, deine Freunde zu erniedrigen. — Wenn sie grösser seyn wollen als ich, diejenigen hingegen, die mein Ansehen vergrössern, müssen billigerweise daran Antheil haben. — Vielleicht ist dir mehr von mir gesagt worden, als ich gethan habe; ich bitte dich um dein selbst, und um der Fremden willen, die ihre Augen auf uns richten, gieb mir irgend eine solche Stelle bey der Armee, in welcher du glaubst, daß ich dir am wenigsten beschwerlich und am meisten nützlich seyn kann.

Agesilaus schickte ihn darauf als seinen Unterbefehlshaber nach den Hellespont, wo er ohnerachtet seines Unwillens gegen den Agesilaus seinen Pflichten vollkommene Genüge leistete. Er beredete übri-



gens den Mithridates, *) einen tapfern Perser, der einige Truppen commandirte, und mit dem Pharnabazus uneins geworden war, daß er abfiel, und die Parthey des Agesilaus ergrif. Ausser diesem Geschäfte that er nichts für den Agesilaus, was zum Vortheile bey dem Kriege hätte gereichen können.

Einige Zeit darauf schifte er, ohne Ruhm sich erworben zu haben, wieder nach Sparta zurück, und faßte, theils aus Erbitterung auf den Agesilaus, theils aus vermehrten Hasse gegen die Staatsverfassung von Lacedämon, den Entschluß, ohne weitern Verzug, seinen schon längst angelegten Plan auszuführen, und die Regierungsform zu Sparta gänzlich zu verändern.

Bey der Spartanischen Regierung war folgende Einrichtung. Von den Herakliden, die mit den Doriern nach Peloponnes zurückgekommen waren, stammten viele blühende Familien ab, allein es hatten von allen diesen Geschlechtern keine andre als die beyden Familien, welche Eurytiontiden und Agiden hiessen, auf die königliche Würde Anspruch. Die andern insgesammt hatten durch ihren Adel keinen Vorzug im Staate, sondern konnten nur durch Verdienste, wie die übrigen Einwohner, zu Ehrenstellen gelangen. Aus einem solchen Geschlechte war Lysander. Wie er aber durch herrliche Thaten sich berühmt gemacht und Ansehen und einen weitläuftigen Anhang sich verschaft hatte, empfand er darüber Mißvergnügen, daß er den Staat, dessen Macht er ver=

*) Xenophon in seiner griechischen Geschichte und Plutarch selbst in seiner Biographie des Agesilaus nennt ihn Spithridates.

grösſert hatte, von andern beherrscht sahe, die keinen höhern Adel als er selbst hatten. Er faßte daher den Anschlag, das Vorrecht der königlichen Würde den beyden Geschlechtern zu nehmen, und allen Herakliden gemeinschaftlichen Anspruch darauf zu verschaffen, oder, wie einige erzehlen, nicht nur den Herakliden, sondern allen Spartanern überhaupt gleiches Recht auf die königliche Würde zu ertheilen, damit sie nicht für diejenigen, die vom Herkules abstammten, sondern die ihm ähnlich wären, eine Belohnung seyn möchte, und dem Verdienste ertheilt würde, durch welches Herkules selbst sich die Götterehre erworben hatte. Er hoffte, daß alsdenn bey einer solchen Königswahl ihm kein Spartaner würde vorgezogen werden.

Anfänglich suchte er seine Mitbürger durch allerhand Vorstellungen zu seiner Absicht vorzubereiten, und lernte deswegen eine Rede auswendig, welche ihm Kleon von Halikarnaß zu diesem Endzwecke aufgesetzt hatte. Da er aber merkte, daß zu einer so sonderbaren grossen Revolution eine stärkere Hülfe nöthig sey, so gebrauchte er dabey, wie in einem Schauspiele, Maschinen, und ersann Orakel und Weissagungen, um seine Mitbürger zu gewinnen, weil ihm die Beredtsamkeit Kleons nichts helfen konnte, wenn er die Spartaner nicht vorher durch eine religiöse Furcht und durch Aberglauben auf seine Seite brachte, und zum Beyfalle bey seinen Vorstellungen vorbereitete.

Nach der Erzehlung des Ephorus bemühete er sich, die Priesterin des Apollo zu Delphos, und durch den Pherekles den Priester zu Dodona zu bestechen.

Wie dieses aber vergeblich war, gieng er nach Afrika, und bot den Priestern des Jupiter Ammon viel Geld, wenn sie ihn mit ihren Orakelsprüchen unterstützen wollten. Diese aber nahmen es so übel, daß sie dem Lysander deswegen zu Sparta durch Abgeordnete verklagen liessen. Er wurde gleichwohl vor Gerichte losgesprochen: die afrikanischen Abgeordneten sagten daher beym Abschiede: Wir werden besser richten, Spartaner, wenn ihr dereinst nach Afrika kommen, und bey uns wohnen werdet, als wenn einem alten Orakel zufolge die Lacedämonier sich einmal noch in Afrika würden niederlassen.

Man wird aus unsrer fernern Erzehlung, wobey wir dem Geschichtschreiber und Philosophen Ephorus folgen, einsehen, daß die ganze Anlage und Einrichtung der vom Lysander dabey entworfenen Betrügerey kein schlechter Plan gewesen, der aufs Gerathewohl entworfen wurde, sondern auf vielen unterlegten Anlagen beruhte, wie etwa bey einem mathematischen Problem durch schwere und weit gesuchte Vordersätze der Schluß gezogen wird.

Eine Frau in Pontus gab vor, daß sie vom Apollo schwanger wäre, und fand bey vielen Glauben, bey vielen, wie billig war, auch nicht. Sie kam mit einem Knaben nieder, und viele, auch vornehme Personen, übernahmen die Vorsorge für die Erziehung des Kindes, und gaben ihm aus einer unbekannten Ursache den Namen Silen. Dieß nahm Lysander zum Grunde seines Plans, das übrige ersann er selbst dazu, und gebrauchte dabey nicht wenige und nicht ungeschickte Nebenacteurs, welche den Ruf von der Geburt dieses Kindes glaubwürdig

zu machen suchten, und noch dazu ein Gerücht von Delphos her in Sparta ausbreiteten, daß die Priester zu Delphos einige alte Orakel in geheimen Büchern aufbewahrten, welche keinem andern Menschen anzurühren oder zu lesen vergönnt seyn, als einem Sohne des Apollo, der nach langer Zeit einmal nach Delphos kommen, und denen, die diese Bücher in Verwahrung hätten, sichre Kennzeichen von seiner Geburt geben, und sodann die Bücher, in denen die Orakel aufgeschrieben, erhalten würde.

Diesen Vorbereitungen zufolge sollte nun Silen sich nach Delphos begeben, und als der Sohn des Apollo die heiligen Bücher fodern, die Priester, die mit in den Anschlag verflochten waren, sollten die Umstände seiner Geburt genau untersuchen, und endlich, überzeugt, daß er der ächte Sohn des Apollo wäre, ihm die heiligen Bücher zeigen: Silen sollte alsdenn in Gegenwart vieler Menschen, unter andern Weissagungen, auch diejenige herlesen, um welcher willen das ganze Spiel war erdichtet worden, welche die königliche Regierung zu Sparta betraf, und so lauten sollte: „Es wird den Spartanern rühmlicher und zuträglicher seyn, wenn sie aus ihren besten Bürgern ihre Könige erwählen.“ Allein als Silen herangewachsen war, und seine Rolle nun spielen sollte, konnte Lysander die ganze Komödie nicht spielen, weil einer von den Acteurs, eben als man im Begriffe war die Sache auszuführen, aus Furchtsamkeit sich dem ganzen Anschlage entzog. Indessen wurde doch bey Lebzeiten des Lysanders nichts davon öffentlich bekannt, sondern erst nach seinem Tode, denn Lysander kam, noch vor

der Rückkunft des Agesilaus aus Asien, in dem Böotischen Kriege um, in welchen er gezogen wurde, oder in welchem er selbst Griechenland zog, weil einige ihm selbst, andre den Thebanern und ihm zugleich die Schuld dieses Krieges zuschreiben.

Einige beschuldigen die Thebaner, daß sie die Altäre und Opfer des Agesilaus in Aulis zerstört, und auf Anrathen des Androklides und Amphitheus, die von den Persern bestochen worden, ganz Griechenland gegen die Lacedämonier in die Waffen gebracht, und einen verwüstenden Einfall in das Phocensische Gebiet gethan hätten. Andere erzehlen, Lysander habe gegen die Thebaner einen Groll gehabt, weil sie unter allen Bundesgenossen die einzigen gewesen, welche den zehnten Theil von der Beute im Atheniensischen Kriege verlangt, und mißvergnügt gewesen wären, daß er alles Geld nach Sparta geschickt hätte; besonders aber soll er deswegen gegen sie aufgebracht gewesen seyn, daß sie den Atheniensern die erste Gelegenheit verschaft, sich von der Herrschaft der dreyßig so genannten Tyrannen, welche Lysander gesetzt hatte, zu befreyen.

Die Lacedämonier hatten, um die dreyßig Regenten mächtiger und furchtbarer zu machen, ein Edict gegeben, nach welchem „alle diejenigen, die aus Athen flüchteten, in Verhaft genommen werden, und diejenigen für Feinde erklärt seyn sollten, welche sich dagegen widersetzen würden.“ Die Thebaner hatten diesem Edicte andere entgegen gesetzt, welche ganz nach dem Geiste des Herkules und Bacchus abgefaßt waren. Diesen zufolge, „sollten je-

des Haus und jede Stadt in Böotien den hülfsbedürftigen Atheniensern offen stehen, wer einem flüchtigen Athenienser, den man wegführen wollte, nicht zu Hülfe käme, sollte um ein Talent gestraft werden, wenn Waffen durch Böotien gegen die Tyrannen zu Athen geführt würden, sollten alle Thebaner es ruhig geschehen lassen." Bey diesen wahrhaftig griechischen und menschenfreundlichen Edicten blieb es nicht, sondern die Thebaner setzten durch Handlungen ihre Edicte in Werkthätigkeit. Thrasybulus zog mit seiner Mannschaft aus Theben gegen Phyle, welches er einnahm, und war von den Thebanern heimlich mit Waffen, Geld und allen Kriegsbedürfnissen versehen worden. Diese Veranlassungen ergrif Lysander zum Kriege gegen die Thebaner.

Seine harte Gemüthsart war durch die mit dem Alter zunehmende Melancholie ungemein vermehrt worden, und er drang daher so lange in die Ephoren zu Sparta, bis sie ein Corps gegen die Thebaner sandten, über welches er selbst das Commando übernahm. Sie schickten den König Pausanias mit einer Armee noch nach, welcher aber einen Umweg nahm, und über Cithäron in Böotien selbst einfallen wollte. Lysander gieng ihm durch Phocis mit einer starken Mannschaft entgegen. Er nahm die Stadt Orchomen ein, die sich ihm freywillig ergab, und ließ Lebadia, welches er mit Gewalt eroberte, plündern.

Er bat darauf den Pausanias schriftlich, daß er von Platäa nach Haliart rücken möchte, wo er selbst mit Anbruche des folgenden Tages seyn, und sich

an den Mauern der Stadt mit ihm vereinigen wollte. Der Bothe fiel aber einigen Spionen in die Hände, und der Brief gelangte an die Thebaner. Diese übergaben die Vertheidigung ihrer Stadt den ihnen zu Hülfe gekommenen Athenienſern, und rückten nach Mitternacht auf den Lysander los, kamen auch vor ihm bey Haliart an, in welche Stadt sie einen Theil ihres Heers schickten. Lysander hatte sich anfänglich vorgenommen, auf den Hügeln, wo er Posto gefaßt, den Pausanias zu erwarten, wie aber schon ein Theil des Tages verstrichen war, und Pausanias nicht ankam, rückte er mit den lacedämonischen Völkern und den Truppen der Bundesgenossen in Schlachtordmung gerade auf die Mauern der Stadt an. Das Heer der Thebaner, welches ausserhalb der Stadt geblieben war, ließ die Stadt linker Hand liegen, und grif den feindlichen Hintertrupp bey dem Brunnen Kissusa an.

Hier haben, der Mythologie nach, die Ammen des Bacchus ihn gleich nach seiner Geburt gebadet, weil aus diesem Brunnen ein klares Wasser fließt, das die Farbe des Weins hat, und sehr süsse schmeckt. Nicht weit davon wächst kretisches Rohr, welches man zum Schafte der Spiesse braucht, wodurch die Haliarter beweisen wollen, daß Rhadamanth daselbst gewohnt habe, dessen Grab sie auch zeigen, und Alea nennen. Nahe dabey ist auch das Grabmahl der Alkmene, welche nach des Amphytrions Tode dem Rhadamanth geheirathet haben, und hier begraben liegen soll.

Das Corps der Thebaner, welches in der Stadt geblieben war, vereinigte sich mit den Haliarten,

und wartete so lange ganz ruhig, bis Lysander mit seinen Vortruppen an die Stadtmauern herankam. Darauf thaten sie einen plötzlichen Ausfall, und tödteten ihn mit seinem Wahrsager und einigen wenigen andern, weil die meisten Soldaten schnell zu ihrem Hauptheere zurückflohen. Die Thebaner verfolgten sie aber weiter, und schlugen sie bis an die Hügel heran in die Flucht, wobey tausend Feinde, aber auch dreyhundert Thebaner blieben, weil sie im Verfolgen der Feinde auf unebene und unbequeme Plätze gekommen waren. Eben diese Parthey Thebaner war es, welche man im Verdachte hatte, daß sie es heimlich mit den Lacedämoniern hielten, und um sich von diesem Verdachte bey ihren Mitbürgern zu befreyen, hatten sie sich in dem Gefechte mit den Feinden so wenig geschont, daß der größte Theil umkam.

Pausanias erfuhr diese Niederlage als er eben auf dem Marsche von Platäa nach Thespien war, und rückte sogleich auf Haliart an, welcher Stadt Thrasybul mit den Atheniensern von Theben her zu Hülfe eilte. Die ältern Spartaner wurden unwillig, da Pausanias einen Waffenstillstand machen wollte, um die Todten zu begraben; sie betheuerten ihm mit Unwillen, daß sie durch keinen Waffenstillstand den Körper des Lysanders haben wollten, sondern mit den Waffen darum kämpfen, und ihn entweder als Sieger begraben, oder wenn sie überwunden würden, es sich für eine Ehre achten wollten, mit ihrem Feldherrn da zu liegen. Weil aber Pausanias einsah, daß er schwerlich die Thebaner, die schon gesiegt hatten, würde überwinden können, und der

Körper des Lysanders so nahe an den Mauern lag, daß er ihn auch, wenn er siegte, nicht wohl würde ohne einem Vergleiche erhalten können, so ließ er sich durch den Eifer der alten Spartaner von seinem Vorsatze nicht abbringen, sondern schickte einen Herold in die Stadt, und zog, nach getroffenem Vergleiche, wieder mit seinen Truppen von der Stadt weg. Sobald er über die böotische Grenze war, ließ er den Körper des Lysanders in dem Gebiete der Panopäer, welche Freunde und Bundesgenossen der Lacedämonier waren, begraben, wo noch jetzt sein Grabmahl auf dem Wege von Delphos nach Chäronea vorhanden ist.

Indem die Armee dort im Lager stand, erzehlte, wie einige Schriftsteller berichten, ein Phocenser einem andern Soldaten, der nicht mit bey jenem Gefechte gewesen war, die Umstände davon, und daß die Thebaner sie angefallen hätten, als eben Lysander schon über den Hoplites gewesen wäre. Ein Spartaner, und Freund des Lysanders, der dabey zuhörte, erstaunte darüber, und fragte, was denn Hoplites wäre, er kenne den Namen nicht, der andre antwortete, daß ein Fluß so hiesse, der nahe bey Haliart vorbeyfliesse, und da hätten eben die Feinde den Vordertrupp der Lacedämonier angegriffen. Wie dieß der Spartaner hörte, sagte er mit Thränen in den Augen: „Wie unvermeidlich ist doch dem Menschen sein Schicksal!“ Denn Lysander hatte vordem folgendes Orakel bekommen: „Hüte dich vor dem rauschenden Hoplites, und den Drachen, den Sohn der Erde, der listig von hinten zu kommt.“ Einige behaupten, daß der Ho-

plites nicht bey Haliart, sondern bey Chäronea vorbeyfliesse, und sich nahe bey dieser Stadt mit dem Flusse Phliar vereinige, welcher ehedem Hoplias geheissen, jetzt aber Isomanthus heißt. Derjenige welcher den Lysander tödtete, war ein Einwohner aus Haliart, mit Namen Neochorus, und hatte auf seinem Schilde einen Drachen abgezeichnet, worauf das Orakel gedeutet zu haben scheint.

Es sollen auch die Thebaner zur Zeit des peloponnesischen Krieges vom Ismenischen Apollo ein Orakel ethalten haben, durch welches ihnen die Schlacht bey Delium, und die bey Haliart, die dreyßig Jahr nach jener erfolgte, geweissagt worden ist. Das Orakel war dieses Inhalts: „Hüte dich vor der Grenze des Wolfs, wenn du ihn mit Stangen jagst, und vor den Orchalischen Hügel, den der Fuchs niemals verläßt." Die Grenze des Wolfs ist der Platz bey Delium, wo Attica an Böotien grenzt, und der Orchalische Hügel, der jetzt sogenannte Fuchshügel der am Ende der Stadt Haliart gegen den Helikon zu liegt.

Die Spartaner waren über die Art, wie Lysander umgekommen, so mißvergnügt, daß sie über den König Pausanias eine criminelle Untersuchung anstellten, welcher der König zu entgehen suchte, und nach Tegea flüchtete, wo er in dem Tempel der Minerva starb. Die Armuth des Lysanders, welche sich nach seinem Tode offenbarte, machte seine Tugend allgemein anerkannt, da er bey dem vielen Gelde, das er in seiner Gewalt hatte, und bey der grossen Macht, und der Verehrung von Städten und Königen, die er genoß, sein Haus nicht im gering=

sten bereichert hatte, wie Theopompus erzehlt, dem man allemal eher glauben kann, wenn er lobt, als wenn er tadelt, weil er immer lieber tadelt als lobt.

Einige Zeit nach dem Tode des Lysanders gieng Agesilaus, wie Ephorus erzehlt, in des Lysanders Haus, um, wegen einer Streitigkeit der Bundesgenossen, gewisse Schriften, die sich daselbst befanden, nachzusehen. Da fand er unter andern auch das Buch, in welchem die Rede wegen der Staatsveränderung stand, durch welche das Recht der königlichen Würde den Eurytiontigen und Agiden genommen, und die Könige künftig aus den besten Spartanern erwählt werden sollten. Er wollte durchaus diese Rede öffentlich bekannt machen, um den Spartanern zu zeigen, was für ein übeldenkender Bürger Lysander insgeheim gewesen wäre, aber er wurde davon durch den Lakratidas, einen verständigen Mann, den ersten unter den Ephoren, durch die Vorstellung abgehalten, „daß man den Lysander nicht ausgraben, sondern die so beredt und listig abgefaßte Rede mit ihm begraben müsse.

Die Lacedämonier erwiesen dennoch dem Andenken des Lysanders viele Ehre. Sie bestraften auch die beyden Freyer seiner Töchter, welche dieselben, nach dem Tode Lysanders, da seine Armuth bekannt wurde, nicht heirathen wollten, weil sie bloß wegen des Reichthums den Lysander geachtet hatten, und die Freundschaft aufhoben, da seine Armuth eben erst vollkommen bewies, daß er ein gerechter uneigennütziger Mann gewesen war. Denn zu Sparta wurden diejenigen bestraft, welche entweder

weder gar nicht, oder zu spät, oder schlecht heiratheten, und dieser Bestrafung wurden besonders diejenigen unterworfen, welche bey ihrer Verheirathung nicht auf Anverwandtschaft oder Tugend, sondern auf den Reichthum gesehen hatten. —

Dieß sind die Lebensumstände des Lysanders, so gut ich sie habe erzehlen können.

Sylla.

Lucius Cornelius Sylla stammte aus einem der edelsten patricischen Geschlechter her. Einer seiner Vorfahren, Ruffinus, soll Consul gewesen, aber mehr durch seine Beschimpfung als durch diese Ehre berühmt geworden seyn: denn er wurde aus dem Senate gestossen, weil man bey ihm über zehn Pfund Silbergeschirr gefunden hatte, welches damals durch Gesetze verboten war. Seine Nachkommen blieben in geringen Umständen, und Sylla selbst wurde bey mässigen Glücksgütern erzogen. Er wohnte in seiner Jugend für geringes Geld zur Miethe, welches ihm auch nachher vorgeworfen wurde, da er sich in seinem Glücke so sehr erhob, und einer der vorzüglichsten Männer sagte zu ihm, da er sich nach dem Afrikanischen Feldzuge sehr rühmte: „Wie kannst du ein rechtschaffener Mann seyn, da dir dein Vater nichts hinterlassen hat, und du doch ein so grosses Vermögen besitzest?“ Denn obgleich schon damals die Römer die reine

Aufrichtigkeit ihrer Sitten und Lebensart nicht mehr behaupteten, sondern sich vom Hange zur Schwelgerey und Pracht hinreissen liessen, so gereichte es doch zum Vorwurfe, wenn jemand entweder ein grosses Vermögen durchbrachte, oder bey armen Umständen sich bald bereicherte. Als Sylla in der Folge der Zeit schon die höchste Gewalt an sich gebracht hatte, und viele hinrichten ließ, so warf ihm noch ein Freygelassener, der vom tarpejischen Felsen herabgestürzt werden sollte, weil er einige in die Acht erklärte bey sich versteckt gehalten hatte, vor, daß er mit ihm lange Zeit in einem Hause zur Miethe gewohnt, und er für das obere Stockwerck zweytausend Sestertien, Sylla aber für das untere dreytausend Sestertien gegeben habe, so daß der Unterschied ihrer Glücksumstände etwa tausend Sestertien betragen habe, welche Summe zweyhundert und funfzig attische Drachmen ausmacht. *) — Diese Anecdoten werden von den erstern Glücksumständen des Sylla erzehlt.

Was seine Gestalt betrifft, die man noch aus seinen Statüen erkennen kann, so zeigten seine blauen wilden Augen eine gewisse bittere Heftigkeit an, und seine Gesichtsfarbe machte seine Physiognomie noch fürchterlicher. Denn er sah sehr weiß aus, und hatte dabey sehr viele Finnen, daher er auch den Zunamen Sylla bekommen haben soll, und ein atheniensischer Spötter nannte ihn eine mit Mehl bestreuete Brombeere.

*) 31 Rthlr. 6 ggr.

Es ist nicht unschicklich, dergleichen Dinge von einem Manne zu bemerken, der einen so natürlichen Hang zu Spötterenen hatte, daß er in seiner Jugend, da er noch ohne Ansehn und Ruhm war, sich zu den Pantomimenspielern und Possenreissern hielt, und an ihren Ausschweifungen Antheil nahm, und nachher, da er sich der höchsten Gewalt bemächtigt hatte, aus den Schauplätzen und Comödiantenbuden täglich die verwegensten Possenspieler und Harlekins an seine Tafel kommen ließ, und mit ihnen in scurrilischen Einfällen wetteiferte, wobey er nicht allein wider den Anstand seines Alters und seiner hohen Würde handelte, sondern auch oft viele wichtige Angelegenheiten vernachläßigte. Denn bey der Tafel durfte niemand mit dem Sylla von etwas ernsthaften reden, sondern der Mann, der sonst immer so thätig und strenge war, schien sich ganz zu verändern, sobald er sich in die Gesellschaft zu Tische setzte, so daß er auch von den Comödianten und Tänzern gleichsam zahm gemacht wurde, und alsdenn zu allen Dingen zu bringen war.

Dieser schlechte Umgang scheint auch der Grund seiner nachherigen Krankheit und seines grossen Hanges zu Liebesausschweifungen und allen Arten von Wollust gewesen zu seyn, welcher ihn auch in seinem Alter nicht verließ, wie er denn auch auf solche Art den Comödianten Metrobius von Jugend auf beständig zu seinen Liebling behielt. Er hatte bey dieser Lebensart auch einen glücklichen Zufall. Er unterhielt nämlich mit einer gemeinen aber begüterten Buhlerin, Namens Nicopolis, einen verliebten Umgang, und nahm sie durch sein Betragen und das Gefällige

seiner Jugend so sehr ein, daß sie aus Liebe zu ihm ihr ganzes Vermögen ihm vermachte. Er beerbte auch seine Stiefmutter, die ihn wie ihren eigenen Sohn liebte, und gelangte auf solche Art zu einem mittelmäßigen Vermögen.

Er gieng als ernannter Quästor mit dem Marius, in dessen erstem Consulate, nach Afrika in den Feldzug gegen den Jugurtha. Hier erwarb er sich auf verschiedene Art ein gutes Ansehn bey der Armee, besonders aber nutzte er eine gute Gelegenheit, sich die Freundschaft des Numidischen Königs Bocchus zu verschaffen, dessen Gesandte vor Numidischen Räubern hatten flüchten müssen, und die er mit vieler Höflichkeit aufnahm, und mit Geschenken und einer sichern Begleitung wieder zum König schickte.

Bocchus, der schon längst den Jugurtha, seinen Schwiegersohn, haßte und fürchtete, jetzt aber, da er nach seiner Niederlage seine Zuflucht zu ihm genommen hatte, ihn den Römern auszuliefern dachte, berief den Sylla in dieser Absicht zu sich, weil er nicht gern selbst den Jugurtha gefangen nehmen und ausliefern, sondern dieses durch den Sylla bewerkstelligen wollte. Sylla bekam vom Marius einige Soldaten zu diesem Geschäfte zur Begleitung, und begab sich auf diese Art in die größte Gefahr, da er sich selbst, um einen andern gefangen zu nehmen, der Gewalt eines Barbaren anvertraute, der gegen seinen nächsten Anverwandten untreu war. Bocchus, der nun den Sylla und den Jugurtha in seiner Gewalt hatte, und sich in die Nothwendigkeit gesetzt befand, gegen einen von beyden verrätherisch zu han-

deln, wankte anfänglich in seinem Entschlusse hin und her, führte aber endlich doch die zuerst beschlossene Verrätherey aus, und überlieferte den Jugurtha dem Sylla. Marius hielt zwar deswegen einen Triumph zu Rom, aber empfand heimlich über den Ruhm dieser glücklichen That, den der Neid gegen ihn dem Sylla zuschrieb, viel Mißvergnügen. Und Sylla selbst, der von Natur sehr prahlerisch war, und nun zuerst aus seiner unbekannten niedrigen Dunkelheit zu einigem Ruhme bey seinen Mitbürgern gelangte, und das Angenehme des Ruhms schmeckte, gieng in seinem Ehrgeitze so weit, daß er die Abbildung der Uebergabe des Jugurtha an sich auf einen Ring stechen ließ, und denselben beständig trug und damit siegelte.

Marius war zwar darüber mißvergnügt, hielt aber den Sylla selbst so wenig seiner Eifersucht würdig, daß er ihn immer noch bey seinen Feldzügen brauchte, in seinem zweyten Consulate als Legaten, und in dem dritten als Obersten, und führte viele glückliche Streiche durch ihn aus. Als Legat nahm Sylla den Feldherrn der Tektosagen, Kopillus, gefangen, als Oberster gewann er die grosse und zahlreiche Völkerschaft der Marsen, daß sie Freunde und Bundesgenossen der Römer wurden.

Von dieser Zeit an aber bemerkte Sylla, daß Marius feindlich gegen ihn gesinnt war, und ihn nicht mehr gern zu grossen Geschäften brauchte, sondern vielmehr seine Vergrösserung hinderte: daher wandte er sich an den Catulus, den zweyten Consul, der ein rechtschaffener Mann, im Kriege aber etwas träge war. Von diesem wurde er zu den vor-

nehmsten und wichtigsten Dingen gebraucht, wodurch er sein Ansehn und seinen Ruhm ungemein vergrösserte. Er überwand eine grosse Anzahl Barbaren in den Alpen: er übernahm, da Mangel an Proviant einriß, die Aufsicht über die Besorgung davon, und schafte einen solchen Vorrath herbey, daß die Truppen des Catulus Ueberfluß hatten, und den Soldaten des Marius noch davon mittheilen konnten, wodurch Marius besonders über den Sylla mißvergnügt geworden seyn soll. Einen so geringen und fast kindischen Ursprung hatte die Feindschaft dieser beyden Männer, die nachher durch Bürgerblut und die schrecklichsten Empörungen sich in Tyranney und einer gänzlichen Verwirrung des Staats endigte, und bewies, daß Euripides ein weiser Mann und Kenner der Staatsgebrechen war, da er so sehr für den Ehrgeitz als den verderblichsten und bösesten Dämon warnte. *)

Sylla glaubte, daß er sich im Kriege nun Ruhm genug erworben habe, um auch auf Ehrenstellen im Staate Anspruch machen zu können, und suchte sogleich nach seiner Rückkunft aus dem Felde die Gunst des Volks, um die Prätorstelle zu erlangen: allein sein Gesuch schlug fehl, wovon er die Schuld dem gemeinen Haufen zuschreibt. Er erzehlt selbst, daß man gehoft habe, da man seine Freundschaft mit dem Numidischen Könige Bocchus gewußt, er würde, wenn er vorher, ehe er Prätor würde, das Amt eines Aedils erhielte, welche Magistratspersonen zugleich die Aufsicht über die öffentlichen Schauspiele

*) V. Euripid. Phoeniss. vers. 534. sequ.

hatten, herrliche Thiergefechte mit afrikanischen Thieren halten lassen, und man habe daher andre Personen zu Prätoren erwählt, um ihn zu nöthigen, das Amt eines Aedils anzunehmen. Allein die Folge der Zeit beweist, daß er die wahre Ursache seines fehlgeschlagenen Gesuchs nicht hat gestehen wollen: denn er gelangte das Jahr darauf, theils durch Schmeicheley beym Volke, theils durch Bestechungen, zur Prätorstelle. Deswegen antwortete ihm auch Cäsar, dem er im Zorne als Prätor drohete, daß er die Gewalt seines Amts gegen ihn gebrauchen würde, mit lachendem Munde: Du nennst es mit Recht dein Amt, weil du es dir mit deinem Gelde erkauft hast.

Nach der Prätur wurde Sylla nach Kappadocien geschickt, dem öffentlichen Angeben zufolge, um den Ariobarzanes wieder in sein Reich einzusetzen, der eigentlichen Absicht nach aber, um den Mithridates einzuschränken, welcher weitläuftige Unternehmungen anfieng, und sich eine Macht und ein Reich erobert hatte, das nicht geringer als sein eigenes Erbreich war. Sylla brachte keine grosse Anzahl Truppen nach Asien, aber er wußte sich so geschickt eine Menge eifriger Bundesgenossen zu verschaffen, daß er eine grosse Anzahl Kappadocier, und noch mehr Armenier, die diesen zu Hülfe gekommen waren, mit grossem Verluste schlug, den Gordius vertrieb, und den Ariobarzanes wieder in sein Königreich einsetzte. Als er mit seinem Heere am Euphrat stand, kam ein Parther, Orobaz, als Abgesandter des Königs Arsaces an, da bisher die Römer mit den Parthern in keinem Verhältnisse gestanden hatten. Es scheint

ein grosses Glück vor den Sylla gewesen zu seyn, daß er der erste war, an den die Parther sich wandten, um Freundschaft und Bündniß mit den Römern zu errichten. Er ließ, wie man erzehlt, bey der Audienz, die er dem parthischen Gesandten gab, drey Stühle setzen, und setzte sich selbst auf dem mittelsten, Orobaz saß auf der einen, und Ariobarzanes auf der andern Seite, weswegen der parthische König gegen den Orobaz so aufgebracht wurde, daß er ihn hinrichten ließ. Sylla wurde von einigen gelobt, daß er gegen die Barbaren sich mit solcher Hoheit betragen, von andern getadelt, daß er zur Unzeit einen so anmassenden Stolz gezeigt hätte. Man erzehlt, daß dabey ein gewisser Chalcidenser in dem Gefolge des Orobaz die Physiognomie des Sylla, die Wendungen seiner Gedanken beym Vortrage, und seine körperlichen Bewegungen zugleich genau betrachtet, und nach den Grundsätzen seiner Wahrsagerkunst von ihm das Urtheil gefällt habe: „Sylla müsse nothwendig einer der größten Menschen werden, und er wundre sich, daß er es nicht schon jetzt sey.“ *)

Bey seiner Rückkunft zu Rom wurde er vom Censorinus angeklagt, daß er den Gesetzen zuwider aus einem Lande, das mit den Römern in Freund-

*) Diese Wahrsagerkunst möchte wohl die einzige wahrscheinliche unter allen Physiognomiken seyn. Gesichtsbildung mit dem Ausdrucke im Reden, den körperlichen Bewegungen und Mienen verglichen, und darüber nach Grundsätzen und Beobachtungen geurtheilt, verdient mehr Glauben und Beyfall als die Physiognomik à la Lavater.

schaft und Bündniß stände, viel Geld gezogen hätte. Allein Censorinus nahm in der Folge seine Anklage zurück, und brachte sie nicht zur öffentlichen Untersuchung.

Seine Feindschaft gegen den Marius bekam durch die Ruhmbegierde des numidischen Königs Bocchus einen heftigen Ausbruch. Dieser König, der dem römischen Volke schmeicheln, und dem Sylla einen Gefallen thun wollte, ließ zwanzig goldene Trophäensäulen nebst dem goldnen Bildnisse des Jugurtha, so wie er von ihm dem Sylla war übergeben worden, in dem Capitolium aufstellen, worüber Marius so aufgebracht wurde, daß er sie mit Gewalt aus dem Capitolium wollte wegnehmen lassen. Eine andre Parthey aber wollte die Ehre des Sylla mit Gewalt vertheidigen, und Rom wäre schon damals in einen öffentlichen Aufruhr gekommen, wenn nicht der Krieg mit den Bundesgenossen, der schon lange unter der Asche glimmte, ausgebrochen, und dadurch die Empörung erstickt worden wäre.

In diesem schweren und mit vielem Glückswechsel geführten Kriege, der den Römern vielen Schaden verursachte, und sie oft in grosse Gefahr setzte, verrichtete Marius nichts wichtiges, und bewies, daß zur Ausführung grosser Dinge im Kriege die Lebhaftigkeit und Stärke der Jugend erfodert werde. Sylla hingegen führte so viel wichtiges aus, und erwarb sich durch seine glückliche Thaten einen solchen Ruhm, daß ihn seine Mitbürger einen grossen, seine Freunde den größten, und seine Feinde den glücklichsten Feldherrn nannten. Er war auch über den Beynamen eines glücklichen Feldherrn nicht so un-

zufrieden wie Timotheus, des Konons Sohn, dessen Siege seine Feinde insgesammt dem Glücke zuschrieben, und ein Gemählde hatten verfertigen lassen, auf welchem Timotheus schlafend, und die Glücksgöttin mit einem Netze vorgestellt war, mit welchem sie die Städte für ihn fieng, worüber er sich sehr unwillig bezeigte, und seinen Feinden unartig begegnete, weil er glaubte, daß sie ihm dadurch alle Ehre seiner Siege raubten. Daher er auch einstmals, da er aus einem Feldzuge zurückkam, in der Versammlung des Volks sagte: Athenienser, hieran hat das Glück keinen Antheil. Allein das Glück soll sich, wie man erzehlt, in der Folge an den ehrgeitzigen Timotheus so gerochen haben, daß er nichts vorzügliches mehr verrichten konnte, sondern ihm alle Unternehmungen fehlschlugen, und er sich einen so grossen Haß des Volks zuzog, daß er endlich aus Athen vertrieben wurde. Sylla hingegen sah es ganz gerne, wenn man ihm eine besondre Gunst des Glücks zuschrieb, und erhob in dieser Absicht seine Thaten als Werke der Glücksgöttin noch mehr, weil er entweder damit desto mehr sich rühmen wollte, oder wirklich an die Macht dieser Göttin glaubte. Und er sagt selbst in seinen eignen Schriften, daß dasjenige, was er nach weiser Ueberleguug gethan, ihm immer fehlgeschlagen, dasjenige aber, was er wegen ereigneter Umstände ohne Ueberlegung gewagt habe, glücklich ausgefallen sey. Er pflegte auch zu sagen, daß er mehr zum Glücke als zum Kriege geboren sey, wodurch er also dem Glücke mehr als seiner eigenen Tapferkeit zuschrieb. Er hielt sich selbst für einen Günstling der Glücksgöttin, und gab sogar die

gute Freundschaft mit dem Metellus, der mit ihm zugleich Consul wurde, und dessen Tochter er hernach heirathete, für ein göttliches Werk aus, weil er in seinem Consulate von demselben, als seinem Mitconsul, viel Verdruß erwartet hatte, und im Gegentheile an ihm einen gütigen sanften Mann gefunden hatte. Er warnt auch in seinen Nachrichten den Lacullus, dem er diese Schrift zugeschrieben, nichts für sicher und gewiß zu halten, als was ihm des Nachts die Götter befehlen würden.

Er erzehlt selbst, daß während seines Marsches zum Feldzuge gegen die Bundesgenossen die Erde bey Laverna sich aufgerissen, und eine Menge Feuer hervorgetrieben hätte, welches in einer grossen Flamme gegen Himmel gestiegen sey, und die Wahrsager hätten es so erklärt, daß ein tapferer und sehr schöner Mann die oberste Würde in Rom erhalten, und die Stadt von den gegenwärtigen Unruhen befreyen würde. Für diesen Mann giebt er sich selbst aus, denn sein goldgelbes Haar mache ihn gewiß zu einem schönen Manne, und er scheue sich nicht, nach so vielen grossen und glücklichen Thaten sich auch für einen tapfern Mann zu halten. — So viel von der Denkungsart des Sylla in Absicht der Götter. —

Was seinen übrigen Charakter betrift, so war er sehr veränderlich, und sich selbst sehr ungleich. Er raubte viel, verschenkte viel, erzeigte ohne Ursache Ehre, beschimpfte ohne Ursache, schmeichelte denjenigen, die er nöthig hatte, war übermüthig gegen diejenigen, die seiner nöthig hatten, und man wußte nicht, ob er von Natur stolz oder einschmeichelnd war. Eben so ungleich betrug er sich in der Absicht

Strafen. Bald strafte er wegen geringer Vergehungen auf eine grausame Art, bald sahe er den größten Verbrechen mit Gelindigkeit nach, bald ertheilte er den schrecklichsten Ungerechtigkeiten Verzeihung, bald ließ er kleine Vergehungen mit dem Tode und Einziehung aller Güter bestrafen. Man kann daraus etwa schliessen, daß er von Natur grausam und rachsüchtig gewesen, aber zuweilen seine Erbitterung wegen seines Nutzens gemäßigt habe.

In dem Kriege gegen die Bundesgenossen warfen seine Soldaten einen seiner Unterbefehlshaber, Albinus, der schon Prätor gewesen war, mit Prügeln und Steinen zu Tode, und er übersah dieses grosse Verbrechen, ohne es einmal zu untersuchen, und sagte noch dazu öffentlich auf eine prahlerische Art, seine Soldaten würden nun desto eifriger fechten müssen, damit sie ihr Verbrechen durch Tapferkeit wieder gut machten. Er achtete auch die Beschuldigungen wenig, die man gegen ihn vorbrachte; denn seine Absicht gieng nun schon dahin, den Marius zu stürzen, und da der Krieg gegen die Bundesgenossen zu Ende zu gehen schien, die Feldherrnstelle im Kriege gegen den Mithridates zu erhalten, daher er besonders die Armee, die unter seinem Commando stand, zu gewinnen suchte.

Nach seiner Rückkunft in Rom wurde er nebst dem Quintus Pompejus zum Consul ernannt, im funfzigsten Jahre seines Alters. Er schloß eine vornehme Heirath mit der Cäcilia, der Tochter des Oberpriesters Metellus, über welches Glück die ihm widrig gesinnte Parthey unter dem Pöbel verschiedene beissende Lieder machte, und viele von den Vor-

nehmen ihn beneideten. Man hielt, wie Titus Livius sagt, denjenigen nicht einer solchen Gemahlin würdig, den man des Consulats würdig gehalten hatte. Aber diese Metella war weder seine einzige noch seine erste Frau. Er hatte in seiner Jugend sich mit einer gewissen Ilia vermählt, von der er eine Tochter hatte, darauf mit einer Aelia, und dann wieder mit einer Coelia, von welcher er sich unter dem Vorwande der Unfruchtbarkeit schied, sie aber mit Ehrenbezeugungen und Geschenken entließ. Da er aber wenige Tage darauf die Metella heirathete, so sahe man wohl ein, daß er unter einem falschen Vorgeben sich von der Coelia geschieden hatte. Gegen die Metella behielt er beständig die größte Hochachtung, daher auch das römische Volk sie um ihre Fürbitte ersuchte, da es die vertriebenen Anhänger des Marius gern wieder zurückberufen wollte, welches Sylla durchaus nicht hatte zugeben wollen. Er verfuhr auch deswegen gegen die Athenienser, da er ihre Stadt eroberte, so hart, weil sie von der Mauer herab die Metella mit Spöttereyen beschimpft hatten; doch dieses soll erst nachher erzehlt werden.

Sylla betrachtete das Consulat wegen seiner höhern Aussichten als etwas geringes, weil seine vornehmsten Bemühungen dahin giengen, daß er das Commando im Kriege gegen den Mithridates erhalten möchte. Hierbey stand ihm Marius im Wege, welcher aus einer unsinnigen Ruhmbegierde, einer Leidenschaft, die mit dem Alter nicht abnimmt, selbst darnach trachtete. Er hatte aus Alter und Unbehüflichkeit seines Körpers das Commando in dem nahen Kriege mit den Bundesgenossen niedergelegt,

und wollte nun entferntere Kriege jenseits des Meers führen. Er machte sich die Abwesenheit des Sylla zu nutze, welcher ins Lager gegangen war, um einige noch übrige Geschäfte bey der Armee abzuthun, und bewirkte indessen jenen so verderblichen Aufruhr in Rom, der den Römern mehr schadete als alle andere Feinde zusammen.

Diese schrecklichen Schicksale wurden durch einige höhere Vorbedeutungen angezeigt. Aus den Spiessen, auf welchen die Fahnen getragen wurden, sprang von freyen Stücken Feuer hervor, welches kaum gelöscht werden konnte. Drey Raben frassen vor vieler Menschen Augen ihre Jungen auf, und trugen die Ueberbleibsel davon wieder ins Nest zurück. Die Mäuse nagten an dem im Tempel niedergelegten Golde, die Tempelhüter fiengen eine davon in einer Mäusefalle, sie bekam in der Falle fünf Junge, und fraß drey davon auf. Das größte Wunderzeichen aber war dieses, daß man bey wolkenlosen klaren Himmel aus der Luft den Schall einer Trompete hörte, der so stark und dabey so traurig klang, daß jedermann darüber in Erstaunen und Schrecken gerieth. Die verständigsten hetrurischen Wahrsager gaben die Erklärung, daß durch diese Erscheinung ein neues Menschengeschlecht und eine Weltänderung angedeutet würde. Es giebt, ihrer Meynungen nach, in allem acht Menschengeschlechter, welche in ihrer ganzen Lebensart und ihren Sitten von einander verschieden sind. Jedem von diesem Menschengeschlechte ist eine gewisse Zeit der Dauer bestimmt, welche sich mit der Periode eines grossen Jahrs schließt. Wenn diese zu Ende geht, und eine neue Periode

anheben soll, so erscheint immer am Himmel oder auf der Erde ein Wunderzeichen, woraus diejenigen, welche dergleichen Dinge verstehen und darauf Achtung geben, sogleich schliessen können, daß ein neues Menschengeschlecht von ganz verschiedener Lebensart und andern Sitten gebohren sey, für welche die Götter mehr oder weniger Vorsorge tragen als vor die vorigen. Sie behaupten ferner, daß bey einer solchen Abwechselung des Menschengeschlechts unter andern grossen Veränderungen auch die Wahrsagerkunst entweder in grössere Hochachtung komme, weil die Propheten aus den ihnen von den Göttern gegebenen sichern und deutlichen Zeichen mit Zuverläßigkeit weissagen könnten, oder auch bey einem andern Menschengeschlechte in Abnahme gerathe, weil alsdenn nur aus schlechten und dunkeln Zeichen die künftigen Begebenheiten nach eigenem Gutdünken müßten geweissagt werden. Diese Gedanken und Lehren äußerten damals die geschicktesten hetrurischen Wahrsager, von denen man glaubte, daß sie mehr als die andern verstünden. Als der Senat in dem Tempel der Bellona sich versammelt hatte, und wegen dieser Wunderzeichen die Wahrsager befragte, kam ein Sperling vor aller Augen in den Tempel geflogen, und hielt eine Heuschrecke im Schnabel, von welcher er ein Stück fallen ließ, und mit dem andern Stücke wieder davon flog. Die Zeichendeuter erklärten dieses so, daß daraus ein tumultuarischer Streit zwischen den Einwohnern auf dem Lande und denen in der Stadt zu befürchten sey, weil diese durch ihre unruhige Schwatzhaftigkeit den Sperlingen, und jene durch ihren Aufenthalt auf dem Lande den Heuschre-

cken, die sich auf dem Lande aufhielten, ähnlich wären.

Marius nahm den Tribun Sulpitius zu seinem Hülfsgenossen an, einen Menschen, der es in den ärgsten Bosheiten allen so sehr zuvorthat, daß man nicht fragen durfte, wenn er an Bosheit, sondern in welcher Art von Bosheit er sich selbst übertraf. Denn Grausamkeit, Verwegenheit, Habsucht waren in ihm vereinigt, und alle Arten von schändlichen Streichen und Verbrechen ihm eigen. Er verkaufte das römische Bürgerrecht den Freygelassenen und fremden Einwohnern zu Rom ganz öffentlich, und zählte das Geld, das er davor empfieng, ganz öffentlich auf einem Tische, der mitten auf dem Markte stund. Er hielt sich dreytausend Mann, die mit Schwerdtern bewafnet waren, zu seiner Bedeckung, und hatte immer eine Menge junge Ritter bey sich, die zu allen bereit waren, und die er den Gegensenat nannte. Er machte ein Gesetz, daß kein Senator über zweytausend Drachmen schuldig seyn sollte, *) und hinterließ doch selbst nach seinem Tode drey Millionen Drachmen Schulden. **)

Dieser Mann wurde vom Marius zur Verführung des Volks gebraucht. Er brachte alles in Verwirrung, und machte mit Gewalt der Waffen viele schädliche Gesetze, unter denen auch eines dem Marius die Feldherrnstelle im Kriege wider den Mithridates ertheilte. Die Consuln liessen deswegen einen Stillstand aller öffentlichen Geschäfte publiciren.

Sul-

*) 250 Rthlr.

**) 375,000 Rthlr.

Sulpitius aber überfiel sie, als sie eine Versammlung des Senats in dem Tempel des Castor und Pollux hielten, mit einem Haufen zusammengelaufenen Volks, und brachte eine Menge Menschen, und selbst den Sohn des Consuls Pompejus, auf öffentlichem Markte um, der Consul rettete sich noch mit der Flucht. Sylla, als der andre Consul, wurde in das Haus des Marius getrieben, und dort gezwungen, daß er wieder auf öffentlichem Markte den publicirten Stillstand der öffentlichen Geschäfte aufheben mußte. Darauf setzte Sulpitius den Pompejus von dem Consulate ab, dem Sylla aber nahm er doch das Consulat nicht, sondern nur die ertheilte Feldherrnstelle wider den Mithridates, welche er dem Marius ertheilte. Es wurden sogleich einige Obersten nach Nola zur Armee abgeschickt, die die Truppen übernehmen, und dem Marius übergeben sollten.

Allein Sylla entfloh und kam eher als sie im Lager an. Die Soldaten wurden über die Nachricht von der Begebenheit zu Rom so ergrimmt, daß sie die abgeschickten Obersten zu Tode steinigten. Dagegen ließ Marius in Rom die Freunde des Sylla umbringen, und ihre Häuser plündern. Es veränderten nun eine Menge Menschen ihren Aufenthalt, viele flohen aus Rom ins Lager, viele aus dem Lager in die Stadt. Der Senat war seiner selbst nicht mächtig, sondern mußte den Befehlen des Marius und Sulpitius gehorchen. Er schickte auf erhaltene Nachricht, daß Sylla mit der Armee gegen Rom anrückte, zwey Prätoren, Brutus und Servilius, an ihn ab, mit dem Befehle, sich der Stadt nicht weiter zu nähern. Die freye gebieterische Sprache,

die sie gegen den Sylla führten, brachten die Soldaten so auf, daß sie über sie herfielen und sie umbringen wollten. Sie zerbrachen ihnen ihre Fasces, rissen ihnen ihre Purpurröcke vom Leibe, und schickten sie mit den größten Beschimpfungen nach Rom zurück. Hier kündigten sie selbst durch ihren traurigen Anblick und durch die erlittene schimpfliche Beraubung ihrer obrigkeitlichen Ehrenzeichen eine so heftige Empörung an, die nicht mehr abgewendet werden konnte.

Marius rüstete sich daher mit seiner Parthey zum Widerstande. Sylla kam nebst dem andern Consul mit sechs vollständigen Legionen von Nola gegen Rom an. Seine Truppen waren bereit, die Stadt sogleich anzugreifen, er selbst aber wankte in seinem Entschlusse, und furchte sich vor der Gefahr dabey. Aber sein Wahrsager, Postumius, der in dem Opfer, welches Sylla deswegen hielt, glückliche Vorbedeutungen fand, bat den Sylla mit ausgestreckten Händen, sein Vorhaben auszuführen, und erbot sich, so lange gebunden und gefangen zu seyn, bis er die Gegenparthey geschlagen, und die härteste Todesstrafe auszustehen, wenn nicht alles sehr bald einen glücklichen Ausgang gewänne. Es soll auch dem Sylla selbst die Göttin, deren Dienst die Römer von den Kappadociern erlernt hatten, und welche entweder die Luna oder Minerva, oder Bellona ist, im Traume erschienen seyn, und ihm einen Donnerkeil in die Hand gegeben haben, mit dem Befehle, seine Feinde, die sie ihm alle nannte, damit niederzuschlagen, und es kam ihm dabey vor, als wenn auch alle davon getroffen niederfielen und verschwänden. Diese

Erscheinung, die er den Tag darauf seinem Mitconsul erzehlte, machte ihm so viel Muth, daß er grade auf Rom anrückte.

Unterwegens kamen ihnen bey dem Flecken Pictä Abgeordnete aus der Stadt entgegen, welche ihn baten, Rom nicht sogleich mit der Gewalt der Waffen anzugreifen, weil der Senat sich entschlossen hätte, ihm alle Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Er versprach den Abgeordneten, sich nicht der Stadt weiter zu nähern, sondern da, wo er stand, ein Lager aufzuschlagen, und befahl auch seinen Officieren, nach gewöhnlicher Art ein Lager abstechen zu lassen. Wie aber die Abgeordneten, die diesem Versprechen trauten, sich wieder wegbegeben hatten, so schickte er sogleich den Lucius Basillus und Cajus Mummius mit einem Corps Truppen voraus gegen Rom, welche das Thor und die Mauer am äsquilinischen Hügel einnehmen sollten. Er selbst folgte mit der Armee schleunig nach. Basillus eroberte zwar dieß Thor und drang in die Stadt ein, aber die Menge des Pöbels, die keine Waffen gleich hatte, stieg auf die Dächer, und warf so viele Steine und Ziegel auf seine Soldaten herab, daß sie nicht weiter fortrücken konnten, und sich wieder mußten an die Mauer zurückziehn. Unterdessen kam Sylla selbst an. Er schrie seinen Truppen zu, da er sahe was vorgieng, sie sollten die Häuser in Brand stecken, gieng selbst mit einer brennenden Fackel voran, und befahl seinen Schützen, angezündete Wurfspiesse auf die Dächer zu werfen. Die Leidenschaft der Rache hatte sich seiner so sehr bemächtiget, daß er ohne Ueberlegung sich ihr ganz überließ, bloß

auf seine Feinde sah, und an seine Freunde und Anverwandten gar nicht dachte, und ohne die geringste Schonung durch Flammen und Feuer, das die Unschuldigen mit den Schuldigen traf, in die Stadt Rom drang. Marius wurde durch die einbrechende Gewalt bis an den Tempel der Erde getrieben: er ließ durch einen öffentlichen Ausruf allen Sclaven die Freyheit versprechen, die für ihn die Waffen ergreifen würden, aber er wurde von der Macht der Feinde überwältigt, und entfloh aus der Stadt.

Sylla versammelte den Senat, und verdammte den Marius mit einigen wenigen von seinem Anhange zum Tode, unter welchen der Tribun Sulpitius war, welcher von einem ungetreuen Sclaven verrathen und umgebracht wurde. Sylla schenkte diesem Sclaven die Freyheit, ließ ihn aber in der Folge vom tarpejischen Felsen herabstürtzen. Er setzte einen Preis auf des Marius Kopf, wobey er aber weder politisch noch dankbar handelte, da er kurze Zeit vorher in dem Hause des Marius, in dessen Gewalt gewesen war, und von ihm sicher war entlassen worden, da doch Marius, wenn er den Sylla dem Sulpitius Preis gegeben, durch des Sylla Tod die Oberherrschaft sich gesichert hätte. Allein er schonte ihn, und wenige Tage darauf, da er in dem nämlichen Verhältnisse gegen den Sylla war, erhielt er nicht gleiche Begegnung. Sylla zog sich auch durch dieses Verfahren das geheime Mißvergnügen des Senats, und einen Unwillen des Volks zu, der durch öffentliche Thathandlungen bewiesen wurde. Denn er schlug dem Nonius, seiner Schwester Sohn, und

dem Servius, die er zu unterstützen suchte, die consularischen Aemter, um welche sie sich bewarben, auf eine schimpfliche Art ab, und ertheilte sie solchen Personen, deren Erhöhung, wie man glaubte, dem Sylla mißfällig war. Er stellte sich aber darüber vergnügt an, und gab vor, das römische Volk zeige nun, daß es durch ihn seine Freyheit wieder erhalten habe, und thun könne, was es wolle. Um den Haß des Volks zu besänftigen, ernannte er auch einen von der Gegenparthey, Lucius Cinna, zum Consul, nachdem er sich von demselben die höchsten eydlichen Versicherungen hatte geben lassen, daß er ihm in nichts entgegen seyn wollte. Cinna leistete auf dem Capitolium in Gegenwart vieler Menschen deswegen einen Eydschwur, wobey er einen Stein in der Hand hielt, und sich verwünschte, gleich dem Steine, den er aus der Hand herab auf die Erde warf, aus der Stadt geworfen zu werden, wenn er nicht gegen den Sylla Treue und Glauben hielte. Allein, sobald er das Consulat übernommen hatte, versuchte er die bisherigen Staatsverordnungen zu verändern, und brachte auch einen von den Tribunen, Namens Virginius, dahin, daß er gegen den Sylla eine öffentliche Klage anbrachte. Sylla aber gieng, ohne auf die Klage und das Gericht darüber zu achten, gegen den Mithridates zu Felde.

Man erzehlt, daß um eben die Zeit, da Sylla mit seiner Flotte von Italien absegelte, Mithridates, der sich damals in Pergamus aufhielt, verschiedene üble Vorbedeutungen gehabt habe, und unter andern die Siegesgöttin, welche mit einer Krone in einem Schauplatze durch Maschinen auf den

Mithridates von oben herabgelassen wurde, eben als sie mit der Krone sein Haupt berühren wollen, zerbrochen, und nebst der Krone in Stücken auf den Boden gefallen sey, worüber das im Schauplatze versammelte Volk erschrocken, und Mithridates selbst mißmüthig geworden sey, ob ihm gleich damals noch alles über seine Erwartung glücklich von statten gieng. Denn er hatte den Römern ihre asiatischen Provinzen und den Königen von Bithynien und Kappadocien ihre Länder entrissen, und hielt sich damals in Pergamus auf, wo er seinen Freunden Reichthümer, Ländereyen und Herrschaften austheilte. Von seinen beyden Söhnen regierte der eine in ungestörter Ruhe im Pontus und am Bosphorus, welches das Erbreich des Mithridates war, und sich bis an die Wüsteneyen am mäotischen See erstreckte. Der andre Prinz, Ariarathes, unterwarf sich an der Spitze einer grossen Armee Thracien und Macedonien. Die Feldherren des Mithridates eroberten mit besondern Corps andere Oerter, und der vornehmste von ihnen, Archelaus, behauptete mit seiner Flotte die Oberherrschaft auf dem Meere, und hatte die cykladischen und andere um das Vorgebürge Malea herumliegenden Inseln nebst Euböa erobert.

Archelaus hatte von Athen aus bis nach Thessalien alle Völkerschaften Griechenlands den Römern entzogen, und nur bey Chäronea einigen Verlust erlitten, wo sich ihm Brutius Sura, der Legat des macedonischen Staathalters Sentius, ein Mann von vorzüglicher Klugheit und Herzhaftigkeit entgegenstellte, und den reissenden Lauf seiner Eroberungen in Böotien aufhielt. Er schlug den Archelaus in dreyen Schlach-

ten bey Chäronea, und trieb ihn wieder auf seine Schife zurück. Aber er mußte auf erhaltenen Befehl vom Lucius Lucullus die Fortsetzung des Krieges dem Sylla, dem sie vom römischen Senate aufgetragen war, zu überlassen, sich aus Böotien wieder zurück zum Sentius ziehen, eben da ihm alles nach Wunsch von statten gieng, und durch sein gutes Betragen Griechenland zu einem Bündnisse mit den Römern und Abfalle vom Mithridates geneigt war. Uebrigens waren dieß die vorzüglichsten Thaten, durch welche sich Brutius Sura berühmt machte.

Die andern griechischen Städte unterwarfen sich dem Sylla gleich bey seiner Ankunft in Griechenland durch Abgeordnete, und baten ihn um Besatzung: nur Athen wurde durch den Aristion, der die Oberherrschaft in der Stadt an sich gerissen hatte, gezwungen, der Parthey des Königs Mithridates ergeben zu bleiben. Sylla rückte mit seiner ganzen Kriegsmacht davor, schloß den Hafen Piräus ein, und brauchte alle nur mögliche Kriegsmaschinen, und versuchte alle mögliche Angriffe. Er hätte, wenn er nur einige Zeit hätte warten wollen, die obere Stadt ohne grosse Gefahr einbekommen, weil sie schon in die äusserste Hungersnoth gerathen war, allein er wollte gern wieder bald nach Rom, weil er dort Staatsrevolutionen besorgte, und er beschleunigte daher den Krieg mit den größten Gefahren, vielen Gefechten, und ungeheuren Kosten. Er brauchte, ausser der andern Munition und Geräthschaften, bloß zu seinen Maschinen täglich zehntausend Maulesel, die beständig in Arbeit waren. Da viele von diesen Maschinen theils durch die Lasten, die sie

tragen mußten, theils durch das feindliche Feuer beschädiget oder zerbrochen wurden, so fehlte es endlich am Holze, und Sylla mußte daher die geheiligten Hayne angreifen: er ließ auch in der Vorstadt Akademia, wo sehr viele Bäume standen, und im Lyceum alle Bäume niederhauen. Um die grossen Summen herbeyzuschaffen, die zu diesem Kriege erfodert wurden, ließ er die in den griechischen Tempeln niedergelegten Schätze wegnehmen, und so wurden aus Epidaurus und Olympia die schönsten und kostbarsten Schätze zu ihm gebracht.

Er schrieb auch an die Amphiktyonen zu Delphos, daß er es für rathsam hielte, die dasigen Schätze des Apollo zu ihm zu senden, weil sie bey ihm sicher wären, und wenn er sie brauchen sollte, würde er ihren Werth vollkommen ersetzen. Er schickte in dieser Absicht einen seiner Freunde, Kaphis, einen Phocenser, dahin, welcher sich alles nach dem Gewichte abgewogen, sollte überliefern lassen. Kaphis machte sich Bedenken, wie er zu Delphos angekommen war, die heiligen Schätze anzugreifen, und bedauerte bey dem vielfältigen Bitten der Amphiktyonen mit Thränen, daß er dazu gezwungen sey. Da indessen einige vorgaben, daß sie den Apollo im innersten Tempel auf der Cither spielen hörten, so meldete dieses Kaphis sogleich dem Sylla, entweder weil er es wirklich glaubte, oder weil er dem Sylla eine abergläubische Furcht beybringen wollte. Allein Sylla spottete nur darüber, und schrieb dem Kaphis zurück, er wundre sich, daß Kaphis nicht so viel verstünde, daß das Spielen auf der Cither die Freude und nicht das Mißvergnügen des

Apollo anzeige, er solle also nur getrost die Delphischen Schätze übernehmen, da der Gott sie ihm selber mit Freuden gäbe. Die Schätze wurden insgesammt heimlich dem Sylla überschickt, ohne daß die Griechen sie sahen, das silberne Faß ausgenommen, welches noch von den Geschenken der alten Könige übrig war. Weil dieses wegen seiner Schwere und Grösse nicht fortgebracht werden konnte, mußten es die Amphiktyonen in Stücke schlagen.

Dieß Schicksal erinnerte sie an den Titus Flamininus, Manius Aquilius und Aemilius Paulus, von denen der eine den Antiochus aus Griechenland getrieben, und die beyden andern die macedonischen Könige besiegt hatten, die insgesamt nicht nur die heiligen Oerter in Griechenland geschont, sondern ihnen noch dazu viel Ehrerbiethung erwiesen, und selbst Geschenke gegeben hatten. Allein diese Männer waren nach den Gesetzen zu Feldherren über Truppen gesetzt, welche gute Ordnung und genaue Disciplin zu halten gelernt hatten, und sie selbst waren ihrer Denkungsart nach Könige, und ihrem Aufwande nach gemeine Bürger, begnügten sich mit den mäßigen ihnen bestimmten Einkünften, und hielten es für schändlicher, ihren Soldaten zu schmeicheln, als sich vor den Feinden zu fürchten. Die Feldherren hingegen zu des Sylla Zeiten, welche ihre Stellen nicht durch Verdienst sondern durch Gewalt erhielten, und die ihre Waffen mehr wider sich selbst als wider die Feinde brauchten, wurden gezwungen den Soldaten zu schmeicheln. Sie erkauften durch das, was sie den Soldaten zu ihrer Verschwendung gaben, die Dienste derselben, ohne zu

bedenken, daß sie dadurch ihr ganzes Vaterland feil machten, und Sklaven von schlechten Menschen wurden, um über bessere zu herrschen. Auf solche Art wurde Marius aus Rom getrieben, und wieder gegen den Sylla nach Rom zurückgebracht: auf solche Art wurde Octavius vom Cinna, und Flaccus vom Fimbria ermordet. Sylla hatte zu diesen Unordnungen die meiste Gelegenheit gegeben, da er die Soldaten der gegenseitigen Partheyen durch Bestechungen auf seine Seite gebracht, und gegen die unter seinem Commando bis zur Verschwendung freygebig gewesen war, wodurch er die andern Soldaten zur Verrätherey und die seinigen zur Ueppigkeit verführt hatte. Daher hatte er auch immer viel Geld nöthig, und besonders bey der Belagerung von Athen.

Er hatte eine heftige unaufhaltbare Begierde diese Stadt einzunehmen, entweder aus Ehrgeitz wider den Schatten des alten Ruhms dieser Stadt zu fechten, oder aus Rachsucht über die groben Verhöhnungen, mit welchen der Tyrann Aristion beständig von der Mauer herab ihn selbst, und seine Gemahlin Metella beschimpfte. Dieser Aristion, der gleichsam aus Frechheit und Grausamkeit zusammengesetzt war, vereinigte in sich, wie in einem Zusammenflusse, alle fehlerhaften Eigenschaften des Mithridates. Er versetzte die Stadt Athen, die sich aus so vielen Kriegen, so vielen Tyranneyen und Empörungen gerettet hatte, gleichsam in eine tödtliche Krankheit, in die äusserste Gefahr. Die Hungersnoth wurde so groß, daß ein Scheffel Korn tausend Drachmen galt, und die Einwohner das

um das Schloß herum wachsende Mutterkraut assen, und das Leder von ihren Schuhen und Schläuchen kochten, da indessen Aristion täglich im Ueberflusse von Essen und Trinken lebte, und über die Feinde mit komischer Lustbarkeit lachte und spottete. Er achtete nichts darauf, daß die heilige Lampe in dem Tempel der Minerva aus Mangel an Oel verlöschte. Der Oberpriesterin, die ihn um ein halbes Maaß Korn bat, schickte er dafür Pfeffer. Die Senatoren und Priester, die ihn fußfällig baten, sich der Stadt zu erbarmen, und mit dem Sylla zu capituliren, jagte er mit Pfeilen von sich weg. Endlich wurde er zwar mit Mühe dahin gebracht, daß er zwey oder drey von seinen Trinkbrüdern mit Vorschlägen an den Sylla sandte, allein an die eigentliche Errettung der Stadt wurde dabey nicht gedacht, sondern viele Prahlerey vom Theseus und Eumolpus an bis auf die Siege gegen die Perser vorgebracht, so daß Sylla zu den Abgesandten sagte: „Packt euch, ihr Narren, mit euren Reden nach Hause: ich bin nicht von den Römern nach Athen geschickt, um die Redekunst zu lernen, sondern um die Empörer zu bestrafen.“

Indessen sollen einige Soldaten des Sylla etliche alte Athenienser haben mit einander sprechen und auf den Tyrannen schimpfen hören, daß er den Ort bey Heptakalchos an der Mauer, wo ein feindlicher Angriff so leicht sey, und wo es den Feinden am ersten noch möglich sey die Stadt zu ersteigen, nicht besetzt habe. Die Soldaten benachrichtigten den Sylla von diesem Gespräche. Er hielt es sei=

ner Aufmerksamkeit werth, und besahe in der Nacht den Ort, den er so fand, daß er leicht einzunehmen war, und ließ Sturm laufen. Marcus Tejus war, wie Sylla selbst in seinen Nachrichten erzehlt, der erste auf der Mauer, und behauptete, ohne zu weichen, seinen Platz, ob er gleich sein Schwerdt durch einen heftigen Hieb auf den Helm eines Feindes zerbrochen hatte.

Die Stadt wurde also an dem Orte erstiegen, wo es die vorerwähnten alten Athenienser vermuthet hatten. Sylla ließ die Mauer zwischen den piräischen und heiligen Thore niederreissen, und drang um Mitternacht mit einem erschrecklichen Lärmen unter dem Schalle vieler Trompeten und Hörner und dem ungestümen Feldgeschrey seiner Soldaten in die Stadt. Sie nutzten die Freyheit zu plündern und zu tödten, liefen durch die Gassen mit gezogenen Schwerdtern, und richteten ein solches Blutbad an, daß man die Getödteten gar nicht zehlen konnte, sondern ihre Menge nur nach dem Orte, bis wohin das Blut lief, beurtheilen kann. Denn ohne diejenigen zu rechnen, die in den andern Theilen der Stadt umgebracht wurden, war das Morden auf dem Markte so groß, daß das Blut den ganzen Ceramicus bis an Dipylon überschwemmte, und, wie viele erzehlen, durch die Thore bis in die Vorstadt strömte. Und fast eben so viele, als auf diese Art umkamen, tödteten sich aus Jammer und Schmerz über ihr Vaterland, das sie nun für ganz verloren hielten, selbst. Denn die allgemeine Meynung, daß man vom Sylla weder Menschenliebe noch Mäßigung erwarten könne, brachte auch die

rechtschaffensten Männer zur Verzweiflung. Allein die Fürbitten, welche theils Midias und Kalliphon, die von dem Tyrannen waren aus Athen vertrieben worden, fußfällig für die Erhaltung der Stadt thaten, und theils die damit verbundenen Fürbitten der römischen Senatoren, die sich bey der Armee befanden, wirkten auf den Sylla so viel, daß er seine Rachsucht stillte, und, mit vielem Lobe der alten ehemaligen Athenienser, sich erklärte, er wolle viele um weniger willen, und die lebendigen wegen der verstorbenen Athenienser schonen. Er eroberte, wie er selbst in seinen Nachrichten meldet, die Stadt Athen am ersten Merz, welcher Tag der erste des Monats Anthesterion ist, an welchem die Athenienser mit vielen Ceremonien das Andenken jenes verderblichen Schadens begehen, der durch die grosse Wasserfluth zu eben der Jahrszeit angerichtet wurde.

Der Tyrann entfloh, da die Stadt erobert wurde, auf das Schloß, wovon Sylla dem Curio die Belagerung auftrug. Er hielt sich eine gute Zeit, bis ihn der Mangel am Wasser nöthigte, sich zu ergeben. Die Götter erklärten ihren Beyfall darüber durch die besondere Begebenheit, daß an eben dem Tage, und in der nämlichen Stunde, da Curio den Tyrann in die Stadt gefangen führte, sich der Himmel mit Wolken bezog, und ein starker Regenguß das Schloß mit Wasser erfüllte. Kurze Zeit darauf eroberte Sylla auch den Piräus, und richtete darinnen die meisten und herrlichsten Werke zu Grunde, unter denen auch das von Philo angelegte bewundernswürdige Arsenal war.

Inzwischen rückte der General des Mithridates, Taxiles, aus Thracien und Macedonien mit einer Kriegsmacht an, welche aus hunderttausend Mann zu Fuß, zehntausend Mann zu Pferde, und neunzig Sichelwagen bestand. Er rief den Archelaus zur Hülfe. Dieser lag mit seiner Flotte noch bey Munichion, und wollte weder seine Stellung auf dem Meere verlassen, noch sich mit den Römern schlagen, sondern der Krieg in die Länge ziehen, und die Zufuhr abschneiden. Sylla war aber dabey scharfsichtiger als er, und zog aus den unfruchtbaren Gegenden, die nicht einmal im Frieden zur Unterhaltung der Einwohner hinreichend waren, nach Böotien. Einige glaubten zwar, er habe einen Fehler begangen, daß er das unebene und für die Reuterey unbequeme Attica verlassen, und sich in die weiten Ebenen Böotiens gezogen hätte, da er doch gewußt, daß die Stärke der Feinde in ihrer Reuterey und den Sichelwagen bestünde. Aber er würde durch Mangel und Hunger genöthigt, wie schon gedacht, diese Gegenden zu verlassen, und eine Schlacht auf alle Fälle zu wagen. Zudem war er noch wegen des Schicksals des Hortensius, eines tapfern und geschickten Officiers, besorgt, welcher ihm mit einem Corps Truppen aus Thessalien zu Hülfe kam, und dem die Feinde in den Defileen auflauerten. Diese Umstände bewogen den Sylla nach Böotien zu gehen. Indessen hintergieng Kaphis, ein Phocenser, die Feinde, und führte den Hortensius auf andern Wegen über den Parnaß nach Tithora, welches damals zwar noch keine so grosse Stadt war wie jetzt, aber ein festes Schloß auf einem steilen Felsen, in welches schon

ehedem die Phocenser bey dem Einfalle des Xerxes geflüchtet, und da sich erhalten hatten. Hier lagerte sich Hortensius, trieb den Tag über die Feinde, die ihn angriffen, zurück, und marschirte des Nachts durch beschwerliche Wege nach Patronis, wo sich Sylla, der ihm entgegen gezogen war, mit ihm vereinigte.

Nach Vereinigung der Truppen besetzten sie eine Anhöhe mitten auf den eleatischen Feldern, die fruchtbar und mit Bäumen besetzt war, an deren Fusse reichliches Wasser floß. Sylla rühmt die Lage und Beschaffenheit dieses Hügels, der den Namen Philobööt führt, in seinen Nachrichten ungemein. Er lagerte sich darauf, und zeigte dadurch den Feinden, die sein Lager übersehen konnten, seine Schwäche, denn er hatte nicht mehr als funfzehnhundert Mann Reuterey, und nicht völlig funfzehntausend Mann Fußvolk.

Die andern Generale drangen daher in den Archelaus, sich mit den Römern zu schlagen. Sie stellten ihre Armee in Schlachtordnung, und erfüllten die ganze Ebene mit ihren Wagen, Pferden und Waffen. Die Luft konnte kaum das Lärmen und Geschrey von so vielen Völkerschaften, die sich in Bewegung setzten, ertragen. Und die prächtigen und glänzenden Rüstungen thaten auch ihre Wirkung, und setzten die Römer in Schrecken; denn die mit Gold und Silber kostbar geschmückten Waffen, und die Farben der medischen und scythischen Röcke, die durch den Schein des Erztes und Eisens, der darauf fiel, noch heller glänzten, verursachten, wenn die Armee sich bewegte, einen blitzenden fürchterlichen Anblick. Die Römer blieben furchtsam hin=

ter ihrem Walle, und Sylla war nicht vermögend, ihnen auf irgend eine Art ihre Furcht zu benehmen. Da er sie bey ihrer Bestürzung nicht mit Gewalt zum Fechten treiben wollte, so verhielt er sich ruhig, und setzte sich ungern den Frechheiten und Hohngelächtern der Barbaren aus.

Aber eben dieß gereichte ihm nachher zum größten Vortheile. Die Feinde vernachläßigten aus Verachtung der Römer die gute Ordnung in ihrem Lager, sie waren ohnehin, weil mehrere Generale commandirten, nicht zur Mannszucht geneigt, und nur wenige blieben im Lager. Die meisten zerstreuten sich aus Begierde zu rauben und zu plündern viele Tagereisen von der Hauptarmee weg, bey welchen Umständen auch, ohne den Befehl eines Generals, Panope zerstört, und Lebadia nebst dem Orakeltempel ausgeplündert wurde.

Sylla, der über die Frechheit, mit welcher vor seinen Augen die Städte zerstört wurden, höchstmißvergnügt war, ließ seine Soldaten nicht länger müssig rasten, sondern zwang sie, den Fluß Kephisus anderswohin zu leiten, und Graben zu machen, wobey er niemanden Muße ließ, und die Nachlässigen unerbittlich bestrafte. Seine Absicht gieng dahin, daß die Truppen dieser Arbeit möchten überdrüßig und dadurch geneigt werden, lieber zu fechten als zu graben. Er erreichte seinen Zweck. Am dritten Tage baten sie den Sylla, der ihre Arbeiten besahe, mit lautem Geschrey, er solle sie gegen die Feinde führen. Sylla antwortete ihnen, daß sie nicht Lust hätten zu fechten sondern nur keine Lust zu arbeiten, wenn sie aber im Ernst fechten wollten,

so

so sollten sie zu den Waffen greifen, und jenen Ort dort besetzen. Er zeigte ihnen den Ort, wo vordem die Festung der Parapotamier gestanden, jetzt aber nur, nach der Zerstörung der Stadt, ein jäher felsigter Hügel war, der von dem Berge Edylion nur durch die Breite des Flusses Assus getrennt war, welcher unten am Fusse des Hügels in den Kephissus fällt, und dadurch einen so reissenden Lauf bekommt, daß er die Höhe zu einem festen Lagerplatze macht. Daher suchten auch die feindlichen Chalkaspiden diese Höhe einzunehmen, und Sylla, der ihnen darinnen zuvorkommen wollte, erreichte durch die Bereitwilligkeit seiner Truppen seine Absicht, und besetzte den Ort.

Da Archelaus sich von diesem vortheilhaften Posten verdrängt sahe, rückte er gegen Chäronea zu. Die Chäroneer, welche sich bey dem Sylla befanden, baten ihn, ihre Stadt nicht den Feinden Preis zu geben, und er schickte einen Obersten Gabinius mit einer Legion dahin ab, entließ auch die Chäroneer, die bey ihm waren. Sie eilten dem Gabinius zuvor zu kommen, aber der brave und eifrige Mann kam doch eher in Chäronea zur Errettung der Stadt an als sie, die die Errettung nöthig hatten. Juba sagt, daß nicht Gabinius, sondern Ericius den Chäroneern zu Hülfe geschickt worden sey. Auf diese Art wurde noch unsere Vaterstadt von einer grossen Gefahr befreyt.

Die Römer erhielten indessen von Lebadia und dem Orakel des Trophonius verschiedene glückliche Weissagungen, die ihnen Siege verkündigten, wovon noch die Leute dieser Gegend viel zu erzehlen

wissen. Sylla selbst erzehlte im zehnten Buche seiner Nachrichten, daß ein angesehener römischer Kaufmann, der in Griechenland handelte, Quintius Titius, zu ihm gekommen, da er schon die Schlacht bey Chäronea gewonnen gehabt, und ihm verkündigt hätte, daß ihm das Orakel des Trophonius noch einen zweyten Sieg binnen kurzer Zeit bey eben dem Orte prophezeye. Ferner habe ihm einer seiner Soldaten, Namens Salvenius, von diesem Gotte eine Weissagung wegen des Ausgangs seiner Angelegenheiten in Italien verkündiget. Beyde hätten gleiche Umstände von diesem Orakel erzehlt, daß sie nämlich den Gott gesehen, der an Grösse und Schönheit dem olympischen Jupiter ähnlich gewesen.

Sylla gieng über den Assus bis an den Fuß des Berges Edylion, wo er sich dem Archelaus gegen über lagerte, der sich zwischen den Bergen Akontion und Edylion bey dem Orte Aßia stark verschanzt hatte. Der Platz, wo er sein Lager gehabt, führt noch jetzt den Namen Archelaus von ihm. Sylla blieb nur einen Tag in seiner Stellung, und ließ alsdenn den Murena mit einer Legion und zwey Eskadronen im Lager, um die Feinde zu beunruhigen, er selbst aber gieng an den Fluß Kephisus, wo er ein Opfer brachte, und darauf nach Chäronea zog. Hier übernahm er wieder das da befindliche Corps Truppen, und recognoscirte einen gewissen Ort, den die Feinde vor seiner Ankunft besetzt hatten, der den Namen Thurion hat. Es ist der steile Gipfel eines spitzig zugehenden Berges, welcher Orthopagon heißt. Unten fließt der Bach Morion vorbey, und steht ein Tempel des Apollo Thurius, der von der Thuro,

der Mutter des Chärons, des angeblichen Stifters von Chäronea, diesen Zunamen führt. Einige erzehlen, daß hier dem Kadmus die Kuh, die Apollo Pythius ihm zur Wegweiserin gegeben, erschienen sey, und der Ort davon den Namen habe, weil Thor in der phönicischen Sprache eine Kuh bedeute.

Der Oberste, den Sylla in die Stadt Chäronea gelegt, kam mit seinen Truppen ihm, als er sich der Stadt näherte, in voller Rüstung entgegen, und überreichte ihm einen Lorbeerkranz. Indem Sylla noch seine Soldaten bewillkommete, und sie ermunterte, sich in der bevorstehenden Schlacht tapfer zu halten, traten zwey Männer aus Chäronea, Homoloichus und Anaxidamus, zu ihm, und versprachen, mit einer geringen Mannschaft, die man ihnen geben sollte, die Feinde von Turion zu vertreiben. Denn sie wüßten, sagten sie, einen den Feinden unbekannten Fußsteig, der von dem Orte Petrochus her bey dem Musentempel vorbey auf die höchste Spitze von Thurion führte, wo sie über den Köpfen der Feinde stehen, und sie entweder mit Steinen todtwerfen, oder in die Ebene herabjagen könnten. Auf das gute Zeugniß des Gabinius von der Treue und Tapferkeit dieser beyden Männer, ließ Sylla sie den Versuch machen. Er stellte indessen sein Heer in Schlachtordnung, und die Reuterey an die beyde Flügel, wovon er selbst den rechten commandirte, und den linken dem Murena übergab. Galba und Hortensius, seine beyden Legaten, führten das Hintertreffen an, und standen auf den Anhöhen, um zu verhüten, daß Sylla nicht konnte überflügelt werden, denn man hatte wahrgenom-

men, daß die Feinde ihre zahlreiche leichte Reuterey an die Flügel gestellt hatten, um mit diesen behenden Truppen durch eine weitere Ausdehnung und Wendung den Römern in die Flanke zu fallen.

Indessen waren die Chäroneer, die den Hirtius zum Anführer bekommen hatten, ohne von den Feinden bemerkt zu werden, auf Thurion herangekommen, und hatten die Feinde in solche Verwirrung gebracht, daß sie auf der übereilten Flucht, die sie ergriffen, meistens einander selbst tödteten, weil sie, ohne Stillstand zu machen, den Berg herabstürzten, und theils in ihre eigene Spiesse fielen, theils einander im Drängen selbst herabwarfen, indem die Römer von oben her in ihre Rücken haueten, so daß dreytausend Feinde bey Turion umkamen. Ein Theil der Flüchtigen wurde vom Murena, der schon in Schlachtordnung stand, von den andern abgeschnitten und getödtet, der andre drang mit solchem Ungestüm und Unordnung in seine eigene Truppen, die im Lager standen, daß sie größtentheils in Furcht und Verwirrung kamen, und die Generale hinderten, die Truppen zu formiren, welches ihnen den größten Schaden that.

Sylla führte sogleich seine Truppen in aller Eile auf die in Unordnung befindlichen Feinde an, und durch die Geschwindigkeit, mit welcher er den Zwischenraum zurücklegte, verhinderte er die Wirkung der Sichelwagen, welche erst durch einen langen Lauf Stärke gewinnen, indem sie im Fortrennen eine reissende Schnelligkeit bekommen, bey einem kurzen Laufe aber ohne große Wirkung sind, wie Pfeile, die von einer schlaffen Sehne losge-

drückt werden. Dieß war damals der Fall. Die anfänglich langsam gehenden, und ganz schwach die Römer angreifenden Wagen wurden von ihnen mit Lärmen und Gelächter weggetrieben, und sie verlangten spottweise, als wie auf den Schauplätzen der Rennspiele zu Rom, neue Rennwagen.

Darauf geriethen die beyderseitigen Fußvölker auf einander. Die Feinde suchten mit ihren vorgestreckten langen Lanzen in dicht geschlossener Reihe ihre Schlachtordnung zu behaupten: aber die Römer warfen zuerst Wurfspiesse auf sie, und zogen darauf die Schwerdter, mit welchen sie die Lanzen wegschlugen, und mit rauher Heftigkeit angriffen. Denn sie sahen, daß in der vordersten Reihe funfzehntausend Sklaven standen, welche die königlichen Generale in den griechischen Städten unter öffentlich versprochener Freyheit angeworben, und unter das Fußvolk in Dienste genommen hatten. Daher sagte auch ein römischer Hauptmann, so viel er wisse, hätten die Sklaven ja nur im Saturnalienfeste Freyheit. Diese Reihen Sklaven, die sehr hoch und dichte standen, hielten sich wider ihre Gewohnheit sehr tapfer, und wurden mit Mühe durch die Pfeile und Schleudersteine des zweyten römischen Treffens in Unordnung und zur Flucht gebracht.

Archelaus dehnte darauf seinen rechten Flügel aus, um die Römer zu überflügeln. Hortensius ließ seine beyden Eskadronen in aller Eile auf ihn losgehen, um ihn in der Flanke anzugreifen, da sich aber Archelaus schnell wandte, und mit seinen zweytausend Reutern den Hortensius angrif, so wurde dieser von der Menge in die Enge getrieben, und

zog sich wieder gegen die Berge, wodurch er sich allmählig von der Armee trennte, und von den Feinden umringt wurde. Sylla aber rückte sogleich, als er davon Nachricht bekam, von seinem rechten Flügel, der noch nicht zum Treffen gekommen war, ihm zu Hülfe. Archelaus, der aus dem vielen Staube vermuthete was vorgieng, wandte sich vom Hortensius weg gegen den rechten Flügel zu, den Sylla verlassen hatte, und den er also, da er ohne den Feldherrn war, leicht hoffte über den Haufen zu werfen.

Zugleich grif auch Taxilles mit den Chalkaspiden den Murena an, wobey von beyden Seiten ein so entsetzliches Geschrey erhoben wurde, daß die Gebürge ringsherum davon ertönten. Sylla war eine Zeitlang unschlüßig, auf welche Seite er sich wenden sollte, endlich entschloß er sich, wieder nach seinen Flügel sich zu begeben, und schickte dem Murena den Hortensius mit vier Eskadronen zu Hülfe, er selbst aber gieng mit der fünften zu seinem rechten Flügel, der schon dem Archelaus tapfern Widerstand leistete, durch seine Ankunft aber neue Kräfte bekam, und die Feinde völlig in die Flucht schlug. Die in Verwirrung flüchtenden Feinde wurden bis an den Fluß und an den Berg Akontion verfolgt.

Sylla vergaß dabey nicht die Gefahr, in der sich Murena befand. Er eilte ihm zu Hülfe zu kommen. Aber Murena hatte indessen auch schon gesiegt, und Sylla nahm nur an der Verfolgung der Feinde Antheil. Es wurden eine grosse Menge auf der Ebene getödtet, noch mehr wurden vor dem Lager, in welches sie fliehen wollten, niedergehauen. Nicht mehr

als zehntausend Mann kamen von der so zahlreichen Armee in Chalcis an, Sylla hingegen vermißte, wie er selbst erzehlt, bey seiner Armee nur vierzehn Mann, von denen noch gegen Abend sich zwey wiederfanden.

Wegen dieses unglaublich geringen Verlusts widmete er auch seine Trophäen dem Mars, der Siegesgöttin und der Venus, um anzuzeigen, daß er seinen Sieg eben so sehr dem Glücke als der Klugheit und Tapferkeit zu verdanken habe. Ein Trophäum ließ er auf dem Schlachtfelde errichten, an dem Orte, wo zuerst Archelaus gewichen war, und bis an den Fluß Molus sich zurückgezogen hatte. Ein zweytes Trophäum wurde auf den Gipfel des Berges Thurion errichtet, wo die Feinde waren von hinten zu und an den Seiten angegriffen worden, und auf demselben wurde in griechischer Sprache die Tapferkeit des Homoloihus und des Anaxidamus gerühmt. Das Siegesfest wegen dieser Schlacht feyerte Sylla zu Theben, und zu den Lustspielen dabey ließ er einen Schauplatz bey dem Brunnen des Oedipus zurecht machen, zu Richtern bey Austheilung der Preise ließ er Griechen aus andern griechischen Städten kommen, weil er gegen die Thebaner einen unversöhnlichen Haß hatte. Er nahm ihnen auch die Hälfte ihrer Ländereyen, und weihte sie dem Apollo und Jupiter, von deren Einkünften die Götter diejenigen Gelder wieder bekommen sollen, die er aus ihren Tempeln genommen hatte.

Bald darauf erfuhr Sylla, daß Flaccus von der Gegenparthey in Rom zum Consul erwählt worden, und mit einer Armee über das jonische Meer käme, dem Vorgeben nach gegen den Mithridates,

eigentlich aber gegen ihn zu Felde zu ziehn. Er rückte daher nach Thessalien, um ihm entgegen zu gehen. Als er aber bey der Stadt Melitra angekommen war, liefen von allen Orten her Nachrichten ein, daß die Gegenden, die er verlassen, von einer eben so starken königlichen Armee, als die vorige gewesen wäre, verwüstet würden: Dorylaus war mit einer grossen Flotte in Chalcis angekommen, und hatte achtzigtausend Mann der besten und geübtesten Soldaten von der Armee des Mithridates mitgebracht. Er war damit sogleich nach Böotien marschirt, und hatte dieses Land eingenommen. Seine Absicht war, den Sylla zu einer Schlacht zu bringen, zu welcher er grosse Lust hatte, ohne den Vorstellungen, die Archelaus dagegen machte, Gehör zu geben, vielmehr breitete er von der vorigen Schlacht das Gerücht aus, daß so viele tausende nicht ohne Verrätherey hätten umkommen können.

Sylla hingegen kehrte schnell wieder zurück, und zeigte dem Dorylaus auf vielfache Art, daß Archelaus ein einsichtsvoller Mann sey, der die römische Tapferkeit kenne. Dorylaus wurde selbst durch ein Scharmützel, welches bey Thilphosion vorfiel, so umgeändert, daß er nun einer der ersten war, die es auf keine entscheidende Schlacht wollten ankommen lassen, sondern durch die Kosten und die Zeit eines langwierigen Krieges den Sylla aufreiben wollten. Jedoch machte die bequeme Ebene bey Orchomen, wo beyde Heere gegen über sich gelagert hatten, dem Archelaus einen neuen Muth, weil diese Gegend für ein Heer, das an Reuterey dem andern überlegen war, so viele Vortheile hatte. Unter allen

Ebenen in Böotien ist diese die größte und weiteste, die an die Stadt Orchomen stößt. Sie hat keine Bäume, und erstreckt sich bis an die Sümpfe, in welchen sich der Fluß Melas verliert, der bey Orchomen entspringt, und unter allen Flüssen Griechenlands der einzige ist, der gleich bey seinem Ursprunge Schife tragen kann. Er pflegt um die Zeit des längsten Tages herum, wie der Nil, anzuschwellen, und hat auch Gewächse, wie sie der Nil hat, nur daß sie keine Früchte tragen und nicht hoch wachsen. Er fließt nicht weit, sondern der größte Theil dieses Flusses verschwindet sehr bald in den Seen und Sümpfen, und nur ein kleiner Arm davon vereinigt sich mit dem Kephissus an dem Orte, wo solches Rohr wächst, aus dem man Flöten zu machen pflegt.

Nachdem die beyderseitigen Heere ihr Lager gegen einander über genommen hatten, verhielt sich Archelaus ganz ruhig, Sylla aber ließ von beyden Seiten Graben machen, damit er, wenn es möglich wäre, den Feinden die Vortheile der guten zur Reuterey bequemen Ebene nehmen, und sie gegen die Sümpfe zu drängen könnte. Allein die Feinde wollten dieses nicht zugeben, sondern thaten einen so hitzigen harten Angrif, daß sie nicht nur diejenigen, die an den Graben arbeiteten, sondern auch die bewafneten Truppen, die zu ihrer Bedeckung da standen, aus einander trieben, und ein grosser Theil der Armee die Flucht nahm. Hier sprang Sylla vom Pferde, ergrif eine Fahne, und drang mitten durch den blutigen Kampf gegen die Feinde, und schrie: Hier, Römer, ist es rühmlich für mich, zu sterben, ihr aber erinnert euch, wenn man euch künftig fra-

gen wird, wo ihr euern Feldherrn verrathen habt, daß es bey Orchomen geschehen. Diese Anrede machte, daß die Soldaten sich wieder gegen die Feinde wandten, und, da auch vom rechten Flügel zwey Eskadronen zu Hülfe kamen, so wurden die Feinde endlich zurückgeschlagen. Sylla zog sich etwas zurück, und ließ seine Truppen essen, worauf die Arbeit an den Graben von neuen vorgenommen wurde. Die Feinde rückten wieder aus, und griffen in besserer Ordnung an, als das erstemal, in welchem Gefechte, Diogenes, der Stiefsohn des Archelaus, der sich sehr tapfer hielt, auf dem rechten Flügel sein Leben verlor. Die feindlichen Schützen wurden durch die zu nahe andringenden Römer verhindert, ihre Bogen zu gebrauchen, sie nahmen daher einen Haufen Pfeile zusammen in die Hände, und schlugen damit, wie mit Degen, auf die Römer los. Endlich wurden sie auch mit den übrigen Feinden in das Lager zurück getrieben, wo sie wegen des erlittenen Verlusts und der vielen Verwundeten die Nacht sehr übel zubrachten.

Den Tag darauf rückte Sylla wieder mit seiner Armee aus dem Lager, und ließ an den Graben fortarbeiten. Es waren eine Menge Feinde aus dem Lager gezogen, nicht in der Absicht eine Schlacht zu liefern. *) Allein Sylla grif sie an, und schlug sie

*) Ich folge der gewöhnlichen Leseart, ἐξελθόντας δὲ τὺς πολλὺς ὐχ ὡς ἐπὶ μάχην, συμβαλὼν τρέπεται, welche Reiske beybehalten und vertheidigt hat in Annot. pag. 895. Tom. III. und die auch der Zusammenhang der Erzehlung zu erfodern scheint. Dacier hat in seiner Ueberse-

ins Lager herein, in welches eine solche Verwirrung kam, daß Sylla es stürmte und eroberte. Das Morden war dabey so groß, daß die Sümpfe und Seen mit Blut und todten Körpern erfüllt wurden, und daß man noch heutiges Tages in dem Schlamme barbarische Bogen, Helme, Stücke von eisernen Panzern und Degen findet, da doch schon seit dieser Schlacht beynahe zweyhundert Jahre verflossen sind. — Dieß sind die Umstände, die man von den Schlachten bey Chäronea und Orchomen von den Schriftstellern erzehlt findet.

Cinna und Carbo hatten indessen zu Rom gegen die vornehmsten Männer so grosse Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten verübt, daß sehr viele, um der Tyranney zu entfliehen, sich in das Lager des Sylla, als in einen sichern Hafen, begaben, und in kurzer Zeit war bey ihm gleichsam ein ganzer römischer Senat. Seine Gemahlin Metella hatte sich kaum mit ihren Kindern heimlich aus Rom retten können und brachte ihm die Nachricht, daß sein Haus und seine Landgüter von den Feinden in Brand gesteckt wären. Sie bat ihn, der Stadt zu Hülfe zu eilen. Indem er noch unschlüßig war, da er sein bedrängtes Vaterland nicht ohne Hülfe lassen wollte, und doch auch ein so grosses Werk, wie der mithridatische Krieg war, nicht gern unvollendet lassen wollte, kam ein delischer Kaufmann, Namens Arche-

tzung ὀυχ vor ὡς ἐπι μαχην weggenommen, und Herr Kind ist ihm gefolgt, beyde ohne eine Autorität für diese Leseart anzuführen. Eher wollte ich nech mit Moses du Soul πολεμιους anstatt πολλους lesen.

laus, zu ihm, und meldete ihm, daß der königliche Feldherr Archelaus sich Hoffnung mache, einen Frieden für seinen König zu Stande zu bringen, und deswegen mit dem Sylla eine geheime Unterredung zu halten wünsche. Sylla war über diesen Antrag so vergnügt, daß er selbst dem Feldherrn Archelaus entgegen eilte, um sich mit ihm zu unterreden. Beyde Feldherren sprachen einander bey Delium am Meere, wo der Tempel des Apollo steht.

Archelaus fieng zuerst an zu reden, und bat den Sylla, daß er Asien und Pontus verlassen und nach Rom segeln möchte, um dort den bürgerlichen Krieg zu endigen, er sollte dazu von seinem Könige so viel Geld, Schife und Truppen bekommen, als er nur haben wollte. Sylla antwortete darauf, Archelaus sollte den Mithridates verlassen, ihm die Flotte übergeben, und mit den Römern ein Bündniß machen, so sollte er an des Mithridates Stelle König werden. Da Archelaus seinen Abscheu vor einer solchen Verrätherey bezeugte, so sagte Sylla zu ihm: Du, der du ein Kappadocier, und Sklave, oder wenn du lieber willst, Freund eines barbarischen Königs bist, scheuest dich, um eines so grossen Glücks willen, etwas schändliches zu thun? und wagst es doch mir, der ich ein römischer Feldherr, und Sylla bin, Verrätherey zuzumuthen? als wenn du nicht derjenige Archelaus wärest, der bey Chäronea mit einer Handvoll Volks, die von hundert und zwanzig tausend Mann übrig blieb, davon floh, der sich zwey Tage lang in den Sümpfen bey Orchomen verbarg, und Böotien mit Todten bedeckt hinterließ? Archelaus wurde durch diese Rede so sehr bestürzt, daß er den

Sylla fußfällig bat, den Krieg zu endigen, und mit dem Mithridates Friede zu machen. Sylla gab den Bitten Gehör, machte aber folgende Friedensbedingungen: Mithridates sollte Asien und Paphlagonien ganz verlassen, Bithynien dem Nikomedes, Kappadocien dem Ariobarzanes wieder einräumen, den Römern zweytausend Talente zahlen, *) und ihnen siebzig völlig ausgerüstete Schife geben, dagegen wollte Sylla dem Mithridates Sicherheit für den Besitz seines übrigen Reichs leisten, und ihn zu einem römischen Bundesgenossen annehmen.

Nach diesen vorgeschlagenen Friedensbedingungen zog Sylla durch Thessalien und Macedonien nach dem Hellespont, und hatte den Archelaus beständig bey sich, dem er viele Ehre erwies, auch, da er zu Larissa gefährlich krank wurde, dort blieb, und für ihn wie für einen seiner Generale Sorgfalt trug. Dieses, und der Umstand, daß Sylla die andern Freunde des Mithridates, die er in seiner Gefangenschaft hatte, in Freyheit setzte, und den einzigen Aristion, den Tyrann zu Athen, der des Archelaus Feind war, mit Gifte hinrichten ließ, verursachte das Gerücht, daß Sylla die Schlacht bey Chäronea nicht ohne Verrätherey gewonnen habe. Dieses Gerücht wurde dadurch bestätigt, daß Sylla dem Archelaus, einem Kappadocier, zehntausend Morgen **)

*) Zwey Millionen Thaler.

**) Dieß scheint zu viel, um nicht einen Fehler im Text dabey zu vermuthen, wenn sich nicht anders Plutarch selbst versehen hat. Daß πλεθρον beym Plutarch einen Morgen Landes bedeutet, ist aus andern Stellen, und besonders einer im Leben des Camillus, klar genug.

Landes in Eubša schenkte, und ihn für einen Freund und Bundesgenossen der Römer erklärte. Sylla widerlegt diesen Vorwurf selbst in seinen Nachrichten.

Mithridates ließ durch Abgesandte dem Sylla erklären, daß er mit den andern Friedensbedingungen zufrieden sey, ausser daß er Paphlagonien nicht verlieren, und nicht die verlangten Schife den Römern geben könnte. Sylla wurde darüber so aufgebracht, daß er im vollen Zorne antwortete: Was sagt ihr? Mithridates macht Anspruch auf Paphlagonien, und verweigert mir die verlangten Schife, er, der mir noch kniend danken sollte, wenn ich ihm seine rechte Hand liesse, mit welcher er so viele Römer umgebracht hat? Er wird bald eine andre Sprache führen, wenn ich nach Asien überschifen werde. Er mag jetzt immer in Pergamus sich über einen Krieg berathschlagen, den er nicht gesehen hat. Die Gesandten wurden so furchtsam, daß sie nichts darauf antworteten. Aber Archelaus ergrif den Sylla bey der Hand, und bat ihn so lange mit Thränen, bis er seinen Zorn besänftigt hatte. Er brachte es auch endlich dahin, daß ihn Sylla zum Mithridates selbst schickte, er versicherte dabey, daß er entweder einen Frieden, wie ihn Sylla wünsche, zu Stande bringen, oder sich selbst umbringen wolle.

Indem Archelaus sich zum Mithridates begab, fiel Sylla in Medica ein, verwüstete die Provinz, und gieng darauf wieder nach Macedonien zurück, wo er bey Philippi den Archelaus antraf, welcher ihm die Nachricht brachte, daß alles gut gienge, und Mithridates selbst eine Unterredung mit dem Sylla verlange. Daran war vorzüglich Fimbria

Schuld, welcher den Consul von der Gegenparthey, den Flaccus, umgebracht, die Feldherren des Mithridates überwunden hatte, und nun auf den Mithridates selbst losgieng. Aus Furcht davor entschloß sich Mithridates mit dem Sylla einen Frieden einzugehen.

Sie kamen beyde zu Dardanum, einer Stadt in Trojas, zusammen. Mithridates hatte eine Flotte von zweyhundert Schifen, zwanzigtausend Mann zu Fusse, sechstausend zu Pferde, und eine Menge Sichelwagen bey sich, Sylla kam nur mit vier Cohorten (Bataillonen) Fußvolk, und zweyhundert Mann zu Pferde an. Als ihm Mithridates entgegen kam, und die Hand reichte, fragte ihn Sylla sogleich, ob er auf die Bedingungen, die ihm Archelaus vorgeschlagen, wollte Friede machen? Der König schwieg. Sylla fuhr fort: Ueberwundene müssen eigentlich zuerst reden, und für die Sieger ist es genug, wenn sie schweigen. Darauf fieng Mithridates eine lange Rechtfertigung an, und bemühte sich die Schuld des Krieges theils auf die Götter, theils auf die Römer selbst zu schieben; aber Sylla fiel ihm ins Wort; Ich habe es längst von andern gehört, sagte er, und sehe es jetzt selbst, daß Mithridates ein vortreflicher Redner ist, da es ihm bey so schlechten und widerrechtlichen Handlungen, die er begangen, nicht an scheinbaren Gründen fehlt, sich zu vertheidigen. Hierauf hielt er ihm mit bittern Vorwürfen alle seine Vergehungen gegen die Römer vor, und fragte ihn nochmals: ob er die Vorschläge des Archelaus annehmen wolle? Mithridates entschloß sich endlich, alle Bedingungen einzugehen, worauf Sylla ihn um-

armte und küßte, und die beyden Könige Ariobarzanes und Nikomedes mit ihm aussöhnte.

Mithridates übergab also dem Sylla siebzig Schiffe, und fünfhundert Schützen, und segelte nach Pontus zurück. Sylla aber bemerkte, daß seine Truppen über diesen Frieden mißvergnügt waren, weil sie es für unbillig hielten, daß der ärgste Feind der Römer, der an einem Tage hatte hundert und funfzigtausend Römer hinrichten lassen, mit einer so reichen Beute aus Asien zurücksegelte, welches er vier Jahre hindurch verwüstet und geplündert hatte. Er rechtfertigte sich aber bey seinen Truppen damit, daß er nicht im Stande gewesen wäre, mit dem Mithridates und Fimbria zugleich, wenn sie sich vereinigt hätten, Krieg zu führen.

Er zog gegen den Fimbria, der bey Thyatira sich gelagert hatte, und verschanzte sich nahe gegen ihn über. Die Soldaten des Fimbria giengen unbewafnet in blossen Röcken aus ihrem Lager in des Sylla seines, bewillkommneten ihre Landsleute, und halfen ihnen fleißig an den Wällen arbeiten. Diese schnelle Veränderung der Gesinnung seiner Truppen, und die Furcht vor den Sylla, den er für einen unversöhnlichen Feind hielt, brachten den Fimbria dahin, daß er sich selbst in seinem Lager umbrachte.

Sylla trieb von Asien überhaupt zwanzigtausend Talente *) Contribution ein, und nahm noch ausserdem die Einwohner sehr mit, da er den Soldaten, die er bey ihnen ins Quartier legte, alle Frechheit und

*) 20 Millionen Thaler.

und allen Uebermuth *) gestattete. Jeder Wirth mußte auch dem Soldaten, der bey ihm in Quartier lag, täglich sechzehn Drachmen, **) und ihm und seinen Freunden, so viel er deren mitbringen wollte, hinreichend zu essen geben. Ein Hauptmann mußte täglich funfzig Drachmen***) bekommen, und zwey Kleider, eines im Hause anzuziehen, und ein andres zum Ausgehen.

Er schifte mit seiner ganzen Flotte von Ephesus nach dem Piräeus ab, wo er am dritten Tage anlangte. Er ließ sich in die Geheimnisse der Ceres einweihn, und nahm die Bibliothek des Apelliko von Tejos zu sich, in der sich die meisten Schriften des Aristoteles und Theophrastus befanden, die damals noch nicht eben vielen bekannt waren. Sie wurden nach Rom gebracht, wo der Sprachlehrer Tyrannion vieles in diesen Schriften verbesserte und berichtigte, ****) wovon Andronicus aus Rhodus die Abschriften erhielt, und sie hernach mit den Ueberschriften, die sie jetzt noch haben, herausgab. Die ältern Peripatetiker scheinen zwar an sich geschickte und gelehrte Leute gewesen zu seyn, aber die Schriften des Aristoteles und Theophrastus nicht genau gekannt zu haben, weil die Erbschaft des Nileus von Skepsis, welcher diese Schriften vom Theophrastus

*) πολυωρία, nach der Leseart des Moses du Soul. Die gemeine Leseart ist πολιορκία.

**) 2 Thaler.

***) Sechs Thaler 6 ggr.

****) ἐπιδιασκευάσασθαι. Moses du Soul. nicht ἐνασκευάσασθαι, wie die gemeine Leseart hat.

geerbt hatte, in die Hände schlechter unwissender Leute gekommen war.

Sylla bekam während seines Aufenthalts zu Athen einen Zufall an den Füssen, daß sie ihm schmerzten, und immer einschliefen, welches Strabo das stockende Podagra nennt. Er begab sich deswegen in die warmen Bäder bey Aedepsus, wo er sich erholte, und seine Zeit mit Pantomimenspielern und dergleichen Künstlern zubrachte. Als er da einsmals am Meere spazieren gieng, brachten ihm ein paar Fischer einige sehr schöne Fische zum Geschenk, worüber er sich sehr freute. Er fragte die Leute, wo sie her wären? und da er hörte, sie wären aus Aläa, sagte er: Also lebt noch jemand von den Aläern? denn er hatte bey der Verfolgung der Feinde nach der Schlacht bey Orchomen die drey böotischen Städte, Anthedon, Larymna und Aläa, gänzlich zerstört. Die Fischer erschracken so sehr darüber, daß sie ganz verstummten, aber Sylla sagte lächelnd zu ihnen, sie sollten getrost weggehen, da sie mit so guten und nicht zu verachtenden Fürsprechern zu ihm gekommen wären. Die Aläer bekamen dadurch, wie man erzehlt, so guten Muth, daß sie wieder in ihre Vaterstadt zurückkehrten.

Sylla zog durch Thessalien und Macedonien gegen das Meer zu, und machte sich gefaßt, mit tausend zweyhundert Schifen von Dyrrhachium nach Brundusium überzusegeln. Bey der Stadt Apollonia, die da in der Nähe liegt, ist ein heiliger Platz, Nymphäum, neben welchem in grünen Thälern und

Wiesen beständig Feuerquellen fliessen. *) Hier fand man einen schlafenden Satyr, der eben so aussah, wie die Bildhauer und Mahler die Waldgötter vorstellen, und brachten ihn zum Sylla. Dieser ließ ihn in verschiedenen Sprachen befragen, wer er wäre? da er aber keine vernehmliche Stimme, sondern mit Mühe endlich einen unarticulirten Ton, der dem Wiehern eines Pferdes und dem Möckern eines Bockes gleich war, aus ihm herausbrachte, so entsetzte er sich vor ihm, und ließ das Ungeheuer wieder wegschaffen.

Er besorgte bey seiner Abfahrt nach Italien, daß seine Truppen, wenn sie dahin kämen, ihn verlassen und sich zerstreuen möchten, daher sie sich gegen ihn eydlich verbanden, daß sie bey ihm redlich aushalten, und in Italien keine Unordnung begehen wollten. Sie thaten noch mehr. Weil sie sahen, daß er viel Geld brauchte, so legten sie nach ihrem Vermögen von ihrem Gelde zusammen, und brachten es ihm zum Geschenke. Allein er nahm dieses Opfer nicht an, sondern lobte ihren guten Willen, und ermunterte sie, sich brav zu halten.

Er fand, wie er selbst in seinen Nachrichten sagt, funfzehn feindliche Generale, die eine Kriegsmacht von vierhundert und funfzig Cohorten beysammen hatten, sich entgegen gestellt. Aber er bekam

*) Nämlich unten an einem Felsen in diesem Thale, welches voller harziger Materie seyn soll, wie Strabo bemerkt, der diesen Ort umständlich beschreibt Libr. VII. p. 316. wie auch Aelian. Var. Histor. Libr. XIII. cap. 16. pag. 818. Ed. Perizon.

auch die glücklichsten und sichersten Vorbedeutungen. Denn man fand in dem Opferthiere, welches er gleich nach seiner Landung zu Tarent opferte, die Leber wie einen Lorbeerkranz gestaltet mit zwey daran hängenden Bändern. Man sah auch kurz vor seiner Abfahrt über dem Berge Hephäum in Campanien zwey Böcke mit einander kämpfen, und ein ordentlich Gefecht mit allen dabey gewöhnlichen Dingen halten. Das war aber wohl eine blosse Lufterscheinung, die sich allmählig in die Höhe erhob, hernach in der Luft ausbreitete, und zuletzt, wie dergleichen Luftbilder thun, wieder verschwand. An eben diesem Orte schlug kurze Zeit darauf Sylla den jungen Marius und den Consul Norbanus, die mit einer starken Armee gegen ihn angerückt waren, und zwar ehe er seine Truppen noch in Schlachtordnung gestellt hatte, welche einen solchen allgemeinen Eifer bewiesen, daß sie einen verwegenen hitzigen Angrif thaten, siebentausend Feinde tödteten, und den Consul Norbanus nach Capua trieben. Dieser erste Sieg war, wie Sylla selbst sagt, Ursache, daß sich seine Truppen nicht zerstreueten, sondern bey ihm aushielten, und die Feinde, die weit stärker waren, wie sie, geringschätzten. Er erzehlt auch, daß zu Silvium der Sklave eines gewissen Pontius zu ihm gekommen, sich für einen göttlichen Bothen ausgegeben, und ihn versichert habe, daß die Bellona ihm den besten Erfolg seiner Waffen und Sieg verkündigen liesse, wenn er aber nicht eilte, so würde das Capitolium in Brand gesteckt werden, welches auch an demselbigen Tage geschehen sey, da ihm dieser Mensch es vorher ver-

kündigt hätte. Es geschah dieses am sechsten Tage des Monats Quintilis, welcher jetzt Julius heißt.

Einer von den Generalen des Sylla, Marcus Lucullus, stieß bey Fidentia mit sechzehn Cohorten auf ein feindliches Heer, welches funfzig Cohorten stark war. Ob er sich gleich auf den Eifer seiner Truppen verließ, so hatte er doch Bedenken mit dem Feinde zu schlagen; weil sehr viele noch nicht gehörig bewafnet waren. Indem er noch überlegt, was er thun soll, weht ein sanfter Wind von der nahe dabey gelegenen Wiese eine Menge Blumen auf seine Soldaten, welche auf ihren Schilden und Helmen liegen blieben, so daß es den Feinden scheint, als wenn sie sich mit Blumen geschmückt hätten. Sie werden dadurch muthig, greifen die Feinde an, schlagen sie, tödten über achtzehntausend Mann, und erobern das Lager. Dieser Lucullus war ein Bruder desjenigen, der nachher den Mithridates und Tigranes überwand.

Sylla, der sich noch immer mit vielen feindlichen Lagern und grossen Heeren allenthalben umgeben sah, verband mit der Macht, die er hatte, auch List, *) und trug dem einen Consul, dem Scipio, Friedensvorschläge an. Dieser ließ sich auch dazu geneigt finden. Es wurden verschiedene Zusammenkünfte und Unterredungen deswegen gehalten, aber Sylla fand immer Vorwand, die Endigung der Sache zu verzögern. Indessen verführten seine Soldaten, die im Betruge und Ränken so gut wie ihr Feld-

*) ἥπτετο πρὸς τῇ δυνάμει καὶ δι᾽ ἀπάτης; nach der Reiskeschen Leseart.

herr geübt waren, die Soldaten des Scipio. Sie giengen in das feindliche Lager, machten sich mit den Truppen bekannter, und machten sie theils gerade zu durch Geld, theils durch Versprechungen, oder Schmeicheleyen und Zureden vom Scipio abspänstig. Als endlich Sylla mit zwanzig Cohorten anrückte, so grüßten die beyderseitigen Truppen einander ganz freundschaftlich, Scipio wurde von allen verlassen, und in seinem Zelte gefangen genommen, aber wieder losgelassen. Sylla fieng also mit zwanzig Cohorten wie mit Lockvögeln vierzig feindliche Cohorten, und führte sie in sein Lager. Daher soll Carbo gesagt haben: Er habe mit einem Fuchse und einem Löwen zugleich, die beyde im Sylla steckten, Krieg zu führen, und er fürchte sich vor dem Fuchse mehr als vor dem Löwen.

Hierauf bot Marius, der eine Armee von fünf und achtzig Cohorten beysammen hatte, dem Sylla bey Signium eine Schlacht an. Sylla war auch sehr bereit, an demselbigen Tage ihm eine Schlacht zu liefern, weil er einen Traum gehabt hatte, in welchem es ihm vorgekommen, als wenn der alte Marius, der schon längst gestorben war, seinen Sohn, den jungen Marius, warnte, sich vor dem folgenden Tage zu hüten, der ihm ein grosses Unglück bringen könnte. Dieser Traum machte ihm Muth zu einer Schlacht, und er schickte daher dem Dolabella, der in einer weiten Entfernung von ihm ein Lager bezogen hatte, Befehl zu, sich mit ihm zu vereinigen. Die Feinde aber widersetzten sich dem Marsche, und hatten die Wege versperrt. Die Truppen des Sylla, die dem Dolabella entgegen zogen, muß-

ten währendem Marsche fechten, und wurden dadurch sehr abgemattet, da zumal noch ein starker Regen einfiel, der ihnen grosse Beschwerlichkeit verursachte. Die Officiere des Sylla baten ihn daher, die Schlacht aufzuschieben, und zeigten ihm, wie abgemattet die Soldaten waren, die sich, um etwas auszuruhen, auf ihre Schilde gelehnt hatten. Sehr ungern gab Sylla den Vorstellungen endlich Gehör, und Befehl ein Lager abzustechen.

Indem seine Truppen aber eben anfiengen am Walle und Graben vor dem Lager zu arbeiten, stürmte Marius an der Spitze seiner Armee mit ungestümer Frechheit auf den Sylla los, und hoffte dessen Armee in der Unordnung und Verwirrung, in der sie waren, bald zu zerstreuen. Nun wurde das Traumgesicht, welches Sylla gehabt hatte, erfüllt. Seine Truppen geriethen in Wuth, liessen ihre Arbeit fahren, steckten ihre Spiesse auf den Wall, und griffen mit dem Degen in der Faust unter dem heftigsten Feldgeschrey die Feinde an, welche nicht lange Widerstand thaten, und mit vielem Verluste die Flucht nahmen. Marius floh nach Präneste, wo er schon die Thore verschlossen fand, und durch ein herabgelassenes Seil an der Mauer heraufgezogen wurde.

Einige Schriftsteller, unter andern Fenestella, erzehlen, Marius habe diese Schlacht gar nicht gesehen, sondern habe sich aus Ermüdung wegen der vielen Strapazen eben an einen schattigten Ort niedergelegt gehabt, und geschlafen, da das Zeichen zum Angrif gegeben worden, und sey nachher mit Mühe aufgeweckt worden, da sein Heer schon auf der Flucht gewesen wäre. In dieser Schlacht soll Sylla, wie

man erzehlt, nur drey und zwanzig Mann verloren, und von den Feinden zwanzigtausend getödtet, und achttausend gefangen bekommen haben. Gleiches Glück hatten die Feldherren des Sylla, Pompejus, Crassus, Metellus, Servilius: sie besiegten alle mit geringem Verluste die größten feindlichen Heere, so daß auch endlich Carbo, die vornehmste Stütze der Gegenparthey, bey der Nacht seine Armee verließ, und nach Afrika übergieng.

Den letzten Kampf hatte Sylla noch mit dem Telesinus, einem Samniter, der wie ein frischer Fechter den schon lange kämpfenden Sylla angrif, und ihn vor den Thoren von Rom beynahe noch niedergeworfen hätte. Er hatte mit dem Lamponius, einem Lucaner, ein beträchtliches Heer zusammengebracht, womit er eilte, den Marius, der zu Pränestе belagert wurde, zu entsetzen. Da er aber gewahr wurde, daß Sylla von vorne und Pompejus von hinten zu auf ihn losmarschirten, und er also von beyden Seiten gedrängt war, so brach er, als ein geschickter kluger General, mit der Armee des Nachts auf, und marschirte gerade auf Rom zu. Er hätte die Stadt, die ohne Besatzung war, beynahe eingenommen. Er blieb aber zehn Stadien von dem collinischen Thore die Nacht über vor der Stadt stehen, voll Hoffnung und Stolz, daß er so grosse Feldherren hintergangen hatte.

Mit Anbruche des Tages rückten ihm eine Menge von den vornehmsten jungen Rittern in Rom entgegen, unter welchen auch Appius Claudius war, ein Mann von vornehmer Geburt und vieler Herzhaftigkeit, welche insgesammt niedergehauen wurden.

Die ganze Stadt wurde voller Tumult und Bestürzung, die Weiber liefen durch die Gassen, und schrien, als wenn die Stadt schon mit Sturm eingenommen würde. Indessen kam Balbus zuerst von der Armee des Sylla mit siebenhundert Reutern angesprengt, und grif, nachdem die Pferde sich nur etwas verschnaubt hatten, die Feinde mit verhängten Zügel an. Währendem Scharmützel kam Sylla selbst an, und stellte seine Vordertruppen, sobald sie sich ein wenig erholt und gegessen hatten, in Schlachtordnung. Dolabella und Torquatus baten ihn sehr, er möchte mit der Schlacht doch verziehen, und nicht mit seinem abgematteten Heere sich in eine so grosse Gefahr einlassen, denn er hätte jetzt nicht mit einem Carbo oder Marius, sondern mit den Samnitern und Lucanern zu fechten, die der Römer heftige Feinde und sehr kriegerisch wären. Aber er verwarf alle Vorstellungen, und befahl zum Angriffe zu blasen, ob es gleich schon die zehnte Stunde des Tages war.

In dieser Schlacht, die härter war als alle vorhergehenden, siegte der rechte Flügel, den Crassus commandirte, aber der linke kam sehr ins Gedränge. Sylla eilte ihm zu Hülfe, wurde aber an dem weissen, muthigen und schnellen Pferde, welches er ritte, erkannt, und zwey Feinde warfen Wurfspiesse nach ihm ab. Er selbst wurde es nicht gewahr, aber sein Reitknecht, der dem Pferde sogleich einen Hieb mit der Peitsche gab, daß es einen Sprung that, und die Wurfspiesse dem Pferde durch den Schwanz und in die Erde fuhren. Man erzehlt, daß Sylla ein kleines goldenes Bild des Apollo von Delphos immer in den Schlachten in dem Busen getragen, und in

diesem Treffen es mit diesen Worten geküßt habe: O Apollo Pythius, hast du den glücklichen Cornelius Sylla, den du in so vielen Schlachten so berühmt und groß gemacht hast, an die Thore seiner Vaterstadt gebracht, damit er hier nebst seinen Mitbürgern auf die schimpflichste Art umkommen solle!

Nach diesem Gebete wandte sich Sylla wieder zu seinen Soldaten, und bat, und drohte, und that alles mögliche, ihren Muth zu stärken. Aber umsonst. Der linke Flügel wurde endlich über den Haufen geworfen, und Sylla selbst mit den Flüchtigen zurückgetrieben. Er floh mit einem grossen Verluste seiner Freunde und Vertrauten in sein Lager. Es wurden auch viele aus Rom, die herausgekommen waren, um der Schlacht zuzusehn, niedergehauen und zertreten. Man glaubte, daß nunmehr Rom verloren wäre, und Marius, der zu Präneste belagert war, im kurzen würde befreyt seyn. Viele Flüchtige von der Armee des Sylla liefen in das Lager vor Präneste, und riethen dem Lucretius Ofella, der die Belagerung commandirte, sie schleunig aufzuheben, weil Sylla umgekommen, und Rom von den Feinden eingenommen sey.

Es war schon spät in der Nacht, als Leute vom Crassus im Lager des Sylla ankamen, und für ihn und seine Truppen Lebensmittel verlangten. Er hatte die Feinde geschlagen, bis nach Antemna verfolgt, und dort sich gelagert. Mit dieser Nachricht erfuhr Sylla zugleich, daß der größte Theil der Feinde getödtet wäre. Er kam mit Anbruch des Tages selbst nach Antemna. Dreytausend Mann von den feindlichen Truppen liessen ihn um Pardon bitten,

und er versprach ihnen denselben mit der Bedingung, daß sie auf dem Marsche zu ihm den Truppen ihrer eigenen Parthey Schaden zufügten. Sie trauten dem Versprechen, griffen die andern von der Schlacht übrig gebliebenen Truppen an, und metzelten sich untereinander selbst nieder. Aber Sylla ließ sowohl diese als die andern übrigen Truppen, deren Anzahl sich auf sechstausend belief, auf der Rehnbahn zu Rom einschliessen, und ließ die Senatoren in den Tempel der Bellona zusammenkommen. Indem er an die Versammlung eine Rede hielt, hieben seine Soldaten befohlnermassen die sechstausend Gefangene insgesammt nieder. Das Geschrey so vieler tausend Menschen, die in einem so engen Platze niedergemetzelt wurden, drang in die Versammlung der Senatoren, und erfüllte sie mit Schrecken. Sylla aber fuhr mit der gesetzten Miene, mit der er angefangen hatte zu reden, unverändert fort, und sagte den Senatoren, sie möchten nur auf das Achtung geben, was er sagte, und sich um das, was draussen vorgienge, nicht bekümmern, denn es würden nur einige böse Menschen auf seinen Befehl gezüchtigt.

Nun konnte auch der dümmste von den Römern einsehen, daß man nicht von der Tyranney befreyt worden war, sondern nur einen Tyrannen mit dem andern verwechselt hatte. Marius war von Natur ein harter Mann, und seine Gewalt hatte zuletzt seinen Charakter bestärkt, aber nicht verändert. Sylla hingegen hatte im Anfange seines Glücks Mäßigung und Politik bewiesen, und die Meynung von sich erweckt, daß er der Parthey der Patricier und

dem Besten des Volks ergeben sey: dazu war er von Jugend auf ein Liebhaber des Scherzens und so geneigt zum Mitleiden gewesen, daß er sehr leicht zum Weinen zu bewegen war, und zog hernach der höchsten Gewalt die Beschuldigung zu, daß sie den Charakter der Menschen zu verändern pflege, und sie frech, übermüthig und unmenschlich mache. Die Untersuchung darüber, ob das Glück wirklich den Charakter der Menschen verändere und entstelle, oder ob bey einer grossen Gewalt die versteckte Bosheit der Menschen sich nur mehr äussere und entdecke, gehört für eine besondere Abhandlung.

Sylla richtete darauf in der Stadt Rom ein grosses Blutbad an, und ließ eine unzählige Menge Menschen ohne Aufhören tödten. Viele wurden auch von den Freunden des Sylla aus Privathaß umgebracht, die niemals etwas mit dem Sylla zu thun gehabt hatten, welches er seinen Anhängern gern erlaubte. Daher wagte es der junge Metellus in einer Versammlnng des Senats, den Sylla zu fragen, wenn endlich einmal das Morden ein Ende nehmen sollte, und was für Grenzen sich denn seine Rachbegierde gesetzt habe? Denn wir wollen nicht, fuhr er fort, für diejenigen bitten, die du umzubringen beschlossen hast, sondern nur aus der Ungewißheit kommen, wen du noch leben lassen willst. Sylla antwortete darauf, er wisse noch nicht, welchen er das Leben lassen wolle. — So zeige uns wenigstens diejenigen an, sagte Metellus, die du für strafwürdig hältst; welches Sylla zu thun versprach. Nach einigen Nachrichten hat das letztere nicht Metellus, sondern Alphidius, einer von den Schmeichlern des Sylla, zu ihm gesagt. Darauf erklärte

Sylla sogleich achtzig Personen in die Acht, ohne irgend jemanden von den obrigkeitlichen Personen im Senate darum zu befragen.

Jedermann war darüber unzufrieden. Sylla ließ noch einen Tag vorbeygehen, und erklärte darauf noch zweyhundert und zwanzig, und den folgenden Tag wieder eben so viele in die Acht. In der Rede, die er deswegen an das versammelte Volk hielt, sagte er, er hätte jetzt nur diejenigen verdammt, auf die er sich besonnen hätte, und künftig würde er auch noch diejenigen bestrafen, die ihm jetzt nicht eingefallen wären. Er erklärte auch alle in die Acht, welche einen geächteten aufnehmen und zu erretten suchen würden, wodurch er auf die Menschenliebe die Todesstrafe setzte, ohne Brüder, Kinder, Aeltern dabey auszunehmen. Wer einen Geächteten tödtete, bekam zwey Talente zur Belohnung, und wenn auch der Sklave seinen Herrn, oder der Sohn seinen Vater umbrachte. Das allerungerechteste aber war, daß er die Kinder und Enkel der Geächteten für ehrlos erklärte, und ihre Güter einzog.

Nicht allein in Rom, sondern in allen Städten Italiens wurden Leute in die Acht erklärt. Weder Tempel, noch gastfreundschaftliche, noch väterliche Häuser blieben vom Morde rein. Männer wurden in den Armen ihrer Frauen, Söhne in dem Schosse ihrer Mütter getödtet. Und die Anzahl derjenigen, die der Rachbegierde aufgeopfert wurden, war gegen die Menge derjenigen noch geringe, welche wegen ihres Vermögens hingerichtet wurden. Die Mörder sagten oft ungescheut, daß diesen sein grosses Haus, jenen sein schöner Garten, einen andern seine

herrliche Badezimmer umgebracht hätten. Quintus Aurelius, ein Mann, der sich gar nicht mit öffentlichen Geschäften abgab, und der daher glaubte, daß er an dem mannichfaltigen Unglücke nur so viel Antheil habe, als das Mitleiden mit den Unglücklichen erfodere, gieng auf den Markt, um die Namen der Geächteten zu lesen. Er fand seinen Namen selbst darunter. Ach, ich unglücklicher Mann, sagte er, mein Albanisches Landgut ist mein Ankläger. Er war nur etliche Schritte weiter gegangen, als er von einem Mörder niedergestochen wurde.

Indessen hatte sich Marius, da Präneste erobert wurde, selbst umgebracht. Sylla gieng nach Präneste, und ließ anfänglich gegen jeden einzelnen Bürger ein Blutgericht anstellen, hernach, unter dem Vorwande, daß dazu keine Zeit sey, alle Einwohner zusammentreiben, und alle insgesammt, deren Anzahl sich auf zwölftausend belief, niederhauen, den einzigen Mann ausgenommen, der mit dem Sylla das Gastrecht hielt. Allein dieser schlug die Gnade großmüthig aus, und sagte, er wollte dem Mörder seines Vaterlandes nicht sein Leben zu danken haben. Er lief mitten unter seine Mitbürger, und ließ sich wie die andern niederhauen.

Einer der seltsamsten Zufälle geschah mit dem Lucius Catilina. Dieser hatte, noch ehe der bürgerliche Krieg entschieden war, seinen Bruder umgebracht, und hat hernach den Sylla, seinen Bruder unter die Zahl der Geächteten zu setzen, als wenn er noch lebte. Sylla that es. Um sich dafür dankbar zu erweisen, tödtete Catilina einen gewissen Marcus Marius, der zur Gegenparthey gehörte, und brachte

dessen Kopf dem Sylla, als er eben auf dem Markte sich in der Versammlung des Volks befand, darauf lief Catilina in den nahe dabey stehenden Tempel des Apollo, und wusch sich die Hände in dem heiligen Weihkessel ab.

Ausser den Ermordungen war er auch in andern Dingen gegen die Römer ungerecht. Er erklärte sich selbst zum Dictator, welche Würde seit hundert und zwanzig Jahren in Rom nicht existirt hatte. Er ließ eine öffentliche Acte des Volks und des Senats abfassen, in welcher ihm Sicherheit in Absicht alles dessen, was geschehen war, und eine uneingeschränkte Macht aufs künftige, am Leben zu strafen, Güter zu confisciren, Aecker auszutheilen, Städte anzulegen und zu zerstören, Königreiche wenn er wollte zu nehmen und zu geben, ertheilt wurde. Bey dem Verkaufe der confiscirten Häuser pflegte er auf dem Markte auf dem Richterstuhle zu sitzen, und betrug sich dabey so frech und despotisch, daß die Art, wie die Häuser von ihm verschenkt wurden, noch unerträglicher war, als die Confiscation selbst. Er überließ an schöne Weiber, Sänger, Comödianten und die abscheulichsten Freygelassenen ganze Ländereyen und Einkünfte von Städten, einige Weiber zwang er auch, sich mit dergleichen Leuten zu verheirathen. Um den Pompejus Magnus näher mit sich zu verbinden, gab er ihm Befehl, sich von seiner Gemahlin zu scheiden, und er mußte die Aemilia, die Tochter der Metella, der Gemahlin des Sylla, die sie vom Scaurus hatte, und die ihrem Manne, dem Manius Glabrio genommen wurde, heirathen. Aemilia war vom Glabrio schwanger,

und starb in dem Hause des Pompejus in Kindesnöthen. Als Lucretius Ofella, derjenige, der den Marius in Präneste belagert hatte, sich um das Consulat bewarb, so verbot er es ihm zuerst, und da dieser dennoch sich auf dem Markte, um diese Würde zu suchen, einfand, und von vielen unterstützt wurde, schickte er einen von den Officieren, die er immer bey sich hatte, und ließ den Ofella umbringen: er selbst sahe in dem Tempel des Castor und Pollux vom Tribunale herab dem Morde zu. Die Leute auf dem Markte nahmen den Officier gefangen, und führten ihn zum Sylla, er aber befahl, den Officier loszulassen, und sich ruhig zu verhalten, weil der Mord auf seinen Befehl geschehen sey.

Der Triumph, den Sylla darauf hielt, war wegen der Kostbarkeit und Seltenheit der königlichen Beute ungemein prächtig, und die Anzahl der vom Marius Vertriebenen, die sich dabey einfanden, machte das Schauspiel noch herrlicher. Viele der vornehmsten und berühmtesten Römer folgten mit Kränzen geschmückt dem triumphirenden Sylla nach, und priesen ihn als ihren Vater und Erretter, durch den sie in ihr Vaterland zurückberufen waren, und ihre Weiber und Kinder wiederbekommen hatten. Nach vollzogenem Triumphe hielt er in der Versammlung des Volks eine Rede, in welcher er seine Thaten rechtfertigte, und sein Glück und seine Tapferkeit weitläuftig erzehlte. Zuletzt befahl er, daß man ihn künftig Felix, den Glücklichen, nennen sollte. Er selbst nannte sich in seinen Briefen und Verordnungen an die Griechen Epaphroditus, Liebling der Venus. Man findet noch auf den Trophäen des Sylla

in

in meinem Vaterlande die Inschrift: Lucius Cornelius Sylla Epaphroditus. Von den zwey Zwillingen, die ihm Metella gebahr, nannte er den Sohn Faustus, und die Tochter Fausta, welches so viel als glücklich und von guter Vorbedeutung in der lateinischen Sprache heißt.

Sylla traute dem Glücke mehr als dem Fortgange seiner Thaten, und so sehr, daß er nach so vielen Hinrichtungen, neuen Anordnungen, und einer so grossen Staatsveränderung die Dictatur niederlegte, und dem Volke wiederum die freye Wahl der Consuln ließ. Er selbst erschien auch dabey nicht öffentlich, sondern als eine Privatperson auf dem Markte, und setzte sich allen Vergehungen seiner Feinde aus. Es wurde auch, ganz wider seinen Wunsch, Marcus Lepidus, ein kühner Mann und sein Feind, nicht sowohl um sein selbst willen, als weil das Volk dem Pompejus, der sich für ihn interessirte, gefällig seyn wollte, zum Consul erwählt. Pompejus freute sich über den glücklichen Ausgang seiner Bemühung, aber Sylla rief den Pompejus, da er ihn vom Markte weggehen sahe, zu sich, und sagte zu ihm: Junger Mann, du hast einen schönen Staatsstreich gemacht, daß du nicht den Catulus, den besten Mann von der Welt, sondern den verwegenen Lepidus zum ersten Consul hast erwählen lassen. Nimm dich ja gut in Acht, da du einen Gegner von dir selbst mächtig gemacht hast. Sylla hatte dieß aus einem prophetischen Geiste gesagt, denn kurz darauf gieng Lepidus in seiner Frechheit so weit, daß er gegen den Pompejus die Waffen ergrif.

Sylla widmete den zehnten Theil seines ganzen Vermögens dem Herkules, und gab dem römischen Volke eine herrliche Gasterey, bey der sich so viel Ueberfluß befand, daß täglich eine Menge übrig gebliebener Speisen in die Tiber geworfen wurde, und man trank dabey vierzigjährigen und noch ältern Wein. Während dieser Lustbarkeit, die viele Tage dauerte, fiel Metella in eine Krankheit, woran sie starb. Weil die Priester dem Sylla wiederriethen, sich zu der Kranken zu begeben, und sein Haus durch keinen Todten verunreinigen lassen wollten, so scheidete er sich schriftlich von ihr, und ließ sie noch bey ihrem Leben in ein ander Haus bringen. Hierinnen richtete er sich nun aus Aberglauben nach den Gesetzen; aber das Gesetz, welches er selbst in Absicht der Leichenbegängnisse gegeben, und wodurch er den Aufwand dabey eingeschränkt hatte, übertrat er, und schonte bey dem Leichenbegängnisse der Metella keine Kosten. Eben so überschritt er die Verordnungen, welche er in Absicht der Sparsamkeit bey den Trauermahlen gegeben hatte, und suchte durch viele Gastereyen, bey denen es sehr verschwendrisch und ausschweifend zugieng, seine Traurigkeit zu vertreiben.

Einige Monate darauf wurde ein Fechterkampf gehalten. Damals waren noch nicht auf dem Theater die Plätze der Mannspersonen und Frauenzimmer von einander abgesondert, sondern sie sassen unter einander vermischt, und es trug sich zu, daß eine Frau von schöner Gestalt und vornehmen Geschlechte nahe bey ihm zu sitzen kam. Sie hieß Valeria, war eine Tochter des Messala, eine Schwester des Red-

ners Hortensius, und hatte sich kurz vorher von ihrem Manne geschieden. Sie gieng hinterwärs um den Sylla herum, und zog mit leichter Berührung ein Fäserchen aus seinem Rocke, worauf sie sich wieder an ihren Platz setzte. Sylla sah sie mit Verwundrung an. — Herr, sagte sie, ich thue dir nichts zu Leide, ich wollte nur ein klein wenig von deinem Glücke zu mir nehmen. Dieß war dem Sylla so angenehm zu hören, daß er sich sogleich dadurch gerührt bezeigte. Er ließ von ihrem Namen, Geschlechte und Lebensart Erkundigung einziehen. Darauf folgten sogleich wechselseitige Blicke, beyde sahen einander zu öftern malen an, und lächelten einander zu. Kurze Zeit darauf war Eheverlöbniß und Hochzeit. Valeria verdient vielleicht noch eher Entschuldigung. Sylla hingegen fieng seine Liebe, ob sie gleich auf eine tugendhafte und vorzügliche Person gerichtet war, wenigstens nicht auf eine anständige Art an, da er sich von Blicken und Schmeicheleyen, wodurch die schändlichsten und unzüchtigsten Leidenschaften pflegen erregt zu werden, hinreissen ließ.

Ohneracht et er nun diese Gemahlin hatte, setzte er doch seinen Umgang mit Comödiantinen, Sängerinen und Gaukelspielern fort, und brachte alle Tage mit ihnen in Trinkgelagen und Lustbarkeiten zu. Diejenigen, die am meisten bey ihm galten, waren der Comödiant Roscius, der Archimime Sorix, und Metrobius, welcher auf dem Theater die Frauenzimmerrollen spielte, und, seines Alters ohnerachtet, noch immer offenbar vom Sylla geliebt wurde.

Durch diese Lebensart verschlimmerte er seine Krankheit, die er von einer leichten Ursache bekommen hatte, und merkte lange Zeit nicht, daß er ein innerliches Geschwür hatte, bis sein Fleisch anfieng zu faulen, und eine Menge Läuse hervorkamen. Jemehr man ihrer Tag und Nacht ablas, destomehr kamen immer wieder neue hervor, und alle seine Kleider, sein Bad, das Wasser, worin er sich wusch, und sogar seine Speisen wurden davon erfüllt. Er pflegte sich viele male des Tages zu baden und zu reinigen, aber ohne daß es was half, und die Fäulniß und die Menge der Würmer nahm immer mehr zu.

An eben dieser Krankheit soll von den Alten Akastus, des Pelias Sohn, gestorben seyn, und von den Neuern der Dichter Alkmann, und Pherekydes, der den Zunamen des Theologen bekam, und der Olynthier Kallisthenes in seinem Gefängnisse, ingleichen der Rechtsgelehrte Mucius. Und wenn man diejenigen mitrechnen will, die sich zwar nicht berühmt gemacht haben, aber doch sonst bekannt sind, so kann man den Flüchtling Eunous, der den Sklavenkrieg in Sicilien erregte, und in seiner Gefangenschaft zu Rom an dieser Krankheit starb, hier mit erwähnen.

Sylla wußte seinen Tod nicht nur vorher, sondern schrieb auf gewisse Art selbst davon. Denn er endigte zwey Tage vor seinem Tode das zwey und zwanzigste Buch seiner Nachrichten, und erzehlt darinnen, daß ihm Chaldäer vorhergesagt hätten, er würde nach einem ruhmvollen Leben in der besten Blühte seines Glücks sterben. Er erzehlt auch, daß ihm sein Sohn, der kurz vor der Metella gestorben

war, im Traume, in einem schlechten Kleide erschienen sey, und zu ihm gesagt habe, er solle sich nun um weiter nichts mehr bekümmern, sondern mit ihm zu seiner Mutter Metella gehn, und mit derselben ruhig und ohne Geschäfte leben.

Inzwischen hörte er doch nicht gänzlich auf, an den Staatsangelegenheiten Antheil zu nehmen. Denn noch zehn Tage vor seinem Tode stillte er einen Aufruhr in Dicäarch, und gab der Stadt eine neue Einrichtung der Regierungsverfassung. Den Tag vor seinem Tode ließ er den Quästor Granius, auf erhaltene Nachricht, daß er dasjenige, was er dem Staate schuldig war, nicht bezahlen, sondern auf des Sylla Tod warten wollte, in sein Haus holen, und durch seine Sklaven erwürgen, wobey er so sehr schrie und sich bewegte, daß das Geschwür aufgieng, und er eine Menge Blut auswarf, welches ihn so entkräftete, daß er die Nacht sehr übel zubrachte, und am folgenden Morgen starb. Er hinterließ zwey unmündige Kinder von der Metella, und Valeria kam nach seinem Tode noch mit einer Tochter nieder, welche den Namen Postuma erhielt, denn so pflegen die Römer die nach des Vaters Tode gebornen Kinder zu nennen.

Es liefen eine Menge Römer zum Lepidus, und vereinigten sich, es zu verhindern, daß der Körper des Sylla kein ehrliches Begräbniß bekommen sollte. Aber Pompejus hielt sie theils durch Bitten und Schmeicheleyen, theils durch Drohungen zurück, ob er gleich selbst mit dem Sylla unzufrieden war, weil er ihn in seinem Testamente ganz allein unter allen seinen Freunden übergangen hatte; er brachte den

Körper nach Rom, und hielt ihm ein anständiges Leichenbegängniß. Es soll dabey von Frauenzimmern eine so grosse Menge Specereyen seyn zusammengebracht worden, daß, ausser denjenigen, die in zweyhundert und zehn Körben der Leiche hinten nach getragen wurden, das Bildniß des Sylla und des vorangehenden Lictors in Lebensgrösse aus Weyhrauch und Zimmet vorgestellt worden. Weil an dem Tage, da er zur Erde sollte bestattet werden, von früh an der Himmel mit Wolken überzogen war, und man einen Regen vermuthete, so wurde der Leichnam erst um die neunte Stunde des Tages ausgetragen. Es erhob sich aber ein starker Wind, da der Holzhaufen angesteckt wurde, und brachte ihn bald in volle Flammen, so daß der Körper bald verbrannt war. Und als eben der Holzhaufen abgebrannt war, und das Feuer anfieng zu verlöschen, kam ein starker Regen, der bis in die Nacht hin dauerte. So scheint sein Glück bis zuletzt bey ihm ausgehalten, und ihn selbst begraben zu haben. Sein Grabmal steht auf dem Marsfelde, und er selbst soll auf sich folgende Grabschrift verfertiget haben: Er übertraf seine Freunde, die ihm Gutes, und seine Feinde, die ihm Böses gethan hatten, durch Wiedervergeltung.

Vergleichung des Lysanders mit dem Sylla.

Wir wenden uns zur Vergleichung des Lysanders und des Sylla, deren Leben wir beschrieben haben. Beyde haben dieses mit einander gemein, daß sie durch sich selbst sich empor geschwungen und groß gemacht haben. Dem Lysander aber ist dieses eigen, daß er alle seine Ehrenstellen durch die Wahl seiner gutdenkenden Mitbürger erhielt, und nichts wider deren Willen mit Gewalt an sich riß, noch seine Macht mit Uebertretung der Gesetze vergrösserte. Allein — Im Aufruhr gelangt auch der ärgste zur Ehre. So war es in dem Zeitalter des Sylla zu Rom, wo bey dem Verderbnisse des römischen Volks, und den Gebrechen der Staatsverwaltung, immer ein Tyrann nach dem andern aufstand. Es war kein Wunder, daß Sylla die höchste Gewalt behauptete, da Leute, wie Glaucias und Saturninus, die Metellen aus der Stadt jagten, die Söhne der Consuln in öffentlicher Versammlung ermordet, die Waffen ergriffen, die Soldaten mit Gold und Silber erkauft, Gesetze mit Feuer und Schwerdt eingeführt, und die sich widersetzten, überwältigt wurden. Ich tadle den nicht, der bey solchen Umständen die unumschränkte Gewalt sich zu verschaffen wußte, aber ich kann denjenigen nicht für den besten halten, der in einer so verderbten Stadt der erste wird. Lysander hingegen, der zu Sparta, bey der besten und

klügsten Verwaltung der Gesetze, die Ausführung der wichtigsten Unternehmungen und die höchsten Befehlshaberstellen bey den Herren übertragen bekam, wurde dadurch für den besten unter den besten, und den ersten unter den ersten erklärt. Daher er auch seine Aemter öfters in die Hände seiner Mitbürger zurückgab, und sie von ihnen oft wieder erhielt. Denn der Vorzug, den ihm der Werth der Tugend gab, blieb ihm immer eigen. Sylla wurde nur einmal zum Feldherrn erwählt, und behielt die Stelle zehn Jahr hinter einander, und machte sich selbst bald zum Consul, bald zum Proconsul, bald zum Dictator, und blieb immer, mit den Waffen in der Hand, Tyrann.

Lysander versuchte auch, wie wir bemerkt haben, die Staatsverfassung zu Sparta zu verändern, aber auf eine gelindere und gesetzmäßigere Art als Sylla. Denn er gebrauchte dazu Ueberredung, und nicht Waffen, und riß nicht alles auf einmal nieder, wie Sylla, sondern wollte selbst eine bessere Einrichtung bey der Wahl der Könige einführen. Und es scheint der Natur derjenigen Republik, die es an Tugenden allen in Griechenland zuvorthat, nicht unangemessen zu seyn, daß sie den besten unter den besten zu ihrem Könige erwählte, und nicht auf hohe Geburt, sondern auf Tugend dabey sahe. Denn so wie der Jäger nicht ein Thier, das von einem Hunde geworfen ist, sondern einen wirklich brauchbaren Hund, und wer reiten will, nicht ein Thier, das von einem Pferde geworfen ist, (denn das könnte auch ein Maulesel seyn) sondern ein brauchbares Pferd sucht, so wird der Staatsmann

gänzlich irren, wenn er bey einem Regenten nur darauf sieht, von wem er geboren, und nicht was er selbst ist. Und die Spartaner nahmen selbst einigen ihrer Könige die Regierung, weil sie nicht königlich, sondern schlecht und untüchtig waren. Denn wenn das Laster auch bey hoher Geburt zur Schande gereicht, so ist die Tugend auch nicht der hohen Geburt wegen, sondern durch sich selbst Ehre.

Beyde übten Ungerechtigkeiten aus: der eine, um seiner Freunde willen, der andre sogar gegen seine Freunde. Denn vom Lysander ist es klar, daß er seine meisten Vergehungen seiner Freunde wegen begieng, und die meisten Mordthaten deswegen geschahen, daß diese zur unumschränkten Gewalt gelangen sollten. Sylla hingegen suchte aus Neid dem Pompejus das Commando der Armee, und dem Dolabella die Admiralstelle, die er doch selbst beyden gegeben, wieder zu nehmen, und ließ den Lucretius Ofella, der so grosse Verdienste um ihn hatte, als er sich um das Consulat bewarb, vor seinen Augen niederstechen, und setzte durch die Ermordungen seiner besten Freunde alle Menschen in Furcht und Schrecken.

Wenn wir auf die Wollust und Geldgierde sehen, so zeigt es sich noch mehr, daß der eine bloß herrschsüchtig, der andre tyrannisch dachte. Denn der eine bewies bey der grossen Macht, die er besaß, weder Unmäßigkeit noch Ausschweifung, und vermied völlig das bekannte Sprichwort: „Innerlich ein Löwe, äusserlich ein Fuchs;“ eine so mässige, strenge und wirklich lakonische Lebensart führte er beständig. Sylla wurde weder in seiner Jugend

durch Armuth, noch in seinem Alter durch Schwachheit von der Unmäßigkeit abgehalten. Er gab seinen Mitbürgern Gesetze der Keuschheit und der ehelichen Sittlichkeit, und war doch selbst, wie Sallustius sagt, in allen Arten der Liebe ausschweifend.

Er machte durch seine Verschwendung den Staat so arm und entblößt vom Gelde, daß er den Städten, die mit den Römern im Bündnisse standen, die völlige Freyheit, nach eigenen Gesetzen sich zu regieren, für Geld verkaufte, ob er gleich täglich die Häuser und das Vermögen der begüterten Römer confiscirte und öffentlich verkaufte. Denn er setzte seiner verschwendrischen Freygebigkeit gegen seine Schmeichler keine Grenzen. Und wie konnte auch ein Mann bey seinen Trinkgelagen und Ergötzlichkeiten Regeln der Sparsamkeit beobachten, der einstmals in einer öffentlichen Versammlung des römischen Volks, da über ein sehr grosses confiscirtes Vermögen eine Auction gehalten wurde, dasselbe für ein geringes Gebot einem seiner Freunde zuzuschlagen befahl, und da nachher jemand noch mehr bot, und der Auctionator dieses grössere Gebot ausrief, sehr aufgebracht wurde, und dabey sagte: „Ihr lieben Leute, bezeugt euch sehr tyrannisch gegen mich, da ihr mich nicht meine Beute so wohlfeil wollt verkaufen lassen, wie mirs beliebt.“ Lysander hingegen schickte die ihm selbst gemachten Geschenke mit der andern Beute seinen Mitbürgern nach Sparta. Ich mag dieses nicht loben, weil er vielleicht durch die Einführung des Geldes nach Sparta mehr Schaden dem Staate verursachte, als Sylla durch Wegnahme der Reichthümer zu Rom, aber

ich führe es als einen Beweis an, wie gleichgültig Lysander gegen den Reichthum war.

Jeder von diesen beyden Männern wirkte auf besondre Art auf sein Vaterland. Sylla, der unmässig und verschwendrisch war, machte seine Mitbürger frugaler. Lysander, der sich der wollüstigern Leidenschaften enthielt, erfüllte sein Vaterland damit. Der eine fehlte also dadurch, daß er schlechter war als seine eigene Gesetze, und der andere dadurch, daß er seine Mitbürger schlechter machte als er selbst war; denn er lehrte seinen Mitbürgern dasjenige nicht entbehren zu können, was er selbst entbehren konnte. — Dieß sind von ihren politischen Eigenschaften meine Bemerkungen.

Was die Schlachten, kriegrische Thaten, Menge der Siege, und grosse Gefahren betrifft, so kann Lysander mit dem Sylla nicht in Vergleichung kommen. Denn Lysander gewann nur zwey Seeschlachten, wozu ich noch die Eroberung Athens rechnen will, die zwar nicht sehr wichtig aber doch ruhmvoll war. Die unglücklichen Vorfälle in Böotien und bey Haliart scheinen von einer Unbesonnenheit hergekommen zu seyn, da er nicht so lange warten wollte, bis die grosse königliche Armee von Platäa ihm zu Hülfe gekommen war, sondern aus Wuth und Ehrgeitz zur Unzeit an die feindlichen Mauern anstürmte, und daher von schlechten Truppen in einem Ausfalle auf eine schimpfliche Art getödtet wurde. Er starb nicht wie Kleombrotus bey Leuktra, der sich den eindringenden Feinden entgegen stellte, noch wie Cyrus und Epaminondas, die ihre weichenden Truppen zum Stehen brachten, und, indem sie ihnen

den Sieg erwarben, als Könige und Feldherren auf dem Wahlplatze blieben. Lysander opferte sich wie ein gemeiner Soldat und Vorläufer ohne Ehre auf. Er bestättigte durch seinen Tod die Klugheit der alten Spartaner, welche sich immer vor Gefechten unter Mauern hüteten, weil da der größte Held von dem schlechtesten Kerl, und von einem Kinde oder Weibe erschlagen werden könnte, so wie Achill unter den Thoren von Troja vom Paris getödtet wurde.

Die Siege, die Sylla auch nur in förmlichen Schlachten gewonnen, und die tausende von Feinden, die er getödtet hat, sind nicht leicht zu zählen. Er nahm selbst Rom zweymal ein, und eroberte den Piräus nicht durch Hunger wie Lysander, sondern durch eine Menge harter Gefechte, wodurch er den Archelaus mit seiner Macht von dem festen Lande auf die Schife getrieben hatte. Auch waren die Gegner, die Lysander und die Sylla hatte, sehr verschieden. Denn ich halte es nur für ein scherzhaftes Spiel, des Alcibiades Steuermann Antiochus in einem Seetreffen zu schlagen, und den atheniensischen Demagogen Philokles zu hintergehen, — den unrühmlichen, der nur mit der Zunge fochte, — den Mithridates kaum mit seinem Reitknechte, und Marius mit seinem Gerichtsdiener würde verglichen haben. Dem Sylla hingegen stellten sich mächtige Herren, Consuln, Prätoren, Tribunen des römischen Volks, entgegen, und wer war, der andern nicht zu gedenken, fürchterlicher unter den Römern als Marius, mächtiger unter den Königen als Mithridates, und tapferer unter den Italienern

als Lamponius und Telesinus? von denen Sylla den ersten aus Rom jagte, den zweyten sich unterwürfig machte, und die letztern tödtete.

Das wichtigste unter allen aber ist, wie ich glaube, daß Lysander durch den Beystand seines Vaterlandes alle seine Siege gewann, Sylla hingegen, als ein von der Parthey seiner Feinde aus dem Vaterlande vertriebener, zu eben der Zeit, da seine Gemahlin verjagt, sein Haus niedergerissen, seine Freunde hingerichtet wurden, in Böotien gegen eine unzählbare Armee für sein Vaterland fochte und siegte. Und unter diesen Umständen in seinem Vaterlande bewies er sich dennoch gegen Mithridates, der ihm Bündniß und Truppen gegen seine Feinde anbot, nicht im geringsten schwach oder nachgebend, sondern würdigte ihn nicht einmal eher einer Unterredung und der rechten Hand, bis er die Versicherung erhielt, daß Mithridates Asien verlassen, Bithynien und Kappadocien ihren Königen wiedergeben, und den Römern die verlangen Schife überliefern wollte. Im ganzen Leben des Sylla war dieses gewiß die schönste und großmüthigste That, da er das gemeinschaftliche Beste seines Vaterlandes seinem Privatinteresse vorzog, und, wie edle Hunde, das, was er gefaßt hatte, nicht eher losließ, bis er es zu Boden geworfen, und sein Gegner gänzlich sich überwunden erkannt hatte, und alsdenn erst seine eigene Vertheidigung gegen seine Privatfeinde unternahm.

Vorzüglich zeigt ihr Betragen gegen Athen den Unterschied ihres beyderseitigen Charakters an. Sylla eroberte Athen, da es zur Vertheidigung der

Macht und Herrschaft des Mithridates wider ihn die Waffen führte, und ließ der Stadt alle ihre Freyheiten und Gesetze. Lysander zerstörte die eigenthümliche Macht der Athenienser, und hatte so wenig Mitleiden mit ihnen, daß er ihre demokratische Regierungsform ganz abschaffte, und sie der Herrschaft der ungerechtesten und grausamsten Tyrannen unterwarf.

Wir werden wohl nicht irren, wenn wir sagen, Sylla habe mehrere Siege erfochten, und Lysander weniger Fehler begangen, und dieser habe in Absicht der Uneigennützigkeit und Mäßigung, jener in Absicht des kriegerischen Ruhms und der Tapferkeit den Vorzug.

Cimon.

Der Wahrsager Peripoltas, welcher den König Opheltas mit seiner Völkerschaft aus Thessalien nach Böotien führte, hinterließ eine Nachkommenschaft, die lange Zeit im guten Ansehn stand, und meistens zu Chäronea wohnte, aus welcher Stadt die Barbaren zuerst waren vertrieben worden. Die mehrsten von diesem Geschlechte waren kriegrisch und tapfer, und schonten sich so wenig, daß sie in den Kriegen gegen die Meder und Gallier umkamen. Es blieb noch eine vater- und mutterlose Waise übrig, Namens Damon, welchem Knaben man auch den Zunamen Peripoltas gab. Dieser jun-

ge Mensch zeichnete sich durch eine besondere Schönheit und eine hohe Denkungsart aus, hatte aber nicht viel Kenntnisse, und rauhe Sitten. Ein Hauptmann einer römischen Cohorte, der zu Chäronea in Winterquartieren lag, verliebte sich in diesen Jüngling, der schon erwachsen war, und da er durch Geschenke und Zureden nichts bey ihm ausrichten konnte, gab er deutlich zu erkennen, daß er Gewalt brauchen würde, welches desto leichter möglich war, da unsre Vaterstadt sich damals in schlechten Umständen befand, und wegen ihres geringen Ansehens und Armuth nicht geachtet wurde. Damon, der sich theils vor Gewalt fürchtete, theils über die ihm geschehenen Zumuthungen sehr entrüstet war, machte einen Anschlag auf das Leben des römischen Officiers. Er zog nur wenige von den jungen Leuten, die im gleichen Alter mit ihm waren, in sein Complot, damit die Sache desto verschwiegener bliebe. Die ganze Zahl der Verschwornen bestand aus sechzehn Mann, welche sich in der Nacht ihr Gesicht mit Ruß beschwärzten, sich voll soffen, und dann mit Anbruch des Tages den Römer überfielen, der auf dem Markte opfern wollte. Sie brachten ihn nebst einigen von seinem Gefolge um, und entwichen darauf aus der Stadt. Bey dem darüber entstandenen Tumulte versammelte sich der Rath zu Chäronea, und verdammte die Mörder zum Tode, um durch dieses Urtheil ihre Stadt bey den Römern zu rechtfertigen. Als des Abends die Rathsherren, der dasigen Gewohnheit nach, mit einander speisten, überfiel sie Damon mit seinen Leuten im Rathhau-

se, brachte die Rathsherren alle um, und floh wieder zur Stadt heraus.

Einige Tage darauf zog Lucius Lucullus auf dem Marsche zu einer gewissen Expedition mit seiner Armee bey Chäronea vorbey. Er blieb wegen der eben erst vorgegangenen Begebenheit einige Tage stehen, und stellte eine Untersuchung an. Er fand, daß die Stadt keine Schuld, sondern vielmehr selbst noch darunter gelitten hatte, und setzte daher den Marsch mit der Arme weiter fort.

Damon verwüstete und plünderte indessen die Gegend um Chäronea, und wurde deswegen durch Abgeordnete und verschiedene zu seinem Vortheile abgefaßte Decrete wieder in die Stadt zurückgebracht. Er wurde zum Gymnasiarchen erwählt, aber kurz darauf in der Badstube, als er sich salbte, umgebracht. Es erschienen hernach lange Zeit fort an diesem Orte Gespenster, und man hörte Seufzen und Jammern, wie unsre Väter erzählen, daher die Thüren der Badstube zugemauert wurden. Und noch jetzt sagen die Nachbaren dieses Orts, daß sie Gespenster sehen, und klägliche Stimmen zuweilen hören. Es leben auch noch einige von der Nachkommenschaft des Damon, die meistens in Phocis bey Stiris wohnen, und, nach dem aeolischen Dialecte, Asbolomeni genannt werden, weil Damon bey der Ermordung des römischen Hauptmanns sich mit Ruße, welches sie Asbolum nennen, schwarz gemacht hatte.

Lange Zeit darauf gewannen die Orchomenier, die Nachbaren von Chäronea sind, und mit dieser Stadt in Streitigkeit geriethen, einen römischen

Syko=

Sykophanten durch Geld, daß er die ganze Stadt Chäronea, wie einen einzelnen Mann, wegen des vom Damon begangenen Mordes, in Rom anklagte. Die Sache wurde von dem römischen Prätor in Macedonien untersucht, weil damals die Römer noch keine Prätoren nach Griechenland schickten. Diejenigen, welche die Stadt Chäronea vor dem Gerichte vertheidigten, beriefen sich auf das Zeugniß des Lucullus. Der Prätor schrieb deswegen an den Lucullus, welcher auch, der Wahrheit gemäß, der Stadt zum Besten berichtete, und mein Vaterland, welches nun vor Gerichte unschuldig erklärt wurde, von einer grossen Gefahr errettete.

Die damahligen Einwohner von Chäronea liessen aus Dankbarkeit ihrem Erretter Lucullus eine marmorne Statüe auf dem Markte neben der Statüe des Bacchus errichten. Wir glauben, daß sich diese Wohlthat auch bis auf uns, ob wir gleich viele Menschenalter später leben, erstreckte, und da wir eine Abbildung der Eigenschaften und des Charakters für schöner halten, als die Abbildung des Körpers, so wollen wir in diesem Werke von Parallelen der Biographien die Thaten dieses Mannes beschreiben *), und der Wahrheit dabey getreu blei-

*) Die Muthmassung des Bryans, daß Plutarch mit dieser Biographie sein Werk von den Parallelen angefangen habe, ist sehr wahrscheinlich, wenigstens so viel gewiß, daß die mehrsten Lebensbeschreibungen nach dieser verfertigt worden. Daß aber die Worte im Texte των παραλληλων βιων von einem Abschreiber, und nicht vom Verfasser herrühren, dünkt mir weniger wahrscheinlich.

ben. Denn die blosse Erinnerung seines Andenkens ist zur Dankbarkeit hinreichend: eine falsche und erdichtete Erzehlung seines Lebens würde er selbst für keine würdige Belohnung seines wahrhaften Zeugnisses von Chäronea erkennen. Man verlangt von einem Mahler, der schöne Personen, die viel Reitz haben, abbildet, daß er die Flecken, die etwa das Original hat, nicht ganz weglasse, aber auch nicht zu genau ausdrücke, weil jenes das Gemählde unähnlich, dieses aber es häßlich machen würde. Eben so muß man, da es schwer, ja wohl unmöglich ist, das Leben eines Menschen ganz untadelhaft und fehlerfrey darzustellen, bey guten Menschen die Wahrheit, als die Aehnlichkeit vollkommen beobachten, aber die Fehler und Vergehungen, welche von einer Leidenschaft, oder politischen Nothwendigkeit nach den Umständen, herkommen, und sich in die Handlungen einschleichen, mehr für Mängel der Tugend als Bosheiten des Lasters halten, und sie nicht gar zu absichtlich und weitläuftig in der Geschichte erzehlen, sondern eine gewisse Ehrfurcht für die menschliche Natur haben, wenn sie keine ganz vollkommene Schönheit, und keinen ganz tadelfreyen tugendhaften Charakter hervorbringt.

Nach meinem Urtheile läßt sich Lucullus mit dem Cimon gut in Vergleichung stellen. Beyde waren kriegerisch, und erfochten ruhmvolle Siege gegen Ausländer: in Staatsgeschäften bezeigten sich beyde gelind, und verschaften ihrem Vaterlande bey innerlichen Uneinigkeiten wieder einige Ruhe. Alle beyde errichteten Trophäen, und gewannen die berühmtesten Siege. Denn vor dem Cimon war noch

niemand unter den Griechen, und vor dem Lucullus niemand unter den Römern so weit in feindliche Länder eingedrungen, wenn man den Herkules und Bacchus, die Züge des Perseus wider die Aethiopier, oder Meder und Armenier, und Jasons Zug ausnimmt, und von diesem die Geschichte aus so entfernten Zeiten bis auf uns glaubwürdig genug geblieben ist. Beyde hatten auch dieses mit einander gemein, daß sie den Krieg, den sie führten, nicht ganz zu Ende brachten, und jeder von ihnen den Feind zwar demüthigte, aber nicht stürzte. Besonders aber waren beyde in Absicht der gefälligsten Freygebigkeit und Gastfreundschaft, und ihrer prächtigen fast verschwenderischen Lebensart einander ähnlich, und wir übergehen hier vielleicht noch andere Aehnlichkeiten dieser beyden Männer, die man leicht in ihren Lebensbeschreibungen wird finden können.

Cimon war der Sohn des Miltiades, und seine Mutter Hegesipyle war von Geburt eine Thracierin, eine Tochter des Königs Olorus, wie aus den Gedichten, die Archelaus und Melanthius auf den Cimon gemacht haben, erhellet. Daher war der Geschichtschreiber Thucydides mit dem Cimon verwandt, dessen Vater Olorus seinen Namen von seinem Großvater hatte, und die Goldbergwerke in Thracien besaß. Er soll in Skaptehyle, einem Orte in Thracien, ermordet worden seyn, seine Asche wurde nach Attica gebracht, und sein Grabmahl steht auf dem Cimonischen Platze neben dem Grabe der Elpinice, Cimons Schwester. Thucydides aber war in Absicht der Gemeinde in Attica, zu der er gehörte, ein Alimusier, und Miltiades ein Laciade.

Miltiades wurde zu einer Geldstrafe von funfzig Talenten verdammt, und weil er diese Summe nicht bezahlen konnte, ins Gefängniß gesetzt, in welchem er starb, und den Cimon, der noch sehr jung war, nebst seiner ebenfalls noch jungen und unverheiratheten Schwester hinterließ. Cimon stand in seiner Jugend anfänglich in keinem guten Rufe, und wurde für einen unordentlichen, dem Trunke ergebenen Menschen gehalten, der seinem Großvater Cimon ähnlich wäre, welchem man wegen seiner Dummheit den Zunamen Koalemus gegeben hatte. Stesimbrotus aus Thasus, ein Zeitgenosse des Cimons, erzehlt, daß derselbe weder Musik, noch eine andere von den in Griechenland damals gewöhnlichen freyen Künsten gelernt habe, und von der atheniensischen Artigkeit und beredtem Witze ganz entfernt gewesen, hingegen etwas so freymüthiges und offenherziges gehabt habe, daß man ihm vielmehr einen peloponnesischen als attischen Charakter zuschreiben müssen — schlichtaufrichtig, schmucklos, höchstbiederherzig — wie Herkules beym Euripides.

In seiner Jugend beschuldigte man ihn auch, daß er mit seiner Schwester Elpinice einen zu vertrauten Umgang hätte, welche sonst auch nicht sehr ordentlich gelebt, und mit dem Mahler Polygnotus verbotene Liebe getrieben haben soll. Deswegen hat auch, wie man erzehlt, Polygnotus, da er in dem bedeckten Gange Plesianaktion, welcher jetzt Poecile heißt, die Trojanerinen mahlte, die Laodice ganz nach der Elpinice gemahlt. Polygnotus war kein handwerksmäßiger Mahler, der für Geld arbeitete, er mahlte auch den bedeckten Gang nicht für Geld,

sondern umsonst, um seiner Vaterstadt eine Ehre zu erzeigen, wie ausser den damaligen Schriftstellern auch der Dichter Melanthius durch folgende Ausdrücke bezeugt. — Auf seine Kosten schmückte er der Götter Tempel, und den cekropischen Markt, mit den erhabenen Heroen. —

Einige Geschichtschreiber melden, daß Cimon seine Schwester Elpinice nicht heimlich geliebt, sondern öffentlich zur Frau gehabt habe, weil sich wegen ihrer Armuth kein anständiger Freyer gefunden. In der Folge aber gewann Kallias, einer von den reichen Atheniensern, Neigung zu ihr, und versprach die Geldstrafe ihres Vaters zu bezahlen, unter welcher Bedingung er auch des Cimons Einwilligung erhielt.

Cimon scheint überhaupt den Frauenzimmern sehr geneigt gewesen zu seyn. Der Dichter Melanthius gedenkt in den scherzhaften Gedichten an den Cimon einer Asterie von Salamis, ingleichen einer gewissen Mnestra, als sehr von ihm verehrter Personen. Gewiß ist es, daß er die Isodice, eine Tochter des Euryptolemus, und Enkelin des Megakles, die seine rechtmäßige Gemahlin war, sehr heftig geliebt, und über ihren Tod äußerst betrübt gewesen, wie man aus den Elegien, in welchem er getröstet wird, ersehen kann, deren Verfasser, nach der Meinung des Philosophen Panätius, der sich auf die Zeit bezieht, der Naturlehrer Archelaus gewesen ist.

Die übrigen Eigenschaften des Cimons waren alle vorzüglich und bewundernswürdig. Er gab weder dem Miltiades an Kühnheit noch dem Themistokles an Klugheit etwas nach, und war nach allgemei-

nem Urtheile gerechter als beyde. Und so sehr er es ihnen an kriegerischen Eigenschaften gleich that, so sehr übertraf er sie an politischer Weisheit, ob er gleich noch jung und unerfahren war. Als Themistokles bey dem Einfalle der Perser das atheniensische Volk zu bereden suchte, die Stadt und die Gegend herum zu verlassen, sich auf die Schife bey Salamis zu begeben, und eine Schlacht zur See zu wagen, und die meisten über diesen Entschluß bestürzt wurden, so erschien Cimon zuerst ganz muthig, gieng durch den Ceramikus mit seinen Freunden auf das Schloß, und widmete einen Zügel, den er in der Hand trug, der Göttin Minerva, um anzudeuten, daß Athen bey gegenwärtigen Umständen keine Reuterey mehr, sondern Seeleute brauche. Nachdem er den Zügel der Minerva gewidmet, nahm er eines von den in dem Tempel hangenden Schilden, bat die Göttin um Beystand, und gieng ans Meer, wodurch er zuerst sehr vielen Atheniensern Muth machte. Er war auch, wie der Dichter Jon sagt, von untadelhafter Bildung, von grosser Gestalt, und hatte krauses, starkes und langes Haar.

In dem Seetreffen bey Salamis bewies er sich ausnehmend tapfer, und erwarb sich Ruhm und Hochachtung bey den Atheniensern: sie kamen haufenweise zu ihm, und ermunterten ihn, nach Handlungen zu trachten, die des väterlichen Sieges bey Marathon würdig wären. Als er anfieng, an Staatsgeschäften öffentlichen Antheil zu nehmen, sah es das atheniensische Volk mit grossem Vergnügen, und erhob ihn, weil es ohnehin des Themistokles überdrüßig war, und Cimons sanfteres Wesen und Aufrich-

tigkeit liebte, zu den wichtigsten Ehrenstellen in der Republik. Dabey unterstützte ihn auch Aristides, des Lysimachus Sohn, nicht wenig, der seinen ehrlichen Charakter kennen lernte, und ihn dem listigen verwegenen Themistokles entgegen stellte.

Nach der Entfernung der Perser aus Griechenland wurde er zum Admiral über die atheniensische Flotte ernannt. Die Athenienser hatten damals noch nicht die Oberherrschaft auf dem Meere, sondern standen noch unter dem Pausanias und den Lacedämoniern. Cimon zog zuerst auf seine Mitbürger, die auf allen Zügen durch eine vorzügliche Ordnung und lebhaften Eifer sich auszeichneten, die Bewunderung der andern Griechen. Da in der Folge Pausanias auf Verrätherey dachte, mit den Feinden darüber unterhandelte, und mit dem persischen Könige darüber Briefe wechselte, gegen die griechischen Bundesgenossen aber sich strenge und gebietrisch betrug, und seine Gewalt mit einem thörichten Stolze unerträglich machte, so nahm sich Cimon derjenigen, die Unrecht litten, mit vieler Menschenliebe an, und verschafte durch dieses sanfte Betragen unvermerkt, ohne Waffen, sondern bloß Güte und Zureden zu gebrauchen, den Atheniensern den Oberbefehl über die griechischen Flotten. Denn die meisten unter den griechischen Bundesgenossen begaben sich unter seine und des Aristides Aufsicht, da sie die Härte und den Uebermuth des Pausanias nicht ertragen konnten. Cimon und Aristides nahmen die Bundesgenossen in ihren Schutz, und liessen zugleich den Ephoren in Sparta melden, wie sehr es nöthig sey, daß sie den Pausanias, der Sparta um die erlangte Ehre ge-

bracht, und die Griechen mißvergnügt und unruhig gemacht, zurückberiefen.

Zugleich ereignete sich folgende Begebenheit. Pausanias verliebte sich zu Byzanz in ein Mädchen von vornehmer Geburt, Namens Kleonice, und verlangte sie zum unehrbaren Umgange. Die Aeltern wurden durch Furcht und Schrecken gezwungen, ihre Tochter dem Pausanias zuzuschicken. Wie sie vor sein Schlafzimmer kam, bat sie das Licht wegzunehmen, weil sie in der Stille und im Finstern sich dem Pausanias nähern wollte, der schon schlief. Sie fiel aber im Finstern ins Zimmer, und stieß wider Willen die Lampe um. Pausanias, der über das Lärmen erschrack, und glaubte, daß er von einem Feinde überfallen würde, ergrif den bey ihm liegenden Degen, und stieß das Mädchen nieder, das hernach an der empfangenen Wunde starb. Diese getödtete Jungfer ließ ihm keine Ruhe, sondern erschien ihm des Nachts immer im Traume als ein Gespenst, und sagte immer voller Zorn zu ihm: Komm, eile vors Gericht, wo Frevel der Männer gestraft wird. —

Durch diesen Zufall wurden die griechischen Bundesgenossen noch mehr gegen ihn aufgebracht, und belagerten ihn unter Anführung des Cimons in Byzanz. Er entfloh aber, und eilte, weil er durch das Gespenst immerfort beunruhigt wurde, in den Tempel zu Heraklea, wo man die Seelen der Verstorbenen zu befragen pflegte. Hier ließ er den Geist der Kleonice beschwören, und bat sie, ihren Zorn fahren zu lassen. Sie erschien ihm, und sagte: — Du wirst bald zu Sparta von allen deinen Uebeln befreyt werden, wodurch sie seinen bevorstehenden

Tod scheint angedeutet zu haben. So wird die Sache von vielen erzehlt.

Cimon segelte mit den griechischen Bundesgenossen, die sich unter seine Anführung begeben hatten, als oberster Feldherr nach Thracien, weil er Nachricht erhalten, daß einige vornehme Perser, die mit dem Könige selbst verwandt waren, die Stadt Eion am Flusse Strymon eingenommen hatten, und die Griechen der dasigen Gegend sehr belästigten. Er schlug die Perser in einem Treffen, und schloß sie in der Stadt ein. Darauf verjagte er die Thracier am Flusse Strymon, die den Feinden Lebensmittel zuführten, besetzte die ganze Gegend, und trieb die Belagerten durch Hungersnoth so weit, daß Butes, der persische General, aus Verzweiflung die Stadt in Brand steckte, und sich mit allen seinen Freunden und Schätzen verbrannte. Cimon hatte also von der Eroberung der Stadt wenig Nutzen, weil das meiste mit den Barbaren verbrannt war, er gab aber das Gebiet der Stadt, eine der schönsten und fruchtbarsten Gegenden, den Atheniensern ein. Diese liessen ihm deswegen einige steinerne Hermessäulen errichten, auf deren ersten folgendes stand:

Tapfer waren die Männer, die die Jugend der Meder bey Eion an Strymons Gestade durch heftigen Hunger und die Gewalt des Mars vertilgten.

Auf der zweyten Säule stand: Zum Lohne der Verdienste und grosser erfochtener Vortheile widmeten die Athenienser ihren Feldherren diese Säulen. Wer von den Nachkommen wird, wenn er sie sieht, nicht gern wollen für das gemeine Wohl des Vaterlandes sterben?

Auf der dritten war diese Inschrift: Einst zog aus dieser Stadt Menestheus mit den Atriden wider das herrliche Troja, und stellte, wie Homer erzehlt, unter den gerüsteten Griechen am besten das Heer zur Schlacht. So blieb den Atheniensern stets der Ruhm, geschickt den Krieg zu ordnen und zu führen.

Obgleich auf keiner von diesen Inschriften des Cimons Name vorkommt, so war doch dieses die allergrößte Ehre, die er zu seiner Zeit erlangen konnte; denn weder Themistokles noch Miltiades gelangten dazu. Vielmehr stand Sophanes aus Dekelien in der Versammlung des Volks auf, und redete wider den Miltiades, da dieser zu seiner Belohnung einen Kranz von Oelzweigen verlangte, und gebrauchte dabey den nicht billigen, obgleich dem Volke sehr angenehmen Ausdruck: „Wenn du, Miltiades, einmal ganz allein wider die Feinde fechten, und sie so schlagen wirst, so fodre ganz allein die Ehre davon für dich. Warum mochten wohl damals die Athenienser diese That des Cimons so hoch schätzen? Vielleicht, weil sie unter den bisherigen Feldherren nur zu ihrer eigenen Vertheidigung gegen die Feinde gefochten hatten, und unter dem Cimon den Feinden selbst Schaden zufügen konnten, in deren eigenen Lande Krieg führten, ihnen selbst Land wegnahmen, und Eion und Amphipolis zu atheniensischen Pflanzstädten machten.

Die Athenienser erhielten auch durch den Cimon auf folgende Art die Insel Scyros. Die Doloper, welche diese Insel bewohnten, vernachläßigten gänzlich den Ackerbau, und trieben schon seit langer Zeit

Seeräuberey. Endlich trieben sie es so weit, daß sie auch die Fremden, die in ihre Hafen kamen, und mit ihnen handelten, nicht mehr schonten, und einige thessalische Kaufleute, die in ihren Hafen Ktesion eingelaufen waren, plünderten und in Verhaft setzten. Diese aber entkamen aus dem Gefängnisse, und brachten ihre Klage wider die Stadt bey den Amphictyonen an. Die Einwohner der Stadt wollten die ihnen zuerkannte Geldstrafe nicht bezahlen, sondern verlangten, daß man sich an die halten sollte, die die Kaufleute geplündert und die Beute behalten hätten. Darüber geriethen die Räuber in Furcht, und meldeten dem Cimon schriftlich, daß sie ihm die Stadt verrathen wollten, wenn er mit seiner Flotte hinkäme. Auf solche Art nahm Cimon die Insel ein, verjagte die Doloper, und machte das aegäische Meer wieder sicher.

Weil Cimon bey dieser Gelegenheit erfuhr, daß der alte atheniensische König Theseus, des Aegeus Sohn, der aus Athen nach Scyros geflohen, und dort von dem Könige Lykomedes, der sich vor ihm furchte, meuchelmörderisch umgebracht worden war, in Scyros begraben läge, so gab er sich viele Mühe, das Grab zu finden. Die Athenienser hatten durch ein Orakel den Befehl bekommen, des Theseus Asche nach Athen zu bringen, und ihn als einen Halbgott zu verehren. Aber man hatte bisher nicht gewußt, wo sein Grab wäre, und die Einwohner von Scyros hatten es weder anzeigen, noch auch suchen lassen wollen. Cimon fand endlich mit vieler eifriger Mühe die Grabstätte, nahm die Gebeine des Theseus auf sein eigen Schif, welches er prächtig aus-

schmücken ließ, und brachte sie so, fast vierhundert Jahre nach dem Tode des Theseus, *) nach Athen.

Das athemiensische Volk bekam eben dadurch eine besondere Liebe zu ihm, und ließ zum Andenken dieser Begebenheit jenen so berühmten Wettstreit der Trauerspieldichter anstellen, bey welchem Sophokles, der noch sehr jung war, sein erstes Trauerspiel aufführen ließ, und der Archon Aphepsion wegen des getheilten Beyfalls und der Partheyen der Zuschauer sich nicht getraute, die Richter zur Bestimmung des Preises zu ernennen. Als aber Cimon mit seinen Generalen auf das Theater kam, und das gewöhnliche Opfer brachte, ließ er sie nicht wieder weggehen, sondern zwang sie, den Richtereyd zu leisten, und den Preis zu bestimmen, zumal da jeder dieser zehn Generale aus einer der zehn attischen Gemeinden war. Dieser Wettstreit erregte nun durch die hohe Würde der Richter noch mehr den Ehrgeitz. Sophokles erhielt den Preis, und Aeschylus soll darüber so mißvergnügt geworden seyn, daß er kurze Zeit darauf aus Unwillen Athen verließ, und sich nach Sicilien begab, wo er auch starb, und zu Gela begraben wurde.

Jon erzehlt, daß er noch in seiner frühen Jugend, als er von Chios nach Athen gereiset, um den Laomedon zu besuchen, beym Cimon gespeist, und Cimon nach dem Trankopfer auf Bitten seiner Freunde so schön gesungen habe, daß ihn alle, die zugegen, bewundert, und dabey die Anmerkung gemacht

*) Oder vielmehr fast achthundert Jahr, wie Dacier mit mehr Wahrscheinlichkeit angiebt.

haben, er sey geschickter als Themistokles, denn dieser könne, nach seinem eigenen Ausdrucke, weder singen noch spielen, sondern nur eine Stadt groß und reich machen. Bey dieser Gelegenheit, da natürlicher Weise das Gespräch währendem Trunke auch auf die Thaten des Cimons kam, und diese sehr gepriesen wurden, soll er selbst eine Kriegslist von sich erzehlt haben, die er für eine seiner klügsten Thaten gehalten.

Die griechischen Bundesgenossen verlangten nämlich, da sie in Sestus und Byzanz viele Kriegsgefangene gemacht hatten, eine Theilung. Cimon stellte auf die eine Seite die Gefangenen, auf die andere allen Schmuck und Kleider, die die Gefangenen gehabt hatten. Die Bundesgenossen beschwerten sich darüber, weil es eine ungleiche Theilung sey. Cimon aber sagte, er überliesse ihnen die Wahl, welchen von den beyden Theilen sie nehmen wollten, und die Athenienser würden mit demjenigen Theile, den sie ihnen liessen, zufrieden seyn. Herophytus aus Samos rieth ihnen, den Schmuck der Perser anstatt der nackten Perser zu nehmen, welches sie auch thaten, und die Kostbarkeiten nahmen, die Gefangenen aber den Atheniensern liessen. Man lachte damals den Cimon über diese Theilung aus, da die Bundesgenossen die goldenen Armbänder, Ketten, Halsschmuck und herrlichen purpurnen Kleider, die Athenienser hingegen die nackten Leute, die gar zu keiner Arbeit geschickt waren, zum Antheil bekamen. Kurze Zeit darauf aber kamen die Freunde und Verwandten der Gefangenen aus Phrygien und Lydien, und kauften sie alle mit grossen Summen los. Ci-

mon wurde durch die Menge dieses Geldes in den Stand gesetzt, vier Monate hindurch seine ganze Flotte damit zu versorgen, und noch über dieß viel Geld davon nach Athen zu schicken.

Cimon hatte sich nun in seinen Kriegen ein grosses Vermögen erworben, aber er wandte dasjenige, was er auf eine rühmliche Art von den Feinden gewonnen hatte, auf eine noch rühmlichere Art zum Besten seiner Mitbürger an. Er ließ von seinen Aeckern die Zäune wegreissen, damit Einheimische und Fremde, die es bedurften, so viele Früchte, als sie wollten, ohne Furcht nehmen könnten. Er hielt alle Abende eine Tafel für Dürftige bereit, die zwar nicht kostbar besetzt, aber mit hinlänglichen Speisen für eine grosse Menge versehen war. Hier konnte, wer da wollte, von den armen Bürgern speisen, und sich ohne Arbeit ernähren, und seine Zeit ganz den öffentlichen Angelegenheiten der Stadt widmen. Aristoteles sagt zwar, daß es nicht allen Atheniensern, sondern nur denen, die zur Gemeinde der Laciaden gehört, aus welcher er selbst war, freygestanden hätte, das Abendbrodt bey ihm zu essen. Es begleiteten ihn immer zwey oder drey Jünglinge, die gute Mäntel anhatten, und die, wenn Cimon einem alten Bürger begegnete, der schlecht gekleidet war, ihre guten Mäntel mit seinem schlechten vertauschten. Man fand dieses Betragen sehr edelmüthig. Eben diese Jünglinge trugen immer eine Menge Geld bey sich, und wenn sie Dürftige von vornehmen Stande auf dem Markte bemerkten, stellten sie sich zu ihnen hin, und drückten ihnen in der Stille Geld in die Hände.

Darauf bezieht sich Kratinus in seiner Comödie, die den Titel Archilochen hat, wenn er den Schreiber Metrobius so redend einführt: „Ich armer Schreiber Metrobius dachte auch mein Alter recht vergnügt beym Cimon, dem göttlichen, gastfreyen Manne, den besten und ersten aller Griechen zuzubringen; aber er starb eher als ich. Eben deswegen sagte auch Gorgias aus Leontium: Cimon erwarb sich Geld, um es zu nutzen, und nutzte es, um sich Ehre zu erwerben. Und Kritias, einer der dreyßig Lacedämonischen Regenten zu Athen, wünschte sich den Reichthum des Skopas, *) die Großmuth des Cimons, und die Siege des lacedämonischen Königs Agesilaus.

Der Spartaner Lichas machte sich, wie bekannt ist, durch nichts weiter, als bloß dadurch unter den Griechen berühmt, daß er die Fremden bey den Kampfspielen der lacedämonischen Jugend bewirthete. Cimons Freygebigkeit übertraf selbst die alte Gastfreyheit und Menschenliebe der Athenienser, die mit Recht darauf stolz sind, daß sie den Griechen das Säen, und allen Menschen, die es verlangten, Brunnen zu graben, und Feuer zu machen lehrten. Cimon machte sein Haus zu einem allgemeinen Unterhaltungshause seiner Mitbürger, und auf seinen Landgütern vergönnte er den Fremden sogar die Erstlinge der Früchte, und alles, was die Jahrszeit mit sich brachte, nach Belieben zu nehmen, wodurch er die unter dem Saturn, der Mythologie nach, gewesene und

*) Eines reichen Thessaliers, S. das Leben des Cato im 3. Th. dieser Biographien S. 312. u. f.

so berühmte Gemeinschaft der Güter auf gewisse Art wieder einführte.

Diejenigen, welche dieser Großmuth den Vorwurf machen, daß es Schmeicheley gegen das Volk, um dasselbe auf Cimons Seite zu bringen, gewesen sey, werden durch die Grundsätze des Cimons, der der aristokratischen und lacedämonischen Regierungsart sehr geneigt war, hinlänglich widerlegt. Cimon widersetzte sich vielmehr mit dem Aristides dem Themistokles, der die Gewalt des Volks über die gehörigen Grenzen erweitern wollte, und gerieth hernach mit dem Ephialtes in Zwistigkeit, der, um dem Volke sich gefällig zu machen, den Senat der Areopagiten aufheben wollte. Er enthielt sich auch von allen Bestechungen und Bereicherungen auf gemeine Kosten bey der Verwaltung der Staatsgeschäfte beständig frey, und nahm für alle seine Reden und Beschäftigungen keine Belohnung, ob er gleich sahe, daß sich alle andre, den Aristides und Ephialtes ausgenommen, auf Kosten der Republik bereicherten.

Ein Perser, Namens Rhoesakes, der von seinem Könige abgefallen, und mit vielem Geld nach Athen gekommen war, wurde von betrügerischen Advocaten chikanirt. Er nahm seine Zuflucht zum Cimon, und setzte in den Vorsal zwey Schaalen, davon die eine mit silbern Darikern, die andre mit Goldstücken angefüllt war. Cimon lächelte, wie er es gewahr wurde, und fragte den Fremdling: „Willst du den Cimon lieber zu deinem Freunde oder zu deinem Miethlinge haben?“ — „Zum Freunde,“ — antwortete jener. „Nun, so nimm das wieder mit, sagte Cimon, denn da ich dein Freund

gewor=

geworden bin, will ich mich deines Geldes bedienen, wenn ich es werde nöthig haben."

Die griechischen Bundesgenossen wurden des Krieges gegen die Perser überdrüßig, und wollten, da die Feinde aus dem Lande getrieben waren, und sie nicht weiter beunruhigten, die Fortsetzung des Krieges also nicht nöthig war, auch ihn nicht weiter fort führen, sondern in Ruhe und Frieden den Ackerbau treiben: sie errichteten zwar noch immer die festgesetzte Kriegssteuer, aber sie lieferten nicht die bestimmte Anzahl von Leuten und Schifen. Die die andern atheniensischen Feldherren zwangen sie mit Gewalt dazu, und straften die Nachläßigen mit ziemlicher Stenge, wodurch sie die atheniensische Obergewalt bey den Bundesgenossen sehr verhaßt machten. Cimon hingegen schlug einen andern Weg ein. Er zwang keinen einzigen Griechen mit Gewalt, sondern nahm von allen, die nicht mit zu Felde ziehen wollten, Geld und leere Schife an, und ließ sie der Reitze der ruhigen Muße zu Hause geniessen, und aus tapfern Soldaten durch Ueppigkeit und Unverstand feige Ackersleute und Kaufleute werden. Er brachte aber desto mehr Athenienser auf die Schife, und machte sie in kurzer Zeit durch die Uebung im Kriege auf Kosten der Bundesgenossen durch derselben eigenes Geld zu ihren Herren. Denn da sie beständig zur See waren, die Waffen in den Händen hatten, und geübte tüchtige Soldaten wurden, gewöhnten sich die Bundesgenossen an, sich für sie zu fürchten, und ihnen zu schmeicheln, und wurden aus Bundesgenossen zinsbare Knechte von ihnen.

Selbst den Stolz des grossen persischen Königs demüthigte und erniedrigte niemand mehr als Cimon. Er ließ den Persern keine Ruhe, da sie Griechenland verlassen hatten, sondern folgte ihnen gleichsam auf dem Fusse nach, ohne daß sie sich erholen und wieder in Ordnung stellen konnten, er verwüstete und plünderte theils ihre Länder, theils machte er die Einwohner von den Persern abwendig, und zog sie auf die Parthey der Griechen. So machte er in Asien von Jonien bis Pamphilien alles von Persern leer.

Auf erhaltene Nachricht, daß eine grosse persische Flotte und eine starke Armee an der Küste von Pamphilien sich versammelt hätte, faßte er den Entschluß, die Feinde abzuhalten, daß sie sich nicht diesseits der chelidonischen Inseln sehen lassen dürften, und gieng von Knidos und Triopium mit einer Flotte von zweyhundert Schifen ab, welche vom Themistokles so erbaut worden waren, daß sie sich schnell und leicht wenden konnten. Cimon ließ sie breiter machen, und eine Leiter über das ganze Verdeck ziehen, damit destomehr Soldaten darauf erscheinen, und den Feinden einen desto fürchterlichen Anblick machen möchten.

Er segelte gegen die Stadt Phaselis, deren Einwohner zwar Griechen waren, aber weder die Flotte Cimons aufnehmen, noch von ihrem Könige abfallen wollten. Er verwüstete daher die umliegende Gegend, und rückte an die Stadtmauern. Aber die Chier, die sich mit bey der Flotte Cimons befanden, und schon seit langer Zeit Freunde der Phaseliten waren, besänftigten theils den Unwillen

des Cimons, theils warfen sie kleine Zettelchens, die sie an Pfeile gebunden hatten, über die Stadtmauern, und benachrichtigten die Phaseliten von den Umständen. Endlich brachten sie einen Vergleich zu Stande, nach welchem die Einwohner von Phaselis zehn Talente geben mußten, und sich mit Cimon zum Kriege gegen die Perser verbanden.

Ephorus berichtet, daß damals Tithraustes die königliche Flotte, und Pherendates die Armee zu Lande commandirt habe; Kalisthenes hingegen sagt, Ariomandus, des Gabrias Sohn, sey der Generalissimus der ganzen königlichen Kriegsmacht gewesen. Er lag mit seiner Flotte bey dem Flusse Eurymedon, und war nicht willens, sich mit den Griechen in eine Schlacht einzulassen, sondern erst die achtzig phönicische Schife, die von Cypern her ihm zu Hülfe kommen sollten, zu erwarten. Aber Cimon wollte den Feinden zuvorkommen, und segelte auf sie zu, um sie, wenn sie nicht Lust hätten zu schlagen, mit Gewalt zu einer Schlacht zu nöthigen, ehe sie die erwartete Verstärkung erhielten. Die Feinde zogen sich anfänglich, um nicht zu einer Schlacht genöthigt zu werden, aus der See in den Fluß selbst zurück. Wie sie aber von den Atheniensern angegriffen wurden, so segelten sie ihnen mit einer Flotte entgegen, die, nach dem Phanodemus, aus sechshundert Schifen, nach dem Ephorus aber aus dreyhundert und funfzig Schifen bestand. Allein sie thaten keinen Widerstand, der einer so grossen Seemacht würdig gewesen wäre, sondern zogen sich sehr bald gegen das Land zurück: die erstern entkamen und flohen zu der Landarmee, die in der Nähe stand, die

andern fielen den Athenienſern in die Hände, und wurden größtentheils mit den Schifen zu Grunde gerichtet. Daß übrigens die Anzahl der feindlichen bewaffneten Schife sehr groß gewesen sey, kann man daraus schliessen, daß die Athenienser, ohnerachtet der vielen, die davon kamen, oder zertrümmert wurden, doch noch zweyhundert Schife eroberten.

Indessen war die feindliche Landarmee gegen das Meer zu angerückt. Cimon hielt es für etwas schweres, mit Gewalt eine Landung zu versuchen, und die schon abgematteten Griechen den frischen weit überlegenen Truppen der Feinde entgegen zu stellen. Da er jedoch sahe, daß seine Truppen voll Muth und Lebhaftigkeit wegen des schon erhaltenen Sieges, und voll Begierde waren, den Feind auch zu Lande anzugreifen, ließ er sie, so erhitzt wie sie vom Seetreffen waren, ans Land steigen, und mit Ungestüm und einem heftigen Feldgeschrey auf die Feinde losgehen. Diese hielten Stand, und fochten mit einer herzhaften Tapferkeit. Die Schlacht wurde sehr hart, und es kamen die besten und vornehmsten Athenienser dabey um; endlich aber siegten dennoch die Griechen, schlugen die Feinde gänzlich in die Flucht, machten viele Gefangene, und eroberten auch das feindliche Lager, welches mit allen Arten von Reichthümern angefüllt war.

Cimon hatte, wie ein vortreflicher Fechter, an einem Tage in zwey Kämpfen gesiegt. Er hatte durch das Treffen zu Lande die Seeschlacht bey Salamis, und durch das Treffen zur See den Sieg zu Lande bey Platäa übertroffen *), und wollte zu diesen

*) Es ist nicht nöthig, wenn man die Reiskesche Interpunction annimmt, in dieser etwas dun-

Siegen noch einen dritten Kampf dazu gewinnen. Er segelte den achtzig phönicischen Schifen, die nicht bey der Schlacht mit gewesen waren, und den erhaltenen Nachrichten zufolge, bey Hydrus *) liegen sollten, eilfertig entgegen. Die Capitaine dieser Schife hatten noch keine sichere Nachricht von dem, was mit der grossen persischen Flotte vorgefallen war, und schwebten noch in Ungewißheit und Furcht. Sie erschracken daher über den Angriff des Cimons desto mehr, und verloren alle ihre Schife und den größten Theil der Truppen.

Diese Vorfälle demüthigten den Stolz des persischen Königs so sehr, daß er darauf jenen Weltberühmten Frieden schloß, in welchem er versprechen mußte, seine Schife stets in einem Raume,

keln Stelle an eine Veränderung des Textes zu gedenken, oder Fehler der Abschreiber zu muthmassen. Plutarch will sagen, Cimon habe durch seinen doppelten Sieg die Seeschlacht bey Salamis übertroffen, weil dabey kein Sieg zu Lande war, und den Sieg zu Lande bey Platäa, weil dabey kein Sieg zur See war. Cimon gewann beyde Schlachten an einem Tage, und machte dadurch seinen Sieg vollkommener als jene waren.

*) Weil die alten Schriftsteller keines Orts ererwähnen, der Hydrus geheissen, so will Lubinus dafür Syrde lesen, welches ein Ort in Cilicien am Meere war. Dacier setzt dafür Hydrussa, welches eine von den cykladischen Inseln gewesen seyn soll. Moses du Soul will gar Cypern anstatt Hydrus lesen. — Kann es denn nicht aber einen Ort Hydrus gegeben haben, obgleich die alten Schriftsteller ihn nicht erwähnen, und wir nichts davon wissen?

den ein Pferd auf einmal durchlaufen kann, das ist auf dreyhundert Stadien, von dem griechischen Meere weit entfernt zu halten, und mit keinem Kriegsschife innerhalb der kyaneischen und chelidonischen Inseln zu erscheinen. Kallisthenes sagt zwar, daß dieses kein eigentlicher Friedensartikel gewesen sey, daß aber die Perser noch aus Furcht wegen der erlittenen grossen Niederlage sich stets in einer so grossen Entfernung von Griechenland gehalten hätten, daß weder Perikles noch Ephialtes, da jener mit funfzig und dieser nur mit dreyßig Schifen über die chelidonischen Inseln hinaussegelten, ein einziges feindliches Schif angetroffen hätten. Allein man findet in den öffentlichen Acten des atheniensischen Volks, welche Kraterus gesammelt hat, eine Abschrift von diesem Frieden, in welcher diese Bedingung vorkommt. Die Athenienser sollen auch dieser Ursache wegen dem Frieden einen Altar errichtet, und dem Kallias, der als Gesandter diesen Frieden schloß, ganz vorzügliche Ehre erwiesen haben.

Das Geld, welches aus der verkauften Beute gelöst wurde, betrug so grosse Summen, daß das atheniensische Volk davon nicht allein viele andre öffentliche Kosten bestreiten konnte, sondern auch die Mauer am Schlosse, die gegen Mittag steht, erbauen ließ. Cimon selbst soll auch zu der langen Mauer, die den Namen Skele führt, und die erst in den folgenden Zeiten völlig fertig wurde, den ersten Grund habe legen lassen, und die Kosten dazu hergegeben, daß der sumpfigte und morastige Boden, auf welchem die Mauer aufgeführt werden mußte, durch Kies und schwere Steine dicht und fest ge-

macht wurde. Er war auch der erste, der Athen durch die, der Ergötzung der freygebornen Athenienser bestimmten, niedlichen bedeckten Gänge, an denen man nachher so grosses Vergnügen fand, verschönerte. Er ließ ferner den Marktplatz mit Ahornbäumen bepflanzen, und machte die so genannte Akademie, welches ein dürrer schlechter Platz war, zu einem mit Springbrunnen versehenen Park, und ließ darinnen schattigte und angenehme Spaziergänge anlegen.

Diejenigen Perser, welche Chersones inne hatten, wollten es nicht verlassen, und riefen die Oberthracier zu Hülfe, ohne sich vor dem Cimon zu fürchten, der nur mit wenigen Schifen von Athen gegen sie abgesegelt war. Cimon grif sie an, nahm mit seinen vier Schifen ihre dreyzehn Schife weg, jagte die Perser davon, schlug die Thracier, und brachte ganz Chersones unter die Bothmässigkeit der Athenienser. Darauf bekriegte er die Thasier, die von den Atheniensern abgefallen waren, nahm ihnen drey und dreyßig Schife weg, eroberte ihre Stadt, eignete die Goldbergwerke auf dem festen Lande der Thasier den Atheniensern zu, und nahm das ganze Gebiet ein, das den Thasiern gehörte.

Er hätte von da aus leicht in Macedonien einbrechen, und ein grosses Stück Land davon erobern können, welches er aber, wie es scheint, nicht thun wollte, daher er auch beschuldigt wurde, daß er vom macedonischen Könige Alexander sich habe bestechen lassen. Er vertheidigte sich vor dem Gerichte, welches dieserwegen gehalten wurde, in Gegenwart seiner Feinde mit diesen Ausdrücken: „Ich

halte weder mit den reichen Joniern noch den Thessaliern, wie viele thun, um Ehre und Reichthümer zu bekommen, das Gastrecht, sondern mit den Macedoniern *), deren Sparsamkeit und Mässigkeit ich hochschätze und nachzuahmen suche, und sie allen Reichthümern vorziehe; und ich freue mich darüber, daß ich die Stadt Athen mit feindlicher Beute bereichere." Stesimbrotus, der auch dieses Gerichts erwähnt, sagt, daß Cimons Schwester, Elpinice, zum Perikles gegangen, und für ihren Bruder gebeten habe, weil Perikles der heftigste Ankläger des Cimons gewesen sey. Perikles aber habe lächelnd zu ihr gesagt: „Elpinice, du bist zu alt, um dich mit dergleichen Dingen abgeben zu können." Indessen habe er sich doch in dem Gerichte sehr gelind gegen den Cimon bewiesen, und sey nur ein einzigmal eine Klage vorzubringen aufgestanden, um doch etwas dabey zu thun.

In diesem Gerichte wurde Cimon völlig unschuldig erklärt. Er behauptete aber, so lange er in Athen war, beständig die Oberhand über das Volk, und hielt es zurück, wenn es sich gegen die Edlen auflehnte, und ihnen alle Macht und Gewalt, die sie in der Republik besassen, rauben woll-

*) Einige Editoren und Uebersetzer glauben, daß es Lacedämonier heissen müsse, und wollen diese Leseart in einigen Codicibus gefunden haben. Reiske hat sie sogar in den Text genommen, aber ich sehe keinen hinlänglichen Grund zu dieser starken Veränderung des Textes, vielmehr scheint der Zusammenhang des Sinnes in der Cimonischen Rede die Leseart, Macedonier, zu verlangen.

te. Da er aber wieder zu einer neuen Expedition abgesegelt war, erhob sich das Volk von neuen, warf die bisherige Staatsverfassung, und die durch Gesetze beståttigte Ordnung über den Haufen, und nahm, unter Anführung des Ephialtes, dem Senate Areopagus die ganze Gerichtsbarkeit, wenige Fälle ausgenommen. Er unterwarf sich alle Gerichte, und machte die Regierungsform zu Athen vollkommen demokratisch. Perikles, der damals die meiste Gewalt besaß, hielt es mit der Parthey des Volk. Cimon wurde bey seiner Rückkunft sehr aufgebracht, daß die Würde des Senat so beschimpft worden war, und suchte wiederum die Gerichtsbarkeit an den Senat zu bringen, und die aristokratische Verfassung, die Klisthenes errichtet hatte, wieder herzustellen, worüber seine Feinde ein grosses Geschrey erhoben, und mit vereinigten Bemühungen das Volk wider ihn erbitterten. Sie brachten auch dabey die ehemalige Beschuldigung wegen eines mit seiner Schwester gepflogenen verbotenen Umgangs wieder vor, und machten ihm den Vorwurf, daß er ganz lacedåmonisch gesinnt sey. Darauf bezieht sich auch jene bekannte Stelle, in den Comödien des Eupolis vom Cimon: „Er war kein böser Mann eben, aber er liebte den Trunk und war nachlässig. Er schlief auch einigemal zu Lacedåmon, und ließ indessen seine arme Schwester Elpinice allein.“ — Wenn Cimon als ein nachlässiger, dem Trunke ergebener Mann, so viele Städte erobert, und so viele Schlachten gewonnen hat, so ist gewiß, daß er, wenn er imer nüchtern und aufmerksam gewesen wä-

re, alle Griechen, die je vor ihm und nach ihm gewesen sind, würde übertroffen haben.

Er war von Jugend auf ein grosser Freund der Lacedämonier: er gab auch dem einen von den beyden Zwillingen, die ihm geboren wurden, den Namen Lacedämonius, und dem andern Eleus. Sie sollen, wie Stesimbrotus sagt, Kinder der zweyten Gemahlin des Cimons, Klitoria, welches keine Athenienserin war, gewesen, und daher ihnen oft vom Perikles, ihr fremdes mütterliches Geschlecht vorgeworfen worden seyn. Diodorus Periegetes aber sagt, daß sowohl diese beyden, als auch der dritte Sohn des Cimons, Thessalus, Kinder der Isodice gewesen, die eine Tochter des Euryptolemus und Enkelin des Megakles war.

Cimon wurde auch durch die Lacedämonier vorzüglich empor gebracht, denn sie waren dem Themistokles in allem entgegen, und wünschten, daß der damals junge Cimon daß meiste Ansehen und die größte Gewalt zu Athen erlangen möchte. Und die Athenienser sahen es auch anfänglich ganz gerne, daß sie durch die Gunst der Lacedämonier gegen den Cimon verschiedene wichtige Vortheile gewannen, und besonders durch diese Begünstigung des Cimons ihre Macht vermehren, und die Oberherrschaft über die Bundesgenossen an sich bringen konnten. Denn die meisten griechischen Angelegenheiten giengen durch den Cimon, der sich gegen die Bundesgenossen sehr gelind, und gegen die Lacedämonier, sehr gefällig betrug. Da sie aber nachher mächtiger geworden waren, und Cimon ganz öffentlich dem Interesse der Lacedämonier sich erge=

ben bezeigte, so wurden sie mißvergnügt. Er selbst erhob immer in allen Dingen Lacedämon gegen die Athenienser, und besonders soll er, wie Stesimbrotus sagt, wenn er seine Landesleute tadelte, sich des Ausdrucks bedient haben: „So betragen sich die Lacedämonier nicht,“ wodurch er sich den Neid und Haß seiner Mitbürger zuzog.

Die vornehmste Beschuldigung, die ihm am meisten schadete, kam von folgenden Umständen her. Im vierten Jahre der Regierung des spartanischen Königs Archidamus, des Zeuxidamus Sohn, wurde durch ein gewaltiges Erdbeben, dergleichen man sich von keiner vorigen Zeit her erinnerte, das lacedämonische Gebiet verwüstet. Die Erde berstete an vielen Orten von einander, und es fielen ganze hohe Hügel durch die Erschütterung vom Berge Taygetus herunter. Die ganze Stadt Sparta gieng bey diesem Erdbeben unter, es blieben nicht mehr als fünf Häuser stehen, die nicht verschüttet waren. Das Erdbeben ereignete sich eben als die lacedämonischen Jünglinge und Knaben ihre gewöhnlichen Uebungen in dem dazu bestimmten öffentlichen Gebäude hielten, und kurz vor dem Erdbeben kam ein Haase über den Platz gelaufen, welchen die Knaben, so nackt und gesalbt wie sie da waren, aus Spaß verfolgten, die ältern Jünglinge aber blieben in dem Hause, und wurden insgesammt von dem einstürzenden Gebäude erschlagen. Der Platz, wo diese jungen Lacedämonier begraben liegen, heißt noch jetzt, wegen des Erdbebens, Sismathia.

Der König Archidamus behielt bey diesem schrecklichen Vorfalle so viel Weisheit und Gegenwart des

Geistes, daß er bey der gegenwärtigen Gefahr auch auf die künftige dachte, und ließ, wie er sahe, daß die Einwohner von Sparta in ihre Häuser liefen, um ihre besten Sachen zu retten, mit der Kriegstrompete das Zeichen geben, als wenn ein feindlicher Angrif geschähe, damit die Spartaner eiligst zu den Waffen greifen, und sich versammeln möchten. Diese Vorsicht rettete damals Sparta ganz allein vom Untergange. Denn die Heloten *) kamen vom Lande von allen Orten her zusammen gelaufen, und wollten die noch übrig gebliebenen Lacedämonier vollends erschlagen. Sie fanden sie aber wider ihr Vermuthen gewafnet und in Schlachtordnung stehen, daher sie in die andern Städte zurückgiengen, und einen offenbaren Krieg anfiengen, in welchem sie von den benachbarten Völkerschaften viele auf ihre Seite brachten, und zugleich griffen die Messenier die Spartaner an.

Bey so mißlichen Umständen schickten die Lacedämonier den Periklidas nach Athen, der um Hülfe bitten sollte, und der, wie Aristophanes in einer seiner Comödien sagt, **) im rothen Mantel ganz erblaßt sich an die Altäre setzte, und um Truppen bat. Ephialtes sucht es zu hindern, und stellte vor, daß man einer Stadt, die die Nebenbuhlerin Athens sey, nicht Hülfe leisten, und sie wieder von neuen aufrichten müsse, man solle vielmehr den spartani=

*) Lacedämonische Sklaven, die das Feld bauen und die eigentlichsten Arbeitsdienste verrichten mußten. Von ihrem harten Schicksale kommt viel im Leben des Lykurgs im 1. Th. dieser Biographien vor.

**) Lysistr. verſ. 1140.

schen Stolz in seiner Unterdrückung und Demüthigung lassen. Cimon hingegen, der, wie Kritias erzehlt, den Vortheil Lacedämons der Erhebung seines Vaterlandes vorzog, beredete das atheniensische Volk, und gieng mit einer starken Mannschaft selbst den Lacedämoniern zu Hülfe. Jon führt die Rede umständlich an, durch welche Cimon die Athenienser am meisten bewegte, und in welcher er sie ermahnte, Griechenland nicht lahm werden zu lassen, und nicht eine Stadt zu verlassen, die mit ihnen an einem Joche zöge.

Als er mit seinen Hülfsvölkern auf dem Rückzuge nach Athen durch das korinthische Gebiet marschirte, beschwerte sich Lachartus gegen ihn, daß er das Heer durch das korinthische Gebiet führe, ohne vorher Erlaubniß dazu gebeten zu haben, denn man pflege an eine fremde Thür anzuklopfen, und nicht eher hereinzutreten, bis es der Herr des Hauses erlaube. Allein Cimon antwortete darauf: „Ihr Korinther habt auch nicht erst an die Thüren der Kleonäer und Megarenser angeklopft, sondern sie aufgebrochen, und mit Gewalt der Waffen eingedrungen, und habt verlangt, daß euch alles müsse oben stehen, weil ihr stärker wäret.“ Auf eine so freye Art vertheidigte sich Cimon gegen die Korinther, und zog mit seinen Truppen weiter fort.

Die Lacedämonier baten bald darauf die Athenienser von neuen um Hülfe gegen die Messenier und Heloten, welche Ithome in Besitz hatten. Sie erhielten auch wieder atheniensische Hülfstruppen, schickten sie aber, aus Furcht vor ihrer Kühnheit und hohem Betragen, unter allen andern Bundes-

genossen allein wieder zurück, als Truppen, die lauter Neuerungen anfiengen. Darüber wurden die Athenienser so aufgebracht, daß sie gegen alle, die lacedämonisch gesinnt waren, ihren Haß öffentlich ausliessen, und den Cimon, unter einem geringen Vorwande, durch den Ostracismus auf zehn Jahr aus Athen verbannten, denn so lange dauerte die Verbannung dieser Art.

Während dieser Zeit trug es sich zu, daß die Athenienser selbst gegen die Lacedämonier zu Felde zogen, und ihnen entgegen marschirten, da sich diese, nachdem sie Delphos von den Phocensern befreyet, bey Tanagra gelagert hatten. Cimon erschien mit den Waffen in der Hand bey den Atheniensern, und stellte sich zum öneidischen Stamme, zu welchem er gehörte, voll Bereitwilligkeit, mit seinen Mitbürgern gegen die Lacedämonier zu fechten. Aber seine Feinde erhoben ein so grosses Geschrey wider ihn, und behaupteten, er wolle nur bey vorfallenden Treffen das atheniensische Kriegsheer in Unordnung bringen, und alsdenn die Lacedämonier nach Athen führen, daß der Rath der Fünfhundert in Furcht gerieth, und den Generalen Befehl zuschickte, den Cimon nicht bey der Armee zu dulden. Er mußte sich nun wegbegeben, bat aber den Euthippus, den Anaphlysier, und seine andern Freunde, die am meisten in Verdacht standen, daß sie lacedämonisch gesinnt wären, recht tapfer gegen die Feinde zu fechten, und sich durch ihre Thaten wegen der verläumdrischen Beschuldigungen bey ihren Mitbürgern zu rechtfertigen. Diese Athenienser stellten darauf Cimons ganze Rüstung in die

Mitte ihrer Compagnie, und hielten sich insgesammt in der Schlacht so ausserordentlich tapfer, daß sie alle mit einander, an der Zahl hundert, auf dem Platze blieben, und ihren Mitbürgern ein Verlangen nach sich, und eine Reue über ihre ungerechten Beschuldigen hinterliessen. *)

Daher dauerte auch der Haß der Athenienser gegen den Cimon nicht lange mehr, und sie erinnerten sich theils seiner vorigen Verdienste, theils wurden sie auch von den Umständen gedrängt. Denn sie hatten in der Schlacht bey Tanagra eine grosse Niederlage erlitten, und befürchteten, daß mit Anfange des Frühlings eine peloponnesische Armee selbst in ihre Grenzen kommen möchte. Sie riefen daher den Cimon wieder aus seiner Verbannung zurück, und Perikles verfertigte selbst darüber das Staatsdecret. So sehr wurden damals die persönlichen Feindseligkeiten von dem Staatsinteresse besiegt, so mäßig war man im Zorne, und so leicht versöhnten sich Feinde, wenn es auf das gemeine Beste ankam. Der Ehrgeitz, der sonst über alle Leidenschaften herrscht, bequemte sich nach den Umständen des Vaterlandes.

Cimon brachte gleich nach seiner Zurückkunft einen Frieden zu Stande, und versöhnte die beyden Städte Athen und Lacedämon. Weil er aber nach geschlossenen Frieden gewahr wurde, daß die Athenienser nicht ruhig seyn konnten, sondern sich in kriegrischer Thätigkeit erhalten, und durch Feldzüge sich vergrössern wollten, so sann er auf Mittel, wie sie den Griechen nicht beschwerlich fallen, und nicht

*) Vergl. 2. Th. dieser Biographien.

durch das Herumschwärmen ihrer vielen Schife bey den Inseln und den peloponnesischen Küsten neue Gelegenheit zu innerlichen Kriegen geben, und Klagen der Bundesgenossen ihrer Stadt zuziehen möchten. Er unternahm mit zweyhundert Schiffen einen neuen Feldzug gegen Aegypten und Cypern. Er hoffte dadurch die Athenienser immer mehr im Fechten gegen die Barbaren zu üben, und zugleich auf eine gerechte Art die Reichthümer der natürlichen Feinde Griechenlands nach Griechenland zu bringen.

Als schon alles in völliger Bereitschaft dazu, und die Truppen schon bey den Schiffen versammelt waren, hatte Cimon einen Traum, in welchem es ihm vorkam, als wenn ein erboßter Hund ihn anbellte, und darauf mit einem Tone, der aus menschlicher Sprache und Bellen zusammengesetzt war, zu ihm sagte: Komm, denn du wirst nun bald von mir und meinen Jungen ein Freund werden. Diese sehr undeutliche Erscheinung erklärte Astyphilus aus Posidonien, ein Wahrsager und Cimons guter Freund, auf die Art, daß dem Cimon dadurch der Tod angedeutet würde. Denn er sagte: Ein Hund, der einen Menschen anbellt, ist sein Feind, einen Feind aber kann man nicht eher als wenn man stirbt sich zum Freunde machen; der vermischte Ton des Hundes zeigt an, daß dieser Feind ein Meder ist, denn die Armee der Meder ist mit Griechen und Barbaren vermischt. Auf diese Erscheinung folgte noch eine andere Vorbedeutung, da Cimon den Bacchus opferte. Als nämlich der Priester das Opferthier geschlachtet hatte, kamen eine Menge Ameisen herbey, und trugen das schon geronnene Blut in kleinen

nen Stücken zum Cimon, und legten es ihm auf seine grosse Zehe. Cimon wurde es nicht eher gewahr, bis der Wahrsager eben zu ihm trat, und ihm andeutete, daß die Leber des Opferthiers ohne Kopf gewesen sey.

Gleichwohl gieng Cimon unter Segel, weil er keinen schicklichen Grund vorwenden konnte, diesen Feldzug von sich abzulehnen. Er schickte sechzig Schife von seiner Flotte nach Aegypten, und segelte mit den übrigen weiter fort. Er schlug eine königliche Flotte, die aus phönicischen und cilicischen Schifen bestand, in einem Seetreffen. Er nahm die Städte in Cypern ein. Er machte nun darauf Anstalten, in Aegypten einzudringen. Seine Absicht war nichts geringers, als das ganze Reich des persischen Königs zu stürzen, und sein Eifer wurde dadurch vergrössert, daß er hörte, Themistokles, dessen Ansehn und Gewalt bey den Barbaren aufs höchste gestiegen, habe dem persischen Könige versprochen, die Armee im Kriege gegen die Griechen zu commandiren. Themistokles aber, der alle Hoffnung aufgab, in dem griechischen Kriege gegen das Glück und die Tapferkeit Cimons etwas auszurichten, brachte sich selbst ums Leben.

Cimon, der mit seiner Flotte bey Cypern lag, und Anstalten zu den größten Siegen machte, schickte einige Abgesandten in den Tempel des Jupiter Ammons, um von diesem Gotte ein geheimes Orakel zu holen, man hat aber niemals erfahren, was es eigentlich betroffen habe. Jupiter Ammon gab aber diesen Gesandten kein Orakel, sondern hieß sie, sobald sie angekommen waren, wieder fortgehen,

weil Cimon selbst schon bey ihm sey. Sie begaben sich daher wieder zu Schife, und erfuhren im griechischen Lager, welches damals an den Grenzen von Aegypten stand, daß Cimon gestorben wäre. Sie rechneten die Zeit nach dem Tage aus, da sie das Orakel erhalten hatten, und fanden, daß durch die Worte, Cimon sey schon bey den Göttern, sein Tod genau bestimmt worden war.

Er starb bey der Belagerung von Citium, den mehrsten Nachrichten zufolge, an einer Krankheit, wiewohl einige erzehlen, er sey an einer Wunde gestorben, die er in einem Gefechte bekommen. Er befahl bey seinem Tode seinen Officiern, daß sie eilfertig nach Athen zurücksegeln, und seinen Tod geheim halten sollten. Und es gieng so glücklich, daß weder die Feinde noch die Bundesgenossen des Cimons Tod erfuhren, und die Griechen, unter der Anführung des Cimons, der schon dreyßig Tage todt war, wie Phanodemus bemerkt, sicher zurück kamen.

Nach seinem Tode führte kein einziger griechischer Feldherr etwas grosses mehr gegen die Perser aus. Die Griechen liessen sich vielmehr durch ihre Demagogen und unruhige Köpfe wider einander selbst aufbringen, führten unter sich selbst Kriege, und niemand mehr war da, der sich ins Mittel schlug. Durch diese innerlichen Kriege bekam der persische König Gelegenheit sich wieder zu erholen, und die griechische Macht erlitt unbeschreiblichen Schaden. Lange Zeit darauf unternahm zwar Agesilaus einen Feldzug nach Asien, und demüthigte die persischen Feldherren an der Küste; allein er richtete

doch nichts grosses und wichtiges aus, und wurde bald wieder durch die in Griechenland entstandenen neuen Unruhen und Verwirrungen genöthiget zurückzukehren und persische Zollbediente in den Städten zu lassen, die mit ihm in Bündnisse standen, in denen sich, so lange Cimon lebte, nicht einmahl ein persischer Bothe oder Reuter bis auf vierhundert Stadien von der Seeküste ab hatte dürfen sehen lassen.

Daß Cimons Asche nach Attica gebracht worden, beweist seine Grabstätte zu Athen, die noch jetzt Cimonia genannt wird. Die Einwohner von Citium verehren aber auch eine Grabstätte Cimons, wie der Redner Nausikrates sagt, weil ihnen bey einer unfruchtbaren Zeit und Hungersnoth eine Gottheit soll befohlen haben, den Cimon nicht zu vergessen, sondern ihn als ein höheres Wesen zu verehren. — So war der Charakter und das Leben des griechischen Feldherrn beschaffen. —

Lucullus.

Der Großvater des Lucullus war Consul gewesen, und sein mütterlicher Oheim war Metellus, der den Zunamen Numidicus bekam. Sein Vater wurde durch ein Gericht bestraft, weil er öffentliche Gelder veruntraut hatte, und seine Mutter Cäcilia stand in dem üblen Rufe, daß sie ausschweifend lebte. Das erste, was Lucullus noch in seiner Jugend unternahm, ehe er sich noch um ein öffentliches Amt

bewarb, und dem Dienste des Staats widmete, war eine Anklage des Servilius Augur, welcher der Ankläger seines Vaters gewesen war, den er beschuldigte, sein Amt ungerecht verwaltet zu haben. Den Römern kam dieses sehr rühmlich vor, und jedermann sprach von diesem Processe, und betrachtete ihn als etwas vortrefliches, das Lucullus gethan. Man hielt überhaupt in Rom öffentliche Anklagen, wenn auch keine wichtige Gründe dazu antrieben, für nichts unedles, sondern sah es vielmehr gern, daß die jungen Römer diejenigen, die Unrecht begiengen, so wie edle Hunde die wilden Thiere angriffen. *) Bey dem Processe gegen den Servilius aber entstand eine eifrige Partheylichkeit, daß es zu Thätlichkeiten kam, und verschiedene verwundet und getödtet wurden, Servilius aber wurde unschuldig erklärt.

Lucullus hatte sich in der lateinischen und griechischen Sprache so geübt, daß er beyde gut sprechen konnte, deswegen ihm auch Sylla die Nachrichten von seinem Leben, die er selbst verfaßt, zueignete, als dem geschicktesten, diese Materialien besser zu ordnen, und eine Geschichte daraus zu verfertigen. Er besaß auch nicht bloß die schnelle nach der damaligen Zeit nothdürftige Beredtsamkeit, womit die andern Redner den Marktplatz, wie ein gewaltsamer Thunfisch das Meer, in Unruhe brachten, ausser den Grenzen des Marktplatzes aber unge-

*) Eine der wichtigsten Unterstützungen der demokratischen Regierungsform, wie Montesquieu auch gezeigt hat, der mit Recht die Freyheit aller öffentlichen Anklagen für nothwendig bey einer solchen Staatsverfassung hält.

schickt, stumm, und wie todt waren, sondern er hatte sich auch von Jugend auf jene feine Beredtsamkeit erworben, die die so genannten schönen Wissenschaften geben. In seinem spätern Alter wandte er seine Zeit und seinen ganzen Geist, müde der politischen Streitigkeiten, auf die theoretische Philosophie, und brachte damit seine Muße in ruhiger Erholung hin, denn nach der Streitigkeit, die er mit dem Pompejus gehabt, unterdrückte er seinen Ehrgeiz völlig. Von seiner Gelehrsamkeit will ich, ausser dem angeführten, nur noch folgendes bemerken. Er sagte noch in seiner Jugend aus Scherz, der hernach Ernst wurde, zum Advocaten Hortensius, und den Geschichtschreiber Sisenna, er wolle den marsischen Krieg entweder in der griechischen oder lateinischen Sprache, wie es das Loos entscheiden würde, beschreiben. Das Loos scheint für die griechische Sprache entschieden zu haben, denn man hat bis jetzt noch eine Geschichte des marsischen Krieges in griechischer Sprache.

Er liebte seinen Bruder Marcus ungemein, und die Römer führen unter den vielen Beweisen, die er davon gab, den ersten immer mit vorzüglichen Ruhm an. Er wollte nämlich, ob er gleich älter als sein Bruder war, doch nicht allein vor ihm ein obrigkeitliches Amt annehmen, und wartete deswegen so lange, bis sein Bruder das dazu gesetzmäßige Alter hatte. Das römische Volk wurde ihm dadurch so günstig, daß es ihn in seiner Abwesenheit mit seinem Bruder zugleich zum Aedil erwählte.

Er gab im marsischen Kriege, ob er gleich noch jung war, viele Proben von Herzhaftigkeit und Verstand. Sylla, der seine Beständigkeit und sein sanf-

tes Wesen schätzte, gab sich besonders viel Mühe, ihn auf seine Parthey zu bringen, und gebrauchte ihn gleich vom Anfange beständig zu den wichtigsten Geschäften, dergleichen die Oberaufsicht über das Münzwesen war; denn unter seiner Veranstaltung wurde das meiste Geld, das man im mithridatischen Kriege brauchte, in Peloponnes geschlagen, und auch nach ihm das lucullische Geld genannt. Es blieb lange Zeit gangbar, weil die Soldaten, die es bekamen, es durch Anwendung zu ihren Bedürfnissen in eine schnelle Circulation brachten.

Als nachher Sylla durch die Eroberung von Athen zwar Meister von Griechenland war, die Feinde aber durch ihre überlegene Seemacht ihm die Zufuhr vom Meere her abschnitten, so schickte er den Lucullus mitten im Winter nach Afrika und Aegypten, um ihm Schife von daher zuzuführen. Er segelte mit drey griechischen Kaperschifen und eben so vielen rhodischen zweyrudrigten Schifen in die weite See, auf welcher allenthalben eine Menge feindlicher Schife, die durch ihre Uebermacht dieses Meer beherrschten, herumschwärmten: aber er kam doch glücklich nach Kreta, und brachte diese Insel auf die Parthey der Römer.

Er segelte von da nach Cyrene, welches Land sich damals wegen der häufigen Tyranneyen und innerlichen Kriege in Verwirrung befand. Er stellte die Ruhe und eine gute Staatsverfassung wieder darinnen her, und erinnerte dabey die Cyrenäer an die Antwort, die ihnen Plato gegeben hatte, da sie ihn hatten ersuchen lassen, ihnen Gesetze zu geben, und eine weise Regierungsform für ihren Staat zu

errichten — es ist schwer, den so glücklichen Cyrenäern Gesetze zu geben — Denn kein Mensch ist schwerer zu regieren, als der ganz Glückliche, so wie hingegen derjenige, den das Unglück gedemüthigt hat, leicht Befehle annimmt. Aus eben diesem Grunde nahmen die Cyrenäer die Staatsgesetze, die ihnen Lucullus gab, mit Bereitwilligkeit an.

Auf seiner Fahrt von da nach Aegypten wurde er von Seeräubern angefallen, und verlor die meisten seiner Schiffe. Er selbst rettete sich noch, und erhielt bey seiner Ankunft in Alexandrien viele Ehrenbezeugungen. Die ganze Flotte kam ihm schön geschmückt entgegen, so wie es nur bey der Ankunft des Königs zu geschehen pflegte. Der junge König Ptolemäus empfieng ihn mit ungemeiner Höflichkeit, und gab ihm im königlichen Schlosse Wohnung und Tafel, dergleichen vorher noch keinem fremden Generale wiederfahren war. Zum Unterhalte des Lucullus bestimmte der König viermal so viel als sonst andre Feldherren bekamen. Aber Lucullus nahm nicht mehr an als er nöthig hatte, und verbat auch das ihm zugesandte Geschenk, welches auf achtzig Talente geschätzt wurde. Er wollte auch nicht, wie man erzehlt, nach Memphis reisen, und die dortigen oder andere berühmten Merkwürdigkeiten von Aegypten besehen, „denn wer dergleichen Sachen besehen will, sagte er, muß mehr Muße und vergnügtere Umstände haben als ich, der ich meinen Feldherrn im Lager unter den freyen Himmel, in der Nähe der feindlichen Schanzen gelassen habe.“

Ptolemäus ließ sich zwar auf das vorgeschlagene Bündniß nicht ein, weil er fürchtete, dadurch in

einen Krieg verwickelt zu werden, aber er ließ den Lucullus mit seinen Schifen bis nach Cypern begleiten, und erwies ihm beym Abschiede die größten Ehrenbezeigungen. Er schenkte ihm dabey einen in Gold gefaßten kostbaren Smaragd, welchen Lucullus anfänglich verbat, aber, da ihm der König zeigte, daß sein Bildniß darauf gestochen stünde, annahm, weil er befürchtete, man möchte ihm auf dem Meere nachstellen, wenn es schiene, als wenn er mit ganz widrigen Gesinnungen abgereiset wäre.

Er verschafte sich auf seiner Rückfahrt in den Seestädten, die mit den Seeräubern in keiner Verbindung standen, eine ziemliche Anzahl Schife, und segelte damit nach Cypern. Hier bekam er Nachricht, daß ihm eine feindliche Flotte hinter den Vorgebirgen auflauere. Er zog daher alle seine Schife ans Land, und schickte den Städten daherum Befehle, ihn den Winter über mit Lebensmitteln zu versorgen, als wenn er in willens wäre, den ganzen Winter da zu bleiben. Darauf gieng er mit dem ersten günstigen Winde schnell ab, schifte am Tage mit niedrigen halbaufgespannten, und des Nachts mit vollen Segeln, und kam auf solche Art glücklich in Rhodus an.

Die Rhodier verstärkten ihn mit einigen Schifen. Darauf bewegte er die Koer und Knidier, die Parthey des Königs Mithridates zu verlassen, und mit ihm gegen die Samier zu Felde zu ziehen. Er vertrieb auch die königlichen Truppen aus Chios, und setzte die Kolophonier, deren Tyrann Epigonus er gefangen bekam, in Freyheit.

Indessen hatte Mithridates schon Pergamus

verlassen müssen, und war nach Pitane getrieben, wo er vom Fimbria zu Lande eingeschlossen und belagert wurde. Er richtete daher seine Hoffnung auf den Beystand vom Meere her, und ließ alle seine Flotten von allen Orten her zu sich kommen, denn mit dem kühnen und siegreichen Fimbria zu Lande ein Treffen zu wagen, hatte er keine Lust. Fimbria schickte, wie er das merkte, weil er selbst keine Flotte hatte, zum Lucullus, und ließ ihn bitten, mit seiner Flotte ihm Beystand zu leisten, und den feindlichsten und kriegrischsten unter allen Königen gefangen nehmen zu helfen, damit nicht der herrlichste Preis des Krieges, nach welchem die Römer in so vielen Gefechten und mit so grosser Mühe getrachtet, Mithridates selbst, der jetzt in ihre Hände, und gleichsam ins Netz gekommen, ihnen wieder entwischte. Wenn man ihn gefangen bekäme, würde niemand mehr Ehre davon haben, als derjenige, den ihm die Flucht verwehrt, und auf derselben gefangen genommen hätte, und das glückliche Ende des Krieges würde eben sowohl dem, der ihm das Meer versperrt, als dem, der ihn vom Lande weggetrieben, zugeeignet werden; und die Römer würden die so berühmten Siege des Sylla bey Orchomen und Chäronea für nichts dagegen halten. — Diese Vorstellungen waren ganz richtig. Es war gewiß, daß der Krieg geendigt, und die Römer von tausend Uebeln befreyt waren, wenn Lucullus dem Vorschlage des Fimbria Gehör gab, und da er sich schon in der Nähe befand, mit seiner Flotte herbeygeeilt wäre, und den Hafen gesperrt hätte. Aber Lucullus folgte dem Antrage des Fimbria nicht, weil er entweder

die Treue gegen den Sylla seinem eigenen und den allgemeinen Vortheilen vorzog, oder weil er den Fimbria als einen niederträchtigen Mann, der schon seinen Freund und Consul aus Herrschsucht ermordet hatte, verabscheute, oder weil er durch ein glückliches Geschick noch den Mithridates verschonen, und ihn zu seinem künftigen Gegner aufbehalten sollte. Er ließ es zu, daß Mithridates auf seiner Flotte entkommen und die Macht des Fimbria verlachen konnte.

Er schlug darauf die königliche Flotte, die bey Lektum, einem Vorgebirge an der Grenze von Troja, zum Vorschein kam, in die Flucht. Darauf gieng er auf dem Neoptolemus los, der mit einer noch grössern Flotte bey Tenedos lag. Er segelte mit einem rhodischen Schife voraus, dessen Hauptmann den Römern getreu, und in Seegefechten ungemein erfahren war. Neoptolemus schifte ihm entgegen, und befahl dem Steuermanne, grade auf das feindliche Schif zu stossen. Demagoras, der vor der Schwere und Gewalt des so stark mit Eisen beschlagenen königlichen Schifs in Besorgniß war, getraute sich nicht, mit dem Vordertheile seines Schifs dem königlichen entgegen zu stossen, sondern ließ es geschwind umwenden, und mit dem hintern Theile dem Feinde entgegen fahren. Da das Schif also auf der feindlichen Seite tief gieng, that ihm der angebrachte Stoß keinen Schaden, weil er den Theil traf, der unterm Wasser gieng. Inzwischen kamen auch die übrigen Schife herbey, worauf Lucullus sein Schif grade gegen den Feind wenden ließ, und unter vielen Beweisen der größten Tapfer-

keit die Feinde schlug, und den Neoptolemus verfolgte. Von da schifte er zum Sylla, der eben bey Chersones übersetzen wollte: er sicherte ihm mit seiner Flotte die Ueberfahrt, und half die Armee übersetzen.

Nach bald darauf erfolgtem Frieden zwischen dem Sylla und Mithridates segelte dieser über den Pontus Euxinus zurück, und Sylla belegte Asien mit einer Strafe von zwanzigtausend Talenten, welche Summe Lucullus eintreiben, und Geld daraus prägen lassen mußte. Lucullus war bey der Strenge des Sylla ein Trost für die asiatischen Städte, da er sich nicht allein uneigennützig und gerecht betrug, sondern auch bey einem so beschwerlichen und verhaßten Amte viele Gelindigkeit bezeigte.

Er wollte gern die Mitylener, die offenbar die Parthey des Marius wider den Sylla gehalten hatten, auf bessere Gedanken bringen, und ihre Strafe mäßigen, allein er sahe, daß sie von dem Geiste des Unsinns wie hingerissen waren, segelte daher auf ihre Schife los, schlug sie, und schloß ihre Stadt ein. Währender Belagerung segelte er am hellen Tage von da weg nach Elea, kehrte aber unbemerkt wieder zurück, und stellte sich bey der Stadt in einem Hinterhalte. Die Einwohner in Mitylene zogen in der größten Unordnung und voll Verwegenheit aus der Stadt, um das verlassene Lager der Römer zu plündern. Hier überfiel sie Lucullus, nahm eine Menge gefangen, und tödtete fünfhundert, die Stand hielten, er bekam dabey sechstausend Sklaven in seine Gewalt, und eine unbeschreibliche Beute.

Sein gutes Geschick machte, daß er wegen sei-

ner verzögerten Geschäfte in Asien an allen den vielen und mannichfaltigen Uebeln, womit Sylla und Marius Italien überhäuften, keinen Antheil nahm. Gleichwohl zog ihn Sylla allen seinen andern Freunden vor. Er widmete ihm, wie schon erwähnt worden, zum Beweis seiner Freundschaft, die Nachrichten, welche er von seiner Lebensgeschichte verfertigt hatte, und setzte ihn auch in seinem Testamente zum Vormunde seines Sohnes, mit Uebergehung des Pompejus: welches der erste Grund zu der nachherigen Eifersucht und Mißhelligkeit zwischen dem Pompejus und Lucullus, zweyen jungen und ehrgeizigen Männern, scheint gewesen zu seyn.

Bald nach dem Tode des Sylla, in der hundert und sechs und siebzigsten Olympiade, wurde Lucullus mit dem Marcus Cotta zum Consul erwählt. Es fiengen schon viele wieder an, einen neuen Krieg gegen den Mithridates zu verlangen, und Marcus Cotta behauptete ausdrücklich, der Krieg habe nur geruht, und sey nicht geendigt worden. Daher war Lucullus mißvergnügt, da er durchs Loos das diesseits der Alpen gelegene Gallien zur Provinz erhielt, wo er eben keine wichtige Dinge auszuführen Gelegenheit hatte. Besonders aber reizte Pompejus seine Eifersucht, welcher in Spanien durch seine Siege sich so grossen Ruhm erwarb, daß man vermuthen mußte, es würde niemand anders als er, wenn er den spanischen Krieg geendigt hätte, zum Feldherrn gegen den Mithridates erwählt werden. Da Pompejus um eben diese Zeit zu Rom neue Unterstützung an Gelde verlangte, und dabey meldete, er würde, wenn er das verlangte Geld

nicht erhielte, den Krieg gegen den Sertorius ganz aufgeben, Spanien verlassen, und seine Armee nach Italien führen, so bemühete sich Lucullus mit größtem Eifer, das verlangte Geld dem Pompejus zu übersenden, damit er, unter keinerley Vorwande, während seinem Consulate zurückkäme, weil er, wenn er mit einer so grossen Armee nach Rom gekommen wäre, alles seiner Gewalt würde unterworfen haben.

Damals behauptete Cethegus durch seine Schmeicheleyen gegen das Volk die größte Gewalt in Rom. Er war ein Feind des Lucullus, der sich ihm öffentlich widersetzte, und ihn wegen seines ausschweifenden, lüderlichen und schändlichen Lebens verabscheute. Ein ander Tribun des Volks, Lucius Quintius, mißbilligte die Staatseinrichtungen des Sylla so sehr, daß er sich vornahm, sie abzuschaffen, und auf diese Art den ganzen Staat wieder in Unordnung zu bringen. Aber Lucullus hielt ihn noch theils durch Privatunterredungen, theils durch öffentliche Vorstellungen davon ab, und verhinderte durch die Besänftigung des Ehrgeitzes dieses Mannes, auf eine weise und allgemeinnützliche Art, den Ursprung grosser Uebel, die daraus entstanden wären.

Inzwischen lief Nachricht ein, daß der Statthalter in Cilicien, Octavius, gestorben wäre. Es beeiferten sich viele, diese Provinz zu erhalten, und den Cethegus, der am meisten dabey thun konnte, durch Schmeicheleyen zu gewinnen. Lucullus machte sich zwar aus der Provinz Cilicien an sich selbst nicht viel, aber er glaubte, wenn er diese Provinz erhielte, die so nahe bey Kappadocien lag, so würde

doch niemand anders als er das Commando im Kriege gegen den Mithridates bekommen, und daher setzte er alle Künste in Bewegung, daß kein andrer als er die Statthalterschaft dieser Provinz erhielte. Er entschloß sich endlich zu einem Kunstgriffe, der weder edel noch lobwürdig, aber zu seinem Endzwecke vortheilhaft war, und wozu ihn die Umstände, ganz wider seinen Charakter, nöthigten. Es lebte damals in Rom eine gewisse Präcia, eine von den Weibspersonen, die wegen ihrer Schönheit und Galanterie in der ganzen Stadt berühmt waren, die aber eigentlich nichts besser als eine unverschämte Buhlerin war. Diese Person gebrauchte diejenigen, die mit ihr Umgang pflogen, auch dazu, daß sie ihren Freunden Dienste leisten, und sie zu Aemtern bey der Republik befördern mußten. Hierdurch erwarb sie sich zu der andern Gunst, die sie hatte, auch diejenige, daß sie für eine thätige Beschützerin ihrer Freunde gehalten wurde. Sie kam in grosses Ansehen. Als sie den Cethegus, der durch seine damalige grosse Gewalt die ganze Stadt regierte, für sich eingenommen, und seine Liebe erworben hatte, so bekam sie durch ihn die größte Macht in ganz Rom. Denn es geschah nichts im Staate, was Cethegus nicht wollte, und Cethegus that nichts, was Präcia nicht wollte.

Diese Person gewann nun auch Lucullus durch Geschenke und Schmeicheleyen, und man wurde bald gewahr, daß sie, deren Stolz und Frechheit den Lucullus für eine grosse Beute hielt, sich stark für ihn verwandte. Cethegus rühmte sogleich die Verdienste des Lucullus, und verschafte ihm auch die Provinz

Cilicien. Sobald er aber diese nur hatte, bekümmerte er sich weder um die Präcia noch den Cethegus: alle Glieder der Republik trugen ihm ohnedieß einmüthig das Commando im mithridatischen Kriege auf, und hielten ihn für den geschicktesten Mann, diesen Krieg zu Ende zu bringen. Pompejus war noch mit dem Kriege gegen den Sertorius beschäftigt, und Metellus hatte wegen seines Alters sich allen Kriegsdiensten entzogen, welches die einzigen waren, die mit Recht dem Lucullus die Feldherrnstelle hätten streitig machen können. Indessen brachte es doch auch der andere Consul, Cotta, durch vieles Bitten beym Senate dahin, daß er mit einer Flotte abgeschickt wurde, den Propontis zu besetzen, und Bithynien zu beschützen.

Lucullus gieng mit einer von ihm selbst in Italien angeworbenen Legion nach Asien, wo er die andern Truppen übernahm, die dort standen. Sie waren schon seit langer Zeit durch Ueppigkeit und Geldgierde verderbt, und besonders waren die sogenannten Fimbrianer gewohnt, ohne genaue Aufsicht zu seyn, und wollten keinen Befehlen gehorchen. Dieß waren diejenigen, welche mit dem Fimbria ihren Consul und Feldherrn Flaccus umgebracht, und hernach den Fimbria selbst an den Sylla verrathen hatten, freche, widerspenstige Menschen, die übrigens des Krieges gewohnt, und geübte, abgehärtete Soldaten waren. Aber Lucullus demüthigte in kurzer Zeit ihre Frechheit, und brachte sie zum Gehorsam zurück. Jetzt lernten sie zuerst eine rechtmäßige Herrschaft und einen wirklichen General kennen; bisher waren

sie nur durch Schmeicheleyen regiert, und jeder Muthwille ihnen verstattet worden.

Was den Zustand der Feinde betrift, so hatte Mithridates vorher, gleichsam wie ein pralerischer und frecher Sophist, gegen die Römer mit einer Macht Krieg geführt, die bloß prächtig vom Ansehen, und blendend, aber ohne innere Stärke gewesen war; durch seine schimpfliche Niederlagen war er klüger geworden, und als er im Begriffe war, einen neuen Krieg gegen die Römer anzufangen, machte er bessere und wirksamere Zurüstungen. Er traute nicht mehr den mannichfaltigen Völkerschaften, aus denen sein Heer bestand, den barbarischen Drohworten in vielerley Sprachen, den vergoldeten und mit Edelsteinen besetzten Waffen, die er nunmehr nur für eine gute Beute der Sieger hielt, die keine Tapferkeit geben könnten. Er ließ dafür römische Schwerdter und starke Schilde schmieden, er schafte sich eine Reuterey an, die mehr gut exercirt als schön geschmückt war, er ließ sein Fußvolk, welches aus hundert und zwanzigtausend Mann bestand, nach römischer Art bewafnen und üben, seine Reuterey bestand aus sechzehntausend Mann, und dabey hatte er noch hundert vierspännige Sichelwagen. Ferner rüstete er seine Schife nicht mehr mit vergoldeten Gemächern, und prächtigen Badstuben und Zimmern für sein Serail, sondern mit Waffen, Kriegsgeräthschaften und Gelde aus.

Mit einer solchen Kriegsmacht fiel er in Bithynien ein, wo sich ihm die meisten Städte freywillig ergaben. Und nicht allein diese Städte thaten das, sondern fast alle in ganz Asien, weil sie wieder die

alten

alten Uebel hatten erdulden müssen, und von den römischen Zollbedienten und Pächtern sehr waren mitgenommen worden. Lucullus jagte hernach diese Harpyen, die den Einwohnern ihr Brodt genommen hatten, aus Asien weg, anfänglich aber suchte er sie nur durch Verweise billiger zu machen, und beruhigte dadurch die Völkerschaften, die insgesammt schon in Empörung gekommen waren.

Cotta hielt die Zeit, in welcher sich Lucullus mit diesen Dingen beschäftigte, für eine gelegene Zeit für sich, dem Mithridates eine Schlacht zu liefern. Er eilte um so mehr dazu, da er Nachricht bekam, daß Lucullus schon mit der Armee in Phrygien stände, und den Triumph, den er schon in Händen zu haben glaubte, sich vom Lucullus nicht wollte entreissen lassen. Allein er wurde fast zu gleicher Zeit zu Wasser und zu Lande geschlagen, und verlor sechzig Schife mit der ganzen Mannschaft darauf, und viertausend Landtruppen: er wurde sogar nach Chalcedon getrieben, und dort belagert, er mußte nun seine Hoffnung bloß auf die Hülfe des Lucullus setzen.

Lucullus bekam von vielen den Rath, den Cotta seinem eigenen Schicksale zu überlassen, und weiter in des Mithridates Länder einzurücken, die er von Truppen entblößt finden, und leicht erobern würde. Besonders verlangten dieses die gemeinen Soldaten, und waren sehr mißvergnügt, daß Cotta durch seine Ungeschicklichkeit nicht allein sich selbst und seine Truppen zu Grunde gerichtet hätte, sondern auch sie nunmehr abhalten sollte, ohne Gefahr Eroberungen zu machen. Lucullus aber sagte ihnen in allgemeiner Versammlung, er wolle lieber einen einzigen Römer

aus der Gewalt der Feinde erretten, als alle Reichthümer der Feinde erobern. Zum Archelaus, der vordem die Armee des Mithridates in Böotien commandirt, nachher den König verlassen hatte, und sich nun bey der römischen Armee befand, sagte er, da dieser ihm versicherte, er würde ganz Pontus einnehmen, sobald er sich nur da sehen liesse, er sey nicht furchtsamer als die Jäger, und wolle also nicht bey dem Thiere vorbey, und in die leeren Löcher gehen.

Er rückte dem Mithridates mit seinem Heere, welches aus dreyßigtausend Mann zu Fuß, und zweytausend fünfhundert Mann Reuterey bestand, entgegen. Als er aber die Feinde ins Gesicht bekam, erstaunte er über ihre grosse Anzahl, und beschloß, keine Schlacht zu liefern, sondern den Krieg nur zu verzögern. Allein Marius, den Sertorius mit einer Armee dem Mithridates zu Hülfe geschickt hatte, rückte auf ihn zu, und bot ihm eine Schlacht an, daher er auch seine Truppen zu einem Treffen in Ordnung stellte. Beyde Heere waren eben im Begriffe einander anzugreifen, als plötzlich, ohne vorhergehende Veränderung am Himmel, die Luft sich zertheilte, und ein grosser feuriger Klumpen zwischen beyden Heeren niederfiel, der wie ein Fuß gestaltet war, und von Farbe wie geschmolzenes Silber aussah. Diese Erscheinung, die sich in Phrygien bey Otryä ereignet haben soll, setzte beyde Heere in solches Schrecken, daß sie sich wieder von einander entfernten.

Lucullus war der Meinung, daß keine menschliche Anstalten und Schätze hinreichend seyn würden,

eine so unzählige Menge Menschen, als Mithridates bey sich hatte, im Angesichte der Feinde lange hin mit Lebensmitteln zu versehen. Er ließ einen von den Gefangenen zu sich kommen, und fragte ihn, mit wie vielen er in seinem Zelte gegessen, und wie viel Proviant darinnen gewesen wäre? Er erkundigte sich auf gleiche Art bey dem Zweyten und Dritten. Er machte darauf einen Ueberschlag, wie wohl der vorhandene Vorrath zur Unterhaltung zureichen möchte, und schloß daraus, daß die Feinde binnen drey oder vier Tagen in Mangel gerathen müßten. Er nahm sich daher um so mehr vor, die Zeit ohne Schlacht hinzubringen, und ließ eine grosse Menge Proviant in sein Lager bringen, damit er bey seinem Ueberflusse den Mangel der Feinde abwarten könnte.

Mithridates machte indessen Anstalt, die Stadt Cyzikus zu belagern, welche in der Schlacht bey Chalcedon viel gelitten, und dreytausend Mann nebst zehn Schifen verloren hatte. Er suchte den Lucullus zu hintergehen, und brach mit dem Heere gleich nach dem Abendessen in der Dunkelheit einer finstern Nacht auf, kam mit Anbruch des Tages vor der Stadt an, und lagerte sich auf dem Berge Adrastia. Lucullus, der sehr froh war, daß er die Feinde nicht in einem unordentlichen nächtlichen Gefechte angegriffen hatte, zog ihnen nach, und stellte sein Heer bey dem Flecken Thracea, an einem vortheilhaften Platze, der nahe an der Strasse und an der Gegend lag, woher die Truppen des Mithridates ihre Zufuhre bekommen mußten. Er sahe wohl ein, was der Erfolg davon seyn würde, und ließ daher die Trup-

pen, sobald sie das Lager bezogen und befestigt hatten, zusammen kommen, und rühmte sich gegen sie, daß er ihnen nun in wenig Tagen einen Sieg verschaffen würde, der ihnen kein Blut kosten sollte.

Indessen schloß Mithridates die Stadt Cyzikus mit zehn Lagern zu Lande ein, und ließ auch durch seine Flotte denjenigen Arm des Meers versperren, der die Stadt vom festen Lande trennte. Die Einwohner waren bey der Gefahr voller Muth, und entschlossen, aus Neigung für die Römer alle Schicksale zu ertragen. Nur waren sie unruhig, weil sie nicht wußten, wo Lucullus war, und gar keine Nachricht von ihm einziehen konnten. Zwar stand das Lager des Lucullus so, daß sie es sehen konnten, aber sie wurden von den Truppen des Mithridates betrogen, welche ihnen die auf den Anhöhen stehenden Römer mit diesen Worten zeigten: Seht ihr wohl dort die Truppen? Das ist das Heer der Armenier und Meder, welche Tigranes dem Mithridates zu Hülfe geschickt hat. Darüber wurden die Cyzicener so bestürzt, daß sie glaubten, bey der so grossen Menge Feinde, mit der sie umringt wären, hätten sie keine Hoffnung mehr zur Errettung, wenn ihnen auch Lucullus zu Hülfe käme.

Während dieser Bekümmerniß kam zuerst bey ihnen Demonax an, den Archelaus abgeschickt hatte, ihnen die Ankunft des Lucullus zu melden. Sie wollten ihm aber nicht glauben, und meinten, er sage es ihnen nur so vor, um sie bey ihrer gegenwärtigen Gefahr zu trösten. Darauf kam aber auch ein Kriegsgefangener an, der dem Feinden entlaufen war. Dieser fieng an laut zu lachen, da sie ihn fragten, wo Lucullus

stände, und glaubte anfänglich, sie spotteten über ihn. Wie er aber sahe, daß sie ihn im Ernste darum fragten, zeigte er ihnen mit der Hand das römische Lager, und stärkte dadurch ihren Muth. Lucullus ließ auch von den grossen Fahrzeugen, die auf der daskylitischen See sich befanden, das größte ans Land ziehen, auf einen Wagen ans Meer fahren, und es mit so vielen Soldaten, als es fassen konnte, bemannen. Dieses Fahrzeug segelte des Nachts glücklich bey den Feinden vorbey, und die darauf befindliche Verstärkung kam in die Stadt.

Es schien auch, als wenn die Gottheit selbst die Tapferkeit der Cyzycener billigte, und ihren Muth stärken wollte. Unter den andern sichern Vorbedeutungen war besonders diejenige merkwürdig, die sich an dem Feste der Proserpina zutrug. Man hatte keine schwarze Kuh, dergleichen man bey dem Opfer an diesem Feste zu gebrauchen pflegte, und deswegen eine von Mehl gebackene vor den Altar gestellt. Diejenige schwarze Kuh, welche man zu dem Opfer bestimmt hatte, befand sich mit dem übrigen Viehe der Cyzicener jenseits der Meerenge auf der Weide. An eben dem Tage, da sie geopfert werden sollte, sonderte sie sich von der übrigen Heerde ab, und schwamm ganz allein nach der Stadt zu, und stellte sich von selbst zum Opfer dar.

Die Göttin Proserpina erschien auch dem öffentlichen Schullehrer der Stadt im Traume, und sagte zu ihm: Ich will gegen den pontischen Trompetenblaser den afrikanischen Flötenspieler bringen, sage du nur den Einwohnern, sie sollten getrosten Muths seyn. Man verwunderte sich über diese Aus-

drücke, die so undeutlich waren. Mit Anbruch des Tages bewegte sich das Meer sehr heftig, und es entstand ein starker Sturmwind. Die königlichen Belagerungsmaschinen, die an der Mauer standen, bewundernswürdige Werke des Nikonidas aus Thessalien, zeigten durch ihr Knarren und Prasseln zuerst an, was bevorstand. Es erhub sich ein entsetzlicher Sturmwind, der in einer Viertelstunde sowohl die andern Kriegsmaschinen des Königs als auch den hölzernen Thurm über den Haufen warf, der hundert Ellen hoch war. Man erzehlt, daß auch zu gleicher Zeit vielen Einwohnern von Ilium Minerva ganz voller Schweiß und in einem an einem Ende zerrissenen Schleyer im Traume erschienen sey, und dabey gesagt habe, sie käme so eben von Cyzikus her, wo sie den Einwohnern Hülfe geleistet hätte. Die Ilier zeigten auch eine zum Andenken dieser Begebenheit errichtete und mit einer besondern Aufschrift versehene Säule.

Mithridates war inzwischen, so lange als ihm seine Generale den Mangel, der in seinem Lager eingerissen war, verbargen, sehr mißvergnügt, daß die Cyzicener die Belagerung so lange aushielten. Allein sobald er die grosse Hungersnoth erfuhr, die die Truppen erlitten, und die sie sogar nöthigte, Menschenfleisch zu essen, vergieng ihm aller Stolz. Lucullus hatte auf keine pomphafte und praleriſche Art, sondern gleichsam wider den Bauch Krieg geführt, und alle mögliche Mittel gebraucht, den Feinden den Unterhalt abzuschneiden. Daher bediente sich Mithridates der Gelegenheit geschwind, da Lucullus eben ein Schloß belagern ließ, und schickte fast seine gan-

ze Reuterey mit dem Zugviehe und den unbrauchbarsten Theil seiner Fußvölker nach Bithynien. Sobald Lucullus dieses erfuhr, kehrte er noch in der Nacht in sein Lager wieder zurück, und frühmorgens verfolgte er mit zehn Cohorten und seiner Reuterey, ohneráchtet des eingefallenen Schnees und stürmischen Wetters, und obgleich viele von seinen Soldaten die Kälte nicht aushielten und zurückbleiben mußten, die Feinde, welche er bey dem Flusse Rhyndacus einholte, und eine so grosse Niederlage unter ihnen anrichtete, daß sogar die Weiber aus Apollonia herzu gelaufen kamen, und die Bagage und die Getödteten plündern halfen. Ausser den vielen Getödteten wurden funfzehntausend Mann gefangen, und sechstausend Pferde und eine unzählige Menge Zugvieh erbeutet, und Lucullus zog bey seiner Rückkunft mit dieser ganzen Beute bey dem feindlichen Lager vorbey.

Ich wundre mich, daß Sallustius sagt, die Römer hätten bey dieser Gelegenheit zuerst Kamele zu sehen bekommen, als wenn diejenigen, die unter dem Scipio den Antiochus besiegt, und nicht lange vorher bey Orchomen und Chäronea den Archelaus geschlagen hatten, noch keine Kamele gekannt hätten.

Mithridates entschloß sich endlich, so eilfertig als möglich, zu entfliehen. Um inzwischen den Lucullus durch andre Beschäftigungen aufzuhalten, schickte er den Admiral Aristonicus ins griechische Meer: aber dieser gerieth, eben da er absegeln wollte, durch Verrätherey, mit seinen zehntausend Goldstücken, womit er einen Theil der römischen Armee hatte sollen zu bestechen suchen, in des Lucullus Hände. Darauf

entfloh Mithridates zur See, und ließe seine Generale die Armee zu Lande abführen. Diese überfiel Lucullus beym Flusse Granikus, bekam sehr viele gefangen, und tödtete auf zwanzigtausend Mann. Man rechnete, daß in diesem Feldzuge von wirklichen Truppen und dem Trosse der Armee, zusammen genommen, auf dreymalhunderttausend Mann umgekommen wären.

Lucullus kehrte nach Cycikus zurück, wo er mit vieler Freude und grossen Ehrenbezeigungen aufgenommen wurde. Er gieng darauf nach dem Hellespont, wo er eine Flotte zusammen brachte, und nach Troas überschifte. Als er hier in dem Tempel der Venus schlief, erschien ihm die Göttin des Nachts im Traume, und es kam ihm vor, als wenn sie bey ihm stände, und zu ihm sagte: Was schläfst du, muthiger Löwe, da dir die Rehe so nahe sind? Er stand auf, ließ noch in der Nacht seine Freunde zu sich kommen, und erzehlte ihnen die gehabte Erscheinung. Indessen kamen Leute aus Ilium, und brachten die Nachricht, daß nahe beym achäischen Hafen dreyzehn königliche Kriegsschife erschienen wären, die nach Lemnos zu segelten. Obgleich schifte er ihnen nach: tödtete den Anführer Isidorus, und bemächtigte sich ihrer. Er suchte die andern Befehlshaber mit ihren Schifen auf. Diese lagen eben vor Anker. Sie zogen bey dem geschehenen Angriffe alle ihre Schife ans Land, und fochten von den Verdecken herab so herzhaft, daß sie viele von des Lucullus Leuten tödteten, weil er nicht um sie herumsegeln, noch mit seinen auf der See schwankenden Schifen gegen die ihrigen, die sicher und fest am Lande stun-

den, viel ausrichten konnte. Er ließ endlich an dem Orte, wo man an die Insel kommen konnte, seine tapfersten Soldaten ans Land steigen, welche den Feinden in den Rücken fielen, und sie theils tödteten, theils nöthigten vom Lande in die Schife zu entfliehen, die Ankerseile abzuhauen, und auf dem Meere ihre Zuflucht zu suchen, da denn die Schife entweder selbst gegen einander stiessen, oder in den Angrif der Schife des Lucullus fielen. Es kamen sehr viele dabey um. Unter den Gefangenen befand sich auch Marius, der vom Sertorius dem Mithridates war zu Hülfe geschickt worden. Er war einäugig, und Lucullus hatte gleich beym ersten Angriffe seinen Truppen befehlen lassen, keinen einäugigen zu tödten, weil er zu einer schimpflichern Todesstrafe aufbehalten werden sollte.

Nach dieser Expedition wandte sich Lucullus zur Verfolgung des Mithridates selbst. Er hoffte ihn noch in Bithynien, unter der Beobachtung des Voconius, zu finden, welchen er zur Verfolgung des Mithridates zur See nach Nikomedia geschickt hatte. Allein Voconius war zu spät gekommen, weil er sich in Samothracien in Religionsgeheimnisse hatte einweihn und Feste anstellen lassen, die ihm die Zeit raubten. Mithridates aber, der geeilt hatte, mit seiner Flotte eher in Pontus anzukommen, als Lucullus zurückkehrte, war von einem gewaltigen Sturme überfallen worden, in welchem viele von seinen Schifen verschlagen, und andre zu Grunde gerichtet wurden. Das ganze Ufer war viele Tage mit den Trümmern der in den Wellen verunglückten Schife bedeckt. Mithridates selbst befand sich auf einem Lastschife, welches wegen seiner Grösse bey dem hefti-

gen Sturme und Wellenschlagen nicht konnte ans Land gebracht werden, und schon so viel Wasser geschöpft hatte, daß es ganz schwer wurde. Er bestieg daher ein Kaperschif, überließ sich den Seeräubern, und kam wider Vermuthen aus dieser grossen Gefahr glücklich zu Heraklea in Pontus an.

Die Ehrbegierde des Lucullus hingegen, die er gegen den römischen Senat bewies, gieng ihm ungestraft aus. Der römische Senat hatte nämlich dreytausend Talente für ihn zur Ausrüstung einer Flotte bestimmt, welche er aber nicht annahm, und noch in einem Schreiben an den Senat sich rühmte, daß er ohne so viele Kosten und Zurüstungen bloß mit den Schifen der Bundesgenossen den Mithridates vom Meere vertreiben wollte. Die Götter halfen ihm diesen Endzweck ausführen. Man behauptete, der Sturm, der die pontische Flotte zerstörte, sey von der Rache der Diana hergekommen, deren Tempel zu Priapus die Truppen des Mithridates geplündert, und ihr Bildniß weggenommen hatten.

Lucullus ließ sich durch die vielen Vorstellungen, die man ihm machte, den Krieg in die Länge zu ziehen, nicht abhalten, ohne Verzug durch Bithynien und Galatien in das Reich des Mithridates selbst einzudringen. Anfänglich fehlte es seinen Truppen an Lebensmitteln, und er mußte dreyßigtausend Galater der Armee nachfolgen lassen, davon jeder auf seinen Schultern einen Scheffel Korn trug. Wie er aber weiter fortgerückt war, und alles, wo er hin kam, eroberte, bekam er einen so allgemeinen Ueberfluß bey dem Heere, daß in seinem Lager ein Ochse nur eine Drachme, ein Sklave vier Drachmen kostete,

und seine Soldaten eine Menge Beute aus Geringschätzung wegwarfen oder verderbten, denn bey dem allgemeinen Ueberflusse fanden sich keine Käufer. Seine Truppen verwüsteten und durchstreiften die ganze Gegend bis nach Themiskyrä, und an den Fluß Thermoden. Sie beschwerten sich indessen darüber, daß er alle Städte mit Capitulation einnähme, und keine einzige mit Sturm, und sie daher mit keiner Plünderung begünstigte. Jetzt müssen wir wieder, sagten sie, von der schönen und reichen Stadt Amisus, die bey einer ernsthaften Belagerung nicht schwer zu erobern wäre, abziehen, und in die Wüsteneyen der Tibarener und Chaldäer marschiren, um gegen den Mithridates zu fechten.

Lucullus vermuthete nicht, daß dieser Unwille seiner Truppen bis zu einem so hohen Grade von Unsinn steigen würde, wie in der Folge geschah, und achtete daher auf ihr Murren nicht. Er rechtfertigte sich nur bey denjenigen, welche ihn beschuldigten, daß er sich zu lange bey unwichtigen Flecken und Städten aufhielte, und dem Mithridates Zeit liesse, sich wieder zu verstärken. „Eben das, sagte er, will ich, und ich suche es durch mein Zaudern dahin zu bringen, daß Mithridates seine Kriegsmacht verstärke, und ein Heer zusammenbringe, das groß genug sey, um gegen uns Stand zu halten, und nicht immer vor uns fliehe. Oder wisset ihr nicht, daß er eine unermeßliche weite Wüste hinter sich hat? Wie nahe ist nicht der Berg Kaukasus und viele andre hohe Gebirge in welchen tausend Könige sich vor einem Angriffe sicher verbergen könnten! Von Kabira sind nur wenige Tagreisen bis nach Armenien, wo Tigranes, der König der Könige, eine so grosse

Macht hat, daß er damit die Parther von Asien abhält, die Einwohner von ganzen griechischen Städten nach Meden schleppen läßt, Syrien und Palästina unter seine Herrschaft gebracht, und die Nachfolger des Königs Seleucus zu Grunde gerichtet, und ihre Töchter und Weiber mit sich gefangen weggeführt hat? Dieser mächtige König ist ein Bundesgenosse und der Schwiegersohn des Mithridates, und wird demselben, wenn er darum bittet, seine Hülfe nicht entziehen, sondern wider uns Krieg führen. Wenn wir so eilen, den Mithridates zu vertreiben, so werden wir in Gefahr gerathen, uns einen Krieg mit dem Tigranes zuzuziehen, welcher längst schon eine Ursache dazu sucht, und keine anständigere haben kann, als einem von uns bedrängten Könige, der sein Anverwandter ist, Hülfe zu leisten. Sollen wir dieses zu bewerkstelligen suchen, und den Mithridates lehren, mit welchem neuen Beystande er gegen uns Krieg führen muß? Sollen wir ihn wider seinen Willen nöthigen, seine Zuflucht beym Tigranes zu suchen, welches er bisher noch für schimpflich gehalten hat? Oder sollen wir ihm nicht vielmehr Zeit lassen, daß er sich mit Truppen aus seinen eigenen Ländern verstärke, und mit den Kolchern, Tibarenern, und Kappadociern, die wir schon öfters überwunden haben, als mit den Medern und Armeniern, gegen uns fechte?"

Diesen Gründen zufolge blieb Lucullus vor Amisus stehen, und ließ die Belagerung nur langsam fortsetzen. Nachdem aber der Winter vorbey war, überließ er dem Murena die Belagerung, und marschirte gegen den Mithridates. Dieser hatte sich bey

Kabria gelagert, und entschlossen, den Römern Widerstand zu thun. Er hatte eine Armee von vierzigtausend Mann zu Fuß, und viertausend Mann Reuterey, auf welche er sich am meisten verließ. Er gieng über den Fluß Lykus, und bot in der dasigen Ebene den Römern ein Treffen an. Es kam auch zu einem Gefechte zwischen der Reuterey, in welchem die Römer geschlagen wurden. Es gerieth dabey Pomponius, ein angesehener Mann, in die feindliche Gefangenschaft, und warde schwer verwundet zum Mithridates geführt. Der König fragte ihn, ob er sein Freund werden wollte, wenn er ihn wieder heilen liesse? Pomponius antwortete: Sobald du mit den Römern Friede gemacht hast; sonst bleibe ich dein Feind. Mithridates bewunderte die Denkungsart dieses Mannes, und ließ ihm nichts zu leide thun.

Lucullus, der nicht gern auf der Ebene stehen bleiben wollte, weil ihm die Feinde an Reuterey überlegen waren, und doch auch Bedenken hatte, über das lange waldigte und unwegsame Gebirge zu marschiren, hatte während dieser Unruhe unvermuthet das Glück, daß einige gefangene Griechen, die in eine Höhle geflohen waren, zu ihm gebracht wurden, unter denen der älteste, Artemidorus, dem Lucullus versprach, ihn mit seinem Heere an einen sichern Ort zu führen, wo ein Schloß wäre, das die Festung Kabira commandirte. Lucullus traute diesem Manne, und brach mit dem Heere des Nachts auf, ließ aber in seinem Lager viele Wachtfeuer brennen. Er kam sicher durch die Defileen, und nahm den bestimmten Ort ein. Frühmorgens stand er auf den

Anhöhen über den Feinden, und stellte seine Armee so, daß er ein bequemes Terrain zur Schlacht hatte, wenn es dazu kommen sollte, und doch auch nicht wider seinen Willen dazu gezwungen werden konnte.

Weder er noch Mithridates hatten sich vorgenommen ein Treffen zu liefern, als es sich zutrug, daß die königlichen Soldaten bey der Verfolgung eines Hirsches sich von den Ihrigen zu weit entfernten, und auf die römischen Soldaten stiessen, worüber es zu einem Gefechte kam, in welchem von beyden Seiten immer mehr Truppen zur Verstärkung anrückten. Endlich siegten die königlichen Truppen. Die Römer, welche die Flucht der Ihrigen vom Walle herabsahen, wurden so unruhig darüber, daß sie zum Lucullus liefen, und verlangten, er solle sie gegen die Feinde führen, und eine förmliche Schlacht liefern. Er aber, der ihnen nur zeigen wollte, wie viel bey einem gefährlichen Gefechte auf die Gegenwart des Feldherrn ankäme, befahl ihnen sich ruhig zu verhalten, gieng aber selbst auf den Kampfplatz, und befahl den erstern gleich von den Flüchtigen, die ihm begegneten, Stand zu halten, und mit ihm wieder gegen die Feinde loszugehen. Sie waren sogleich willig, und da sich die andern Flüchtigen an sie schlossen, und von neuen die Feinde angriffen, so schlugen sie sie mit geringer Schwierigkeit in die Flucht, und verfolgten sie bis in ihr Lager. Gleichwohl bestrafte Lucullus, wie er in sein Lager zurückgekommen war, diejenigen, die geflohen waren, den Gesetzen gemäß, auf eine schimpfliche Art, und sie mußten in blossen Unterröcken ohne Gürtel vor den

Augen der ganzen Armee einen Graben zwölf Fuß tief graben.

In dem Lager des Mithridates befand sich ein Fürst der Dardarier, einer derjenigen Völkerschaften, die an der mäotischen See wohnen, mit Namen Olthacus, ein Mann, der sich durch alle Arten der Tapferkeit und Kühnheit im Kriege hervorthat, und Verstand genug hatte, die wichtigsten Dinge auszuführen, dabey gefällig im Umgange und einnehmend war. Er hatte mit den andern Fürsten seiner Nation beständigen Streit und Eifersucht wegen des Vorzugs, und versprach daher, um sich einen besondern Vorzug zu erwerben, etwas grosses auszuführen, und den Lucullus umzubringen. Der König rühmte seinen Eifer, und um der Sache einen Vorwand zu geben, that er ihm, wie abgeredet worden, zum Schein einige öffentliche Beschimpfungen an. Olthacus begab sich nun zum Lucullus, welcher ihn mit Bereitwilligkeit annahm, da im römischen Lager sehr viel rühmliches von ihm war gesprochen worden. Er gewann auch bald nach einigen angestellten Proben den Verstand und die Geschäftigkeit dieses Fürsten so lieb, daß er ihn an seine Tafel nahm, und zu den Berathschlagungen mit zuzog. Wie aber der dardarische Fürst seine Zeit ersehn hatte, sein Vorhaben auszuführen, ließ er sein Pferd durch seine Knechte vors Lager führen, und er selbst gieng um die Mittagszeit, da die Soldaten schliefen und ausruhten, auf das Zelt des Feldherrn zu, und glaubte, daß es ihm niemand wehren würde, hereinzugehen, da er bekannt war, und vorgab, daß er etwas wichtiges mit dem Feldherrn

zu sprechen hätte. Und er wäre auch sicher durchgekommen, wenn nicht der Schlaf, der so viele Feldherren ums Leben gebracht hat, dem Lucullus das Leben errettet hätte. Denn, weil Lucullus schlief, so sagte Menedemus, einer von seinen Kammerdienern, der bey der Thüre stand, zum Olthacus, er käme jetzt nicht zu gelegener Zeit, da sich Lucullus eben zur Ruhe gelegt, um sich von seinen langen Nachtwachen und vielen Strapazen etwas zu erhohlen. Da sich aber Olthacus nicht wollte abweisen lassen, sondern mit Gewalt in das Zelt herein wollte, weil er etwas sehr wichtiges zu sprechen hätte, so stieß ihn endlich Menedemus mit beyden Händen weg, und sagte dabey voll Unwillens, es kann nichts wichtiger seyn als die Gesundheit des Lucullus. Olthacus wurde darüber furchtsam, gieng zum römischen Lager heraus, und ritt wieder in das Lager des Mithridates, ohne sein Vorhaben ausgeführt zu haben. So sehr können die Umstände bey den Geschäften, so wie bey den Arzeneyen, eine tödtende oder eine errettende Wirkung hervorbringen.

Kurze Zeit darauf wurde Sornatius mit zehn Cohorten zum Fouragiren ausgeschickt, und vom Menander, einem Generale des Mithridates, dabey angegriffen. Es kam zu einem scharfen Gefechte, in welchem die Feinde mit grossem Verluste geschlagen wurden. Gleichwohl verabsäumte Mithridates die Gelegenheit nicht, als wieder Adrianus mit einer Anzahl Truppen, noch mehr Proviant herbeyzuschaffen, abgeschickt wurde, und ließ ihn durch den Menechemus und Myro mit einer starken Mannschaft von Reuterey und Fußvolk angreifen. Aber

alle

alle diese Truppen wurden, bis auf zwey Mann, von den Römern niedergehauen. Mithridates suchte zwar den Verlust zu verbergen, und gab ihn für geringe aus, und für einen durch die Ungeschicklichkeit der Generale verursachten Zufall. Allein Adrianus zog bey dem feindlichen Lager im siegreichen Stolze mit einer grossen Menge Wagen voll Proviant und Beute vorbey, worüber Mithridates selbst mißmüthig wurde, und seine Soldaten in Furcht und Schrecken geriethen.

Man beschloß, nicht länger da stehen zu bleiben. Als aber die vornehmsten Officiere ihr Gepäcke in der Stille fortschickten, und den gemeinen Soldaten es verwehrten, so wurden sie bey den Ausgängen gedrängt und angegriffen, ihr Gepäcke geplündert, und sie selbst niedergehauen, bey welcher Gelegenheit auch der General Doryalus, der nichts weiter als seinen Purpurmantel bey sich hatte, bloß deswegen umgebracht, und der Opferpriester Hermäus unter den Thoren des Lagers zertreten wurde. Mithridates wurde von allen so verlassen, daß nicht einmal ein Diener oder Reitknecht bey ihm blieb, der ihm ein Pferd gebracht hätte: er entfloh daher mitten unter den gemeinen Soldaten zum Lager heraus, bis ihn ganz spät ein Verschnittener, Ptolomäus, unter dem Haufen der Flüchtigen erblickte, und von seinem Pferde herabsprang, und es dem Könige gab. Schon waren die Römer die ihn verfolgten, ganz nahe, und am Mangel der Eilfertigkeit lag es nicht, daß sie ihn nicht fiengen, sondern die Begierde nach Raub und ein niederträchtiger Geldgeitz entriß den Römern die in so vie-

len Schlachten mit so grossen Gefahren gesuchte Beute, und raubte dem Lucullus den größten Preis des Sieges. Eben wollten sie das Pferd, worauf der König sich gesetzt hatte, greifen, als einer von den Mauleseln, die das Gold trugen, entweder von Ungefähr oder auf Befehl des Königs zwischen ihm und den ihn verfolgten Römern getrieben wurde, welchen die Römer sogleich plünderten, und indem sie sich um das Gold selbst unter einander herumschlugen, zurückblieben. Und Lucullus hatte von der Geldgierde seiner Truppen nicht allein diesen, sondern noch einen andern Schaden. Er hatte befohlen, daß man den geheimen Sekretair des Königs, Kallistratus, zu ihm bringen sollte, die Soldaten aber, die ihn führten, wurden gewahr, daß er fünfhundert Goldstücke bey sich hatte, und schlugen ihn todt. Lucullus gab dennoch diesen seinen raubgierigen Truppen das feindliche Lager preis.

Er eroberte Kabira, und fand sowohl hier als in den meisten Schlössern, die er einnahm, viele Schätze, und auch Gefängnisse, in denen viele Griechen, auch viele Anverwandte den Königs, gefangen sassen, die sich längst schon für so gut als todt gehalten, und die jetzt für die Wohlthat des Lucullus nicht bloß ihre Errettung, sondern gleichsam Auferweckung und ein zweytes neues Leben erhielten. Unter andern wurde die Schwester des Mithridates, Nyssa, auf eine für sie so vortheilhafte Art gefangen. Die andern Schwestern und Frauen des Königs, die zu Phernacia entfernet von der Gefahr und sicher, gefangen sassen, wurden vom verschnittenen Bacchides, den der König auf seiner

Flucht, sie zu tödten, dahin abgeschickt hatte, auf eine elende Art umgebracht. Es waren, unter vielen andern, zwey Schwestern des Königs, Roxane und Statira, die noch unvermählt und vierzig Jahr alt waren, und zwey königliche Gemahlinnen aus Jonien, Berenice aus Chios, und Monime aus Milet.

Diese Monime stand bey den Griechen in grossem Rufe. Sie hatte allen Versuchen des Königs, der ihr auch funfzehntausend Goldstücke übersandt hatte, herzhaft widerstanden, bis er sie zu seiner rechtmässigen Gemahlin und Königin erklärt, und ihr das Diadem zugesandt hatte. Sie bezeigte sich aber die ganze Zeit nachher sehr traurig, und beweinte ihre schöne Gestalt, die ihr anstatt eines Mannes einen Despoten, und anstatt einer ehelichen Wohnung ein von Barbaren besetztes Gefängniß zuwege gebracht hatte. Sie hatte, weit entfernt von Griechenland, die gehofften Güter nur wie im Traume genossen, und dafür die wahren Güter entbehren müssen. Als Bacchides zu ihr kam, und ihr befahl, sich diejenige Todesart, die sie für die leichteste und unempfindlichste hielt, zu wählen, riß sie ihr Diadem vom Kopfe, band sichs um den Hals, und hieng sich daran auf. Es riß aber entzwey. „Verfluchte Binde, sagte sie, so bist du mir auch dazu nicht einmal nutze!“ Sie warf darauf die Binde weg, spie sie an, und reichte ihren Hals dem Bacchides dar. Berenice erwählte sich den Giftbecher, und gab ihrer Mutter, die zugegen war, und sie darum bat, auch von dem Gifte. Es wirkte zwar auf den schwächlichen Körper der Mutter, aber der

Berenice, die nicht genug davon getrunken hatte, that es nicht die gehörige Wirkung, und sie quälte sich lange, bis Bacchides ihr zu Hülfe eilte, und sie erstickte. Von den beyden unvermählten Schwestern des Königs soll die eine, Roxane, unter vielen Verwünschungen ihres Bruders den Giftbecher ausgetrunken, die Statira hingegen nichts beleidigendes oder unanständiges gesagt, sondern vielmehr ihren Bruder gelobt haben, daß er bey der Gefahr, die ihm selbst bevorstände, doch auch noch an sie gedacht, und dafür gesorgt hätte, daß sie als freye Menschen und ohne Beschimpfung sterben könnten. — Die Nachrichten von diesen Ermordungen giengen dem Lucullus, der von Natur sanft und menschenfreundlich war, sehr nahe.

Als er dem Mithridates bis nach Talauren nachgefolgt war, erfuhr er an diesem Orte, daß Mithridates seine Zuflucht zum Tigranes genommen, und schon vor vier Tagen in Armenien angekommen sey. Er zog also wieder zurück, unterwarf sich die Chaldäer und Tibarener, nahm klein Armenien ein, und eroberte viele Städte und Schlösser. Appius wurde zum König Tigranes geschickt, und mußte um die Auslieferung des Mithridates Ansuchung thun. Lucullus selbst aber gieng in das Lager vor Amisus, welche Stadt noch immer belagert wurde, woran der General Kallimachus Schuld war, der als ein geschickter und listiger Officier durch alle Arten von Kriegsmaschinen und alle bey Belagerungen nur mögliche Kunstgriffe, den Römern ungemeinen Schaden zufügte, wofür er auch in der Folge seine Strafe erhielt Vom Lucullus

aber wurde alle seine List hintergangen, denn dieser ließ in eben der Stunde des Tages, da es sonst gewöhnlich war, die Truppen ausziehen und ausruhen zu lassen, plötzlich Sturm laufen. Es wurde ein kleiner Theil der Mauer eingenommen. Kallimachus verließ die Stadt und steckte sie in Brand, entweder weil er den Römern die Beute nicht gönnte, oder um dadurch seine Flucht zu erleichtern. Denn es bekümmerte sich auch wirklich niemand um die Feinde, die zu Schife entflohen, sondern sobald die Flamme die Stadt ergriffen hatte, fiengen die römischen Soldaten an zu plündern, und Lucullus, der mit der zu Grunde gehenden Stadt Mitleiden hatte, kam von aussen zu Hülfe, um das Feuer zu löschen, und ermahnte auch seine Truppen dazu. Allein niemand gehorchte ihm. Seine Soldaten verlangten die Plünderung, und schlugen so lange mit Geschrey auf ihre Waffen, bis er sich genöthigt sahe, die Plünderung zu erlauben, um die Stadt nur von der völligen Einäscherung zu befreyen. Allein die Soldaten beförderten sie vielmehr: weil sie alles mit brennenden Fackeln durchsuchten, und allenthalben Feuer hinbrachten, so zündeten sie selbst die meisten Häuser an. Lucullus, der am folgenden Tage in die Stadt kam, vergoß Thränen über das Schicksal der Stadt, und sagte zu seinen Freunden: „Ich habe schon oft den Sylla für glücklich gepriesen, aber heute muß ich das Glück dieses Mannes besonders bewundern, der Athen, da er es wollte, erhalten konnte. Mir aber, der ich dem Sylla gern nachahmen will, zieht ein feindseliger Dämon den Ruf des Mummius zu."

Er suchte jedoch, so viel es die Umstände noch erlaubten, der Stadt zu helfen. Und durch eine Art von höherer Schickung fiel auch eben, als die Stadt erobert wurde, ein starker Regen, der das Feuer wieder löschte. Die meisten der abgebrannten Häuser ließ er noch während seiner Gegenwart wieder aufbauen. Er ließ die geflüchteten Einwohner von Amisus wieder zurückkommen, er gab auch andern Griechen, die sich da anbauen wollten, dazu Erlaubniß, und gab ihnen hundert und zwanzig Stadien Land. Die Stadt war von den Atheniensern in derjenigen Zeit, da ihre Macht am grössesten war, und sie die Herrschaft über das Meer behaupteten, angebaut worden. Daher auch viele, die vormals der Tyranney des Aristion hätten entgehen wollen, von Athen sich dahin begeben, und das Bürgerrecht erhalten hatten. Sie waren den einheimischen Uebeln zu Athen entflohen, und mußten nun am fremden Unglücke Theil nehmen. So viel deren noch bey der Eroberung der Stadt errettet geblieben waren, ließ Lucullus anständig kleiden, und schickte sie mit einem Geschenke von zweyhundert Drachmen für jeden nach Hause.

Bey dieser Gelegenheit wurde auch der Sprachlehrer Tyrannion gefangen genommen. Murena bat sich ihn vom Lucullus aus, und da er ihn bekam, machte er ihn auf eine unedle Art zum Freygelassenen. Lucullus sah es ungern, daß ein Mann, der sich durch seine Gelehrsamkeit berühmt gemacht hatte, erst ein Sklave werden sollte, um hernach die Freyheit zu bekommen. Dieß war vielmehr eine Beraubung der Freyheit, die er schon hatte, als

ein Geschenk der Freyheit. Aber das war nicht der einzige Fall, da Murena zeigte, daß ihm der Edelmuth eines würdigen Generals fehlte.

Lucullus gieng darauf in die Städte in Asien, um daselbst, während der Ruhe von kriegrischen Geschäften, wiederum Gerechtigkeit und Ordnung herzustellen, welche in dieser römischen Provinz lange Zeit her gefehlt hatten, die unbeschreibliche und unglaubliche Uebel erdulden mußte. Die römischen Zollbedienten und Wucherer hatten die Einwohner dieses Landes in die elendesten Umstände und Sklaverey gebracht, so daß die Privatleute gezwungen gewesen waren, ihre schönsten Söhne, und unverheiratheten Töchter, und die Städte und Flecken, die Geschenke in ihren Tempeln, ihre Gemählde, und heiligen Statüen zu verkaufen, und zuletzt mußten sie selbst Leibeigene ihrer Gläubiger werden. Die Uebel, die sie vorher erdulden mußten, waren noch weit ärger. Sie wurden gefoltert, gefesselt, ins Gefängniß geworfen, mußten im Sommer in der größten Sonnenhitze, im Winter im Kothe oder auf Eis stehen, so daß die Sklaverey selbst ihnen eine Ruhe und Erleichterung zu seyn schien.

Lucullus, der die asiatischen Städte in solcher Bedrängniß fand, befreyte diejenigen, die solche Ungerechtigkeiten leiden mußten, in kurzer Zeit von allen Uebeln. Erstlich gab er eine Verordnung, daß nicht mehr als ein Procent Zinsen monatlich genommen werden durfte. Zweytens erklärte er alle Zinsen für ungültig, die das Capital überstiegen. Die dritte und wichtigste Verordnung war, daß der

Gläubiger nicht mehr als den vierten Theil von den Einkünften seines Schuldners bekommen durfte. Auf solche Weise wurden binnen weniger als vier Jahren alle Schulden bezahlt, und die Güter wurden ihren Besitzern wieder schuldenfrey übergeben.

Die gemeinen Schulden der asiatischen Städte kamen noch von jenen zwanzigtausend Talenten her, die sie dem Sylla als eine Contribution hatten bezahlen müssen. Sie hatten ihren Gläubigern schon zweymal so viel gegeben, und diese hatten durch übermässige Zinsen die Schuld schon bis auf hundert und zwanzigtausend Talente heraufgebracht. Sie schrien zu Rom wider den Lucullus, als wenn sie das größte Unrecht litten, und gewannen einige Redner, die wider ihn auftreten mußten, die theils durch das Ansehn der reichen Gläubiger, theils durch diejenigen, die denselben selbst schuldig waren, unterstützt wurden. Allein Lucullus wurde nicht nur von denen Völkerschaften, denen er so grosse Wohlthaten erzeigt hatte, hochgeschätzt, sondern auch die andern Provinzen rühmten seinen Edelmuth, und priesen diejenigen glücklich, die einen solchen Statthalter hatten.

Appius Claudius, der zum Tigranes geschickt war, ein Bruder der Gemahlin des Lucullus, wurde anfänglich von den königlichen Wegweisern durch einen weiten Umweg unnöthiger Weise durch die obern Provinzen geführt, bis ihm ein Freygelassener aus Syrien den geraden Weg zeigte, worauf er den langen betrügrischen Umweg verließ, die barbarischen Wegweiser wegschickte, und in wenigen Tagen auch über den Euphrat, und nach Antiochien, mit dem

Zunamen Daphne, kam. Hier erhielt er Befehl, den Tigranes zu erwarten, welcher eben in Phönicien einige Städte eroberte. Appius gewann verschiedene Fürsten, die gegen den Armenier nur eine verstellte Unterwürfigkeit beobachteten, unter welchen auch der König von Gordyene, Zarbienus, war. Verschiedenen Städten, die insgeheim Gesandtschaften an ihn schickten, versprach er den Beystand des Lucullus, und rieth ihnen, sich vorjetzt nur noch ruhig zu verhalten. Denn die Herrschaft der Armenier war den Griechen unerträglich, und wurde besonders durch den theatralischen und stolzen Pomp lästig, mit welchem sich der König bey seinem grossen Glücke betrug, und durch seine hochmüthige Denkungsart, nach welcher er glaubte, daß alles, was die Menschen hochachten und wünschen, nicht nur ihm gehöre, sondern auch nur seinetwegen da sey.

Tigranes hatte mit geringer Macht und schwachen Hoffnungen seine Regierung angetreten, nachher sich viele Völkerschaften unterworfen, die Macht der Parther, wie vor ihm niemand hatte thun können, gedemüthiget, und Mesopotamien mit vielen Griechen bevölkert, die er theils aus Cilicien, theils aus Kappadocien weggeführt hatte. Er hatte auch die arabischen Skeniten aus ihren Wohnungen in die Nähe von sich versetzt, um durch sie den Handel in seinem Lande mehr empor zu bringen. Viele Könige dienten ihm zur Aufwartung, und viere davon waren immer bey ihm, und stellten seine Diener oder Trabanten vor: wenn er ritt, mußten sie in Unterröcken neben her zu Fusse gehen, wenn er auf seinem Throne saß, und Gehör gab, standen sie mit in ein=

ander geschlagenen Händen um ihn herum, welche Stellung das augenscheinlichste Bekenntniß ihrer Knechtschaft seyn, und anzeigen sollte, daß sie ihre Freyheit ihm übergeben, und bereit wären, ihren Körper ihrem Gebieter zu allem, was sie leiden sollten, darzureichen.

Appius wurde bey diesem tragischen Schauspiele weder bestürzt noch furchtsam, als er beym Könige Gehör hatte. Er sagte vielmehr geradezu, er käme, den Mithridates abzuholen, der zu dem Triumphe des Lucullus gehörte, oder widrigenfalls dem Tigranes den Krieg zu erklären. So sehr sich auch bey diesem Antrage Tigranes zwang, eine heitre Miene und ein verstelltes Lächeln anzunehmen, so konnten doch alle Anwesende leicht merken, daß die Freymüthigkeit dieses jungen Römers ihn aus seiner Fassung gebracht hatte; denn dieß war das erstemal, daß er seit fünf und zwanzig Jahren, so lange er regiert, oder vielmehr tyrannisirt hatte, die Sprache der Freyheit hörte. Er antwortete dem Appius: Ich werde den Mithridates nicht ausliefern, und wenn die Römer mit mir Krieg anfangen, mich vertheidigen. Er war auch gegen den Lucullus aufgebracht, daß er ihm in seinem Schreiben bloß den Titel eines Königs, nicht aber den Titel, König der Könige, gegeben hatte, und er gab ihm daher auch in seiner Antwort nicht den Titel Imperator. Er schickte indessen dem Appius Claudius herrliche Geschenke, und da sie dieser verbat, noch mehrere dazu. Appius nahm davon nichts weiter als eine Schale, damit es nicht schiene, als wenn er alle Geschenke

aus feindseligen Gesinnungen verwürfe, und begab sich in aller Eile wieder zu seinem Feldherrn zurück.

Tigranes hatte vorher den Mithridates, so nahe er ihm auch verwandt war, weder sehen noch sprechen wollen, da er ein so großes Königreich verloren hatte. Er ließ ihn auf eine schimpfliche und stolze Art, weit von seinem Hofe entfernt, in einer sumpfigten und ungesunden Gegend mit einer Wache bewahren. Jetzt aber ließ er ihn mit vieler Höflichkeit und Ehrenbezeigungen an seinen Hof kommen. Beyde Könige hielten geheime Unterredungen, und stillten die Mißhelligkeiten, die sie mit einander gehabt hatten, durch die Bestrafung ihrer Minister, auf die sie alle Schuld davon schoben. Einer davon war Metrodorus aus Skepsis, ein Mann von einer angenehmen Beredtsamkeit, und sehr gelehrt, der die Gnade des Mithridates in einem so hohen Grade genossen hatte, daß man ihn den Vater des Königs zu nennen pflegte. Er war von dem Mithridates an den Tigranes geschickt worden, um ihn um Hülfe wider die Römer zu bitten. Tigranes hatte ihn gefragt: Was giebst du, Metrodorus, mir dabey für einen Rath? Metrodorus, der entweder auf den Vortheil des Tigranes sahe, oder die Errettung des Mithridates nicht wünschte, antwortete: Als der Gesandte des Mithridates rathe ich dir, ihm Beystand zu leisten; als dein Rathgeber aber rathe ich dir nicht dazu. Tigranes hatte das dem Mithridates erzehlt, ihm aber dabey verboten, sich an dem Metrodorus zu rächen. Aber Mithridates ließ ihn doch gleich darauf umbringen, und Tigranes bereuete seine Unvorsichtigkeit, ob er gleich nicht eigentlich

an dem Unglücke des Mannes Schuld war, sondern nur den Ausbruch des Hasses, welchen Mithridates schon längst gegen ihn gehabt, beschleunigt hatte. Denn Mithridates war schon längst dem Metrodorus gram gewesen, wie man aus seinen geheimen Schriften, die nachher in fremde Hände geriethen, ersahe, in welchen unter andern aufgezeichnet war, daß Metrodorus sollte umgebracht werden. Tigranes ließ ihn prächtig begraben, und schonte keine Kosten bey dem Begräbnisse eines Mannes, den er in seinem Leben verrathen hätte.

Um eben diese Zeit kam auch der Redner Amphikrates beym Tigranes um, wenn es sich anders schickt hier dieses Mannes, wegen seiner Vaterstadt Athen, Erwähnung zu thun. Er war nach Seleucien am Tigris entflohen, und da ihn die Einwohner dieser Stadt baten, bey ihnen eine Schule anzulegen, verweigerte er den Antrag mit dem pralerischen Ausdrucke: Ein Delphin habe in einer Schüssel keinen Raum. Er begab sich an den Hof der Kleopatra, der Gemahlin des Tigranes, die die Tochter des Mithridates war, wo er bald in Verdacht gerieth, und ihm aller Umgang mit den Griechen untersagt wurde, weswegen er sich zu Tode hungerte. Kleopatra ließ ihn mit vieler Pracht bey Sapha, einem Orte der dortigen Gegend, begraben.

Lucullus gab indessen in Asien eine Menge guter Gesetze, und ließ die dasigen Städte die Früchte des Friedens geniessen. Er stellte auch allerhand Lustbarkeiten und Freudenfeste an, und gewann und ergötzte die Einwohner der asiatischen Städte während seines Aufenthalts zu Ephesus durch allerhand

feyerliche Aufzüge, Siegesfeste, Kampf- und Schauspiele. Die Städte feyerten dafür ihm zu Ehren Feste, die sie die Lucullischen Feste namten, und bewiesen ihm auf alle Art eine wahre Liebe, die noch angenehmer ist, als blosse Ehrenbezeigungen.

Sobald Appius zurückkam, und man sahe, daß der Krieg gegen den Tigranes nothwendig war, gieng Lucullus ohne Verzug wieder nach Pontus. Er belagerte sogleich Sinope, oder vielmehr die königlichgesinnten Cilicier, die Sinope im Besitz hatten. Sie brachten eine Menge der Einwohner um, steckten die Stadt in Brand, und flohen des Nachts davon. Lucullus zog in die Stadt ein, ließ die zurückgebliebenen achttausend Cilicier alle niedermetzeln, und gab den andern ihre Güter und Sachen wieder. Er war für die Wohlfahrt der Stadt, besonders wegen einer gewissen Erscheinung besorgt, da ihm im Traume jemand erschienen war, und zu ihm gesagt hatte: Gehe etwas weiter fort, Lucullus, weil Avtolykus kommt, und dich sprechen will. Er konnte, wie er aufwachte, gar nicht ausfindig machen, was diese Erscheinung zu bedeuten habe. Als er aber den Tag darauf die Stadt einnahm, und die Cilicier verfolgte, sahe er am Ufer eine Bildsäule liegen, die die Cilicier bey der Eilfertigkeit ihrer Flucht nicht hatten mit zu Schife wegbringen können. Es war eines der schönsten Meisterstücke des Stenis, und einer von den Anwesenden erkannte, daß es die Bildsäule des Avtolykus, des Erbauers von Sinope, wäre. Dieser Avtolykus soll einer mit von denenjenigen gewesen seyn, die den Herkules auf seinem Feldzuge aus Thessalien gegen

die Amazonen begleiteten. Er war ein Sohn des Deimachus. Als er mit dem Demoleon und Phlogius zurücksegelte, litt er Schifbruch, und wurde nach Chersones, an einen Ort, der Pedalion heißt, getrieben. Er rettete sich mit seinen Freunden und Soldaten nach Sinope, und vertrieb die Syrer aus dieser Stadt. Diese Syrer, die bisher die Stadt inne gehabt hatten, stammten, wie man erzehlt, vom Syrus, dem Sohne des Apollo, her, den Apollo mit der Sinope, einer Tochter des Asopis, erzeugt hatte. Lucullus erinnerte sich bey diesen Nachrichten und der Bildsäule des Autolykus an die Ermahnung, die ihm Sylla in seinen Nachrichten von seinem Leben gegeben, daß er nichts für sicherer und glaubwürdiger halten sollte, als was ihm im Traume angedeutet würde.

Er erhielt indessen Nachricht, daß Mithridates und Tigranes mit ihren Heeren nach Lykaonien und Cilicien marschirten, um ihm in der Besitznehmung der asiatischen Provinzen zuvorzukommen. Er bezeigte dabey seine Verwunderung, daß der König von Armenien, wenn er einmal entschlossen gewesen wäre, mit den Römern Krieg zu führen, nicht die Zeit genutzt, da noch Mithridates seine Macht beysammen gehabt hätte, und nicht seine Kriegsmacht mit der annoch starken des Mithridates verbunden, sondern erst zugelassen hätte, daß dieser geschlagen und gänzlich geschwächt worden wäre, und nun mit so geringen Hoffnungen einen Krieg anfienge, und die Parthey derjenigen ergriffe, die sich nicht wieder erholen könnten.

Inzwischen schickte Machares, des Mithridates Sohn, der das Land am Bosphorus beherrschte, dem Lucullus eine Krone zum Geschenke, die man tausend Goldstücke werth schätzte, und bat, ihn für einen Freund und Bundesgenossen der Römer zu erkennen. Lucullus glaubte, daß nunmehr der erste Krieg zu Ende wäre, ließ den Sornatius mit sechstausend Mann in Pontus zur Besetzung des Landes, und gieng selbst mit einer Armee, die nur aus zwölftausend Mann Fußvolk, und noch nicht völlig dreytausend Mann Reuterey bestand, zum zweyten Krieg gegen den Tigranes ab. Es schien, als wenn er einen zu kühnen und unüberlegten Entschluß gefaßt habe, da er mit so wenig Truppen gegen so kriegrische Völker, die besonders eine zahlreiche Reuterey hatten, und in ein weitläuftiges Land, wo tiefe Flüsse und stäts beschneyte Gebirge waren, zu Felde ziehen wollte. Daher auch seine Truppen, die ohnehin keine gute Mannszucht beobachteten, ihm mit Widerwillen folgten, und keine Lust zum Fechten hatten. Und in Rom erhoben die Redner in der Versammlung des Volks ihre Stimme wider ihn, und behaupteten, Lucullus fienge einen Krieg nach den andern an, ohne daß es nöthig wäre, bloß damit er beständig Feldherr bleiben, die Waffen nicht niederlegen, und nicht aufhören dürfe, auf gemeine Gefahr sich Reichthümer aufzuhäufen. Sie erlangten auch in der Folge der Zeit die Absicht, die sie dabey gegen den Lucullus hatten.

Lucullus beschleunigte inzwischen seinen Marsch nach dem Euphrat. Wie er ankam, fand er, daß der Strom durch die vielen Regengüsse angeschwellt

und ungestüm war, worüber er sehr mißvergnügt wurde, weil er befürchtete, daß er viel Zeit zur Zusammenbringung und Zubereitung von Fahrzeugen zum Uebergange brauchen, und lange aufgehalten werden würde. Allein gegen Abend schon ließ die Heftigkeit des Stroms nach, und in der Nacht fiel die Fluth so stark, daß der Strom wieder in seinen ordentlichen Ufern floß. Da auch die Leute der dasigen Gegend zugleich kleine Inselchen im Flusse entstehen sahen, um welche der Strom ganz sanft floß, welches eine sehr seltene Erscheinung war, so beteten sie den Lucullus als ein höheres Wesen an, gegen welches der Fluß seinen Ungestüm ablegte und sich gehorsam bezeigte, um ihm einen leichten und geschwinden Uebergang zu gewähren.

Lucullus nutzte diesen Zeitpunkt, und gieng mit seinen Truppen über den Fluß. Gleich beym Uebergange hatte er eine gute Vorbedeutung. Es gehen immer an dem jenseitigen Ufer eine Menge Kühe auf der Weide, die der persischen Diana gewidmet sind, als welche Göttin von den Einwohnern der dasigen Gegend am höchsten verehrt wird. Diese Kühe werden bloß zu den Opfern gebraucht, und laufen sonst ganz frey auf der Ebene herum, sind aber mit dem Zeichen der Göttin, nämlich einer Fackel, bezeichnet. Da sie so wild herumlaufen, kostet es immer viele Mühe, eine davon zu fangen, wenn man sie zu einem Opfer braucht. Von diesen Kühen lief eine, da eben die Truppen über den Euphrat gegangen waren, an einen Felsen, der der Diana gewidmet ist, und blieb dabey mit so niedergesenktem Kopfe stehen, als wenn sie mit einem

Stricke

Stricke zur Erde gezogen würde, und stellte sich also dem Lucullus von selbst zum Opfer dar. Er opferte auch dem Euphrat wegen des glücklichen Ueberganges einen Stier.

Diesen ersten Tag blieb er mit der Armee da stehen. Vom folgenden Tage an aber zog er in ununterbrochenen Märschen durch die Landschaft Sophene und immer weiter fort. Er that den Inwohnern, die sich ihm willig ergaben, und seine Truppen gern aufnahmen, nicht den geringsten Schaden. Und wie auch seine Soldaten ein Schloß, in welchem sie grosse Reichthümer zu finden hofften, mit Sturm erobern wollten, wies er sie ab. Dort jenes Schloß, sagte er, und zeigte ihnen dabey von weiten den Berg Taurus, müssen wir erobern, diese Schlösser hier bleiben alle den Siegern eigen. Er zog mit starken Märschen gegen den Tigris zu, und drang, nachdem er über diesen Fluß gegangen war, in Armenien ein.

Tigranes hatte dem ersten, der ihm von dem Marsche des Lucullus nach Armenien Nachricht gegeben, zur Belohnung den Kopf abschlagen lassen. Daher wagte es niemand mehr, ihm etwas davon zu sagen. Er blieb also ganz ruhig, und wußte von nichts, da schon das Kriegsfeuer in seinen Grenzen brannte. Er hörte dafür Schmeicheleyen — Lucullus müsse ein grosser General seyn, wenn er sich getraute, den Tigranes in Ephesus zu erwarten, und nicht die Flucht ergriffe, und ganz Asien verliesse, sobald er das so unzählbare Heer zu Gesichte bekäme. — Gemeine Geister werden durch grosses Glück eben so leicht ihrer Vernunft beraubt, als schwache Körper,

die nicht viel Wein vertragen können, von vielem Trinken.

Mithrobarzanes wagte es zuerst unter den Günstlingen des Königs, ihm die Wahrheit zu melden. Aber auch er bekam für seine Freymüthigkeit keinen guten Lohn. Denn er erhielt sogleich Befehl, mit dreytausend Mann Reuterey und einer grossen Anzahl Fußvolk auf den Lucullus loszugehen, und ihn selbst lebendig zu überbringen, die andern Römer aber alle zu zertreten.

Von der Armee des Lucullus war nur erst ein Theil ins Lager gerückt, und der andere war noch auf dem Marsche. Lucullus besorgte daher, da ihm die Kundschafter die Nachricht brachten, daß der Feind anrücke, er möchte angegriffen werden, ehe seine Armee beysammen und in Schlachtordnung gestellt wäre. Er blieb daher selbst im Lager, und suchte es zu Stande zu bringen, schickte aber den Sextilius, seinen Legaten, mit tausend sechshundert Mann Reuterey und fast eben so vielem Fußvolke dem Feinde entgegen, mit dem Befehle, in der Nähe des Feindes stehen zu bleiben, und so lange zu warten, bis er erführe, daß die ganze römische Armee im Lager stände. So sehr aber auch Sextilius sich darnach richten wollte, so wenig konnte er es, da ihn Mithrobarzanes mit vieler Verwegenheit angrif und zum Treffen nöthigte. In diesem Treffen blieb Mithrobarzanes selbst, und es kamen wenige von den in die Flucht geschlagenen Feinden mit dem Leben davon.

Tigranes verließ darauf Tigranocerta, eine grosse Stadt, die er selbst erbaut hatte, und entwich

auf das Gebirge Taurus, wo er von allen Orten her Truppen an sich zog. Lucullus, der ihm keine Zeit zu Zurüstungen lassen wollte, schickte den Murena ab, der die Truppen, die zum Tigranes marschiren wollten, theils beunruhigte, theils abschnitt, und auf einer andern Seite den Sextilius, der ein grosses Corps Araber, welches sich mit dem Könige vereinigen wollte, davon abhielt, sie, eben als sie ihr Lager bezogen, angrif, und die meisten davon niederhauen ließ. Murena folgte dem Tigranes nach, und grif ihn zu rechter Zeit an, da er mit seinem langen Heerszuge durch ein enges unebenes Thal marschirte. Tigranes entfloh, und verlor alle seine Bagage, es wurden eine grosse Menge Feinde getödtet, und noch mehrere gefangen genommen.

Bey dem so glücklichen Fortgange der römischen Waffen brach Lucullus gegen Tigranocerta auf, und belagerte die Stadt. Es wohnten darinnen viele Griechen, die Tigranes aus Cilicien dahin geführt hatte, ingleichen viele Barbaren, die einerley Schicksal mit diesen Griechen gehabt hatten, Adiabener, Assyrer, Gordyener und Kappadocier, deren Städte zerstört, und sie selbst gezwungen worden waren, sich in der neuen Stadt Tigranocerta niederzulassen. Die Stadt war mit Reichthümern und heiligen Schätzen erfüllt, weil sich Privatmänner und Fürsten mit dem Könige um die Wette bemüht hatten, die Stadt zu verschönern und zu bereichern. Daher setzte Lucullus ihr heftig zu, und glaubte, Tigranes würde das nicht so geruhig zugeben, sondern, auch wider seinen Vorsatz, von den Gebirgen herabkom-

men, um die Stadt zu entsetzen, und in der Hitze sich in eine Schlacht einlassen. Er urtheilte richtig.

So sehr auch Mithridates dem Tigranes durch viele abgeschickte Bothen und Briefe widerrieth, sich in eine Schlacht einzulassen, sondern vielmehr den Rath gab, mit seiner Reuterey dem Feinde die Zufuhr abzuschneiden, und so sehr auch Taxiles, der vom Mithridates in das Lager des Tigranes war geschickt worden, ihn bat, sich in Acht zu nehmen, und zurück zu ziehen, weil die Römer nicht leicht könnten überwunden werden; so wenig nutzte das. Anfänglich zwar nahm Tigranes den gegebenen Rath geneigt an, inzwischen aber kamen alle seine Heere zusammen, die Armenier und Gordyener, die Könige der Meder und Adiabener, die ihre ganze Kriegsmacht ihm zuführten, viele Schaaren Araber kamen vom Meere bey Babylon zu ihm, viele Albaner vom kaspischen Meere, mit ihren Nachbaren, den Iberen, eine grosse Menge von den Völkern am Flusse Araxes, die ohne Könige lebten. Alle diese Schaaren, die theils die Freundschaft gegen den Tigranes, theils Geschenke dazu bewogen hatten, vereinigten sich mit ihm. Nunmehr hörte man bey den königlichen Gastereyen und Berathschlagungen von nichts als prahlerischen Hoffnungen und barbarischen Drohworten. Taxiles gerieth in Gefahr seinen Kopf zu verlieren, weil er eine Schlacht widerrieth, und dem Mithridates gab man Schuld, daß er bloß deswegen, weil er dem Tigranes den grossen Sieg nicht gönnte, eine Schlacht zu hintertreiben suchte. Deswegen wartete auch nicht Tigranes, bis sich Mithridates mit ihm vereinigt hätte, damit er nicht an der grossen

Ehre des Sieges Theil nehmen möchte, und marschirte mit seinem Heere eilfertig fort, nur bezeigte er seine Unzufriedenheit, daß er gegen den einzigen Lucullus, und nicht gegen alle römische Generale zusammen fechten könnte.

Sogar abgeschmackt war auch seine hohe Idee nicht, da er so viele Völkerschaften und Könige und gerüstete Heere und so viele tausend Reuter um sich herum sahe. Seine Kriegsmacht bestand aus zwanzigtausend Schützen und Schleuderern, fünf und funfzigtausend Mann zu Pferde, von denen, wie Lucullus in seinem Berichte an den römischen Senat meldet, siebzehntausend ganz geharnischt waren, ferner aus hundert und funfzigtausend Mann zu Fuß, die theils in gewisse Trupps, theils in Phalangen eingetheilt waren, und dazu kamen fünf und dreyßigtausend Mann, die die Wege bessern, Brücken schlagen, Flüsse reinigen, Wälder niederhauen, und andre geringe Dienste beym Heere verrichten mußten. Diese letztere Mannschaft stand in den Gefechten hinter der Armee, und machte dadurch ihren Anblick zahlreicher und stärker. Als Tigranes vom Berge Taurus herab gegen Tigranocerta über, welches die Römer belagerten, angekommen war, und sich auf einer Anhöhe gelagert hatte, so machte auch der Anblick des grossen Heeres die Feinde in der Stadt so frech, daß sie ein frohlockendes Geschrey und Lärmen erhoben, und den Römern von den Mauern herab die armenischen Schaaren unter vielen Drohungen zeigten.

In dem Kriegsrathe, den Lucullus wegen der bevorstehenden Schlacht hielt, waren einige der

Meynung, man müsse die Belagerung aufheben, und den Tigranes angreifen, andre behaupteten, man dürfe nicht eine solche Menge Feinde im Rücken lassen, und die Belagerung aufheben. Lucullus glaubte, daß keine von diesen Partheyen weder ganz Recht noch ganz Unrecht habe. Er theilte seine Armee. Sechstausend Mann Fußvolk blieben unter dem Commando des Murena zur Belagerung zurück, und er selbst gieng mit vier und zwanzig Cohorten, die nicht mehr als zehntausend Mann Fußvolk ausmachten, und seiner ganzen Reuterey nebst tausend Schleuderern und Bogenschützen gegen den Tigranes. Er nahm sein Lager an einem Flusse, auf einer grossen Ebene.

Dem Tigranes kam diese römische Armee sehr klein vor, und sie gab daher seinen Schmeichlern zu lustigen Unterhaltungen Anlaß. Einige spotteten darüber, andere loseten schon im Scherz über die künftige Beute. Jeder von den Generalen und Königen bat den Tigranes, ihm allein die Besiegung zu überlassen, und nur einen ruhigen Zuschauer dabey abzugeben. Tigranes, der selbst auch dabey witzig und scherzhaft seyn wollte, sagte jenes bekannte Sprüchwort: Wenn es Römische Gesandten seyn sollten, so wären ihrer zu viel, und wenn es Soldaten seyn sollten, so wären ihrer etwas zu wenig. Mit dergleichen Spöttereyen und Scherzen brachten sie die ganze Zeit zu.

Lucullus führte mit Anbruch des folgenden Tages seine Armee aus dem Lager gegen den Feind an. Dieser stand jenseits des Flusses an der Morgenseite. Weil aber der Fluß an der Abendseite eine

Krümmung macht und man da den leichtesten Uebergang hat, so führte er seine Truppen in aller Eile dahin. Tigranes hielt diese Wendung der Römer für Flucht, rief den Taxiles, und sagte mit vollem Lachen zu ihm: Siehst du wohl, wie die unüberwindlichen Römischen Krieger davon fliehen. Aber Taxiles antwortete: Ich wünsche es dir König, daß durch die Fügung deines Schutzgeistes dir ein Wunder widerfahren mag. Aber diese Leute pflegen nicht, wenn sie marschiren, ihre besten Röcke anzuziehn, noch die Schilde und Helme so geputzt und bloß zu tragen, wie sie jetzt thun, noch so die ledernen Decken von ihren Waffen zu ziehen. Diesen prächtigen Anblick machen sie nur, wenn sie fechten und ihre Feinde angreifen wollen. Indem noch Taxilus so sprach, erblickte man schon die erste Adlerfahne, mit der Lucullus anrückte, und die andern Cohorten folgten ihm in gehöriger Ordnung über den Fluß nach. Jetzt erwachte noch kaum Tigranes, wie aus einer Trunkenheit, und schrie zwey bis dreymal: Was, diese Leute wollen auf uns zu? Er ließ seine Armee in der größten Verwirrung in Schlachtordnung stellen, er selbst commandirte den Mittelpunkt des Treffens, den linken Flügel übergab er dem Könige der Adiabener, und den rechten dem Könige der Meder, an dessen Spitze der größte Theil der geharnischten Reuterey gestellt wurde.

Lucullus wurde, als er eben über den Fluß gehen wollte, von einigen Officieren gewarnt, sich vor den heutigen Tag in Acht zu nehmen, weil es einer von den unglücklichen, bey den Römern so genannten schwarzen Tagen wäre, an eben dem Ta-

ge wäre nähmlich die Armee des Cäpio von den Cimbern vertilgt worden. Lucullus aber gab ihnen jene berühmte Antwort: „Und ich will diesen Tag zu einen glücklichen Tag für die Römer machen.“ Es war der sechste October.

Unter diesen Versicherungen und Ermahnungen muthig zu seyn, setzte Lucullus über den Fluß, und stellte sich an die Spitze seiner Truppen, die er gegen den Feind führte. Er hatte einen stählernen schuppichten Harnisch, der sehr glänzte, und eine Mondirung, die mit Franzen besetzt war. Er zog sogleich sein Schwerdt, und zeigte dadurch seinen Truppen an, daß sie ohne Verzug müßten mit dem Degen angreifen, damit sie durch die Schnelligkeit ihres Angriffs den Feinden den Platz abgewönnen, auf den sie ihre Pfeile, deren sie gewohnt waren, brauchen konnten.

Weil er gewahr wurde, daß die feindliche geharnischte Reuterey, von der man am meisten Rühmens gemacht hatte, hinter einen Hügel stand, dessen Anhöhe eine breite Ebene hatte, zu der man auf einem ebenen Wege von fünfhundert Schritten ohne grosse Schwierigkeit kommen konnte, so gab er der thracischen und galatischen Reuterey Befehl, daß sie den feindlichen geharnischten Reutern in die Flanke fallen, und mit ihren Degen die Lanzen wegschlagen sollte. Denn die Stärke dieser Leute bestand bloß in ihren Lanzen, ausser diesen Gebrauch waren sie ganz unnütz, weil sie in ihren schweren und starren Rüstungen gleichsam wie eingeschlossen waren.

Lucullus führte selbst die zwey Cohorten an, die diese Anhöhe ersteigen sollte, und seine Soldaten folgten ihm desto herzhafter nach, da er selbst an ihrer Spitze zu Fusse voranstieg, und die Gefahr mit ihnen theilte. Sobald er die Anhöhe gewonnen hatte, zeigte er sich auf einem erhabenen Orte, und schrie mit starker Stimme: „Wir haben gesiegt, Kameraden, wir haben gesiegt!“ Und sogleich ließ er auch seine Truppen die geharnischten Reuter angreifen, wobey er ihnen befahl, nicht ihre Wurfspiesse zu gebrauchen, sondern mit dem Degen in der Faust die Feinde anzugreifen, und sie in ihre Waden und Schenkel zu hauen, wo sie ungeharnischt waren.

Allein ein solches Gefecht war nicht einmal nöthig. Denn diese Reuter hielten nicht Stand, sondern flohen sogleich mit grossem Geschreye auf eine schimpfliche Art davon, und stürzten sich mit ihren schweren Pferden in die Infanterie herein, ehe diese noch zum Treffen gekommen war. Und auf solche Art wurden, noch ehe ein einziger verwundet, oder ein Tropfen Blut vergossen war, viele tausende von Feinden in die Flucht getrieben. Desto grösser war aber das Blutbad, welches darauf unter den flüchtigen Feinden, oder die vielmehr nur fliehen wollten, angerichtet wurde. Denn sie verhinderten durch die dichten Reihen ihrer Schlachtordnung, die so vielfach hinter einander stunden, sich selbst auf ihrer Flucht.

Tigranes floh gleich im Anfange der Schlacht mit wenigen davon, und gab sein königliches Diadem, welches er sich vom Kopfe riß, mit weinen=

den Augen seinem Sohne, den er in gleicher Gefahr mit sich erblickte. Er rieth ihm, so gut er könnte, sich auf einem andern Wege zu retten. Der junge Prinz, der sich nicht getraute, das Diadem umzubinden, gab es einem seiner getreuesten Diener in Verwahrung. Dieser wurde gefangen und zum Lucullus gebracht, der nun also mit den andern vielen Gefangenen auch das königliche Diadem des Tigranes in seine Hände bekam. Es sollen in dieser Schlacht über hunderttausend Mann von dem feindlichen Fußvolke umgekommen, und von der Reuterey nur wenige entronnen, von den Römern aber nur hundert verwundet, und fünfe geblieben seyn.

Der Philosoph Antiochus erwähnt in seiner Schrift von den Göttern diese Schlacht mit dem Ausdrucke, daß die Sonne ihres gleichen niemals gesehen habe. Strabo, ein andrer Philosoph, sagt in seinen historischen Denkschriften, die Römer hätten sich selbst darüber geschämt, und einander ausgelacht, daß sie gegen solche Sklaven hätten die Waffen führen müssen. Livius bemerkt, daß die Römer niemals eine Schlacht geliefert, in welcher ihnen die Feinde so sehr an Anzahl überlegen gewesen wären. Denn die Ueberwundenen waren noch mehr als zwanzigmal stärker als die Ueberwinder.

Die geschicktesten römischen Generale, die die mehrste Kriegserfahrung hatten, rühmten den Lucullus besonders deswegen, daß er zwey der vornehmsten und mächtigsten Könige, durch zwey einander entgegengesetzte Mittel, der Langsamkeit und der Geschwindigkeit, überwunden hatte. Den Mi-

thridates, der seine Macht sehr verstärkt hatte besiegte er durch Zaudern und Langsamkeit: den Tigranes durch Geschwindigkeit. Er hatte, wie wenige Generale der damaligen Zeit, das Zaudern für sich sehr wirksam, und die schnelle Kühnheit sicher für sich zu machen gewußt.

Mithridates war nur in langsamen Märschen dem Tigranes zu Hülfe gezogen, weil er vermuthete, daß es bey der dem Lucullus gewöhnlichen Behutsamkeit und Langsamkeit, mit welcher er Krieg zu führen pflegte, nicht sobald zu einer Schlacht kommen würde. Die erste Vermuthung von einer vorgefallenen unglücklichen Schlacht schöpfte er aus dem erschrockenen Wesen und der Furchtsamkeit, mit welcher einige wenige Armenier, die ihm unterwegens begegneten, vorbeyliefen. Bald darauf erfuhr er von den vielen Geplünderten und Verwundeten, die zu seinem Heere kamen, die grosse Niederlage, die Tigranes erlitten. Er suchte ihn mit vieler Sorgfalt auf, und fand ihn endlich von allen verlassen, in kläglichen Umständen. Er enthielt sich aller unangenehmen Vorwürfe darüber, stieg vom Pferde, beweinte ihr gemeinschaftliches unglückliches Schicksal, gab ihm sein eigenes königliches Gefolge zur Begleitung, und sprach ihm neuen Muth zu. Beyde Könige suchten wieder neue Armeen aufzubringen.

In der Stadt Tigranocerta war indessen ein Aufruhr zwischen den Griechen und Ausländern entstanden, und die Griechen hatten die Stadt dem Lucullus übergeben, sobald er nur den ersten Angriff gethan hatte. Die Schätze der Stadt behielt er für

sich, die Stadt selbst aber gab er seinen Truppen zur Plünderung Preis, in der sie ausser andern Reichthümern achttausend Talente gemünztes Geld fanden. Ausserdem bekam noch jeder Soldat bey der Theilung der Beute achthundert Drachmen. Es wurden auch viele Schauspieler und andre in den Bacchusfesten auftretende Künstler mit gefangen genommen, welche Tigranes von allen Orten her hatte lassen zusammen kommen, um bey der Einweihung des neuen Theaters, das er selbst hatte bauen lassen, gebraucht zu werden, welche Leute nachher Lucullus bey seinen Siegesfesten und Schauspielen brauchte. Die Griechen schickte er in ihr Vaterland zurück, und gab ihnen noch Reisegeld, so wie auch den andern Ausländern, die ebenfalls waren gezwungen worden, sich in Tigranocerta niederzulassen. Auf solche Art trug es sich zu, daß durch die Zerstörung einer Stadt viele andre wieder bevölkert wurden, die ihre vorigen Bürger wieder bekamen, und diese Städte verehrten nun den Lucullus als ihren Wohlthäter und neuen Stifter.

Er hatte auch in allen seinen andern Unternehmungen einen glücklichen Fortgang, so wie es der Mann verdiente, der begieriger nach dem Ruhme der Gerechtigkeit und Menschenliebe war, als nach dem kriegrischen Ruhme erfochtener Siege. Und an den Siegen nahmen auch sowohl die Soldaten als das Glück den größten Antheil: der Edelmuth aber, mit welchen damals Lucullus die Barbaren ohne Waffen sich ergeben machte, war ein Beweis einer sanften Seele, die sich nach Grundsätzen gebildet hatte.

Durch solche Eigenschaften wurden die arabischen Könige bewogen, zu ihm zu kommen, und sich mit allen ihren Gütern ihm zu übergeben: eben dieses that die Nation der Sophener. Die Gordyener waren so für ihn eingenommen, daß sie ihre Städte verlassen, und ihm mit ihren Weibern und Kindern allenthalben, wohin er sie führen würde, folgen wollten, wovon folgendes die Ursache war. Zarbienus, der König der Gordyener, hatte, wie schon erzehlt worden, durch den Appius heimlich mit dem Lucullus wegen eines Bündnisses unterhandelt, da ihm die Tyranney des Tigranes zu beschwerlich fiel. Er wurde aber verrathen, und mit seiner Gemahlin und Kindern umgebracht, ehe die Römer noch in Armenien eindrangen. Dieser Umstände eingedenk ließ Lucullus, als er durch das Gebiet der Gordyener zog, dem Zarbienus ein prächtiges Leichenbegängniß halten. Er ließ den Holzhaufen mit vielen goldgewirkten Kleidern und andern vom Tigranes erbeuteten Kostbarkeiten ausschmücken, zündete ihn selbst an, brachte ihn mit den Freunden und Dienern des Zarbienus das Todtenopfer, und gab ihm den Namen eines Freundes und Bundesgenossen der Römer. Er ließ ihm auch mit vielen Kosten ein Denkmal errichten. Man fand in dem Pallaste des Zarbienus viel Gold und Silber, und dreymalhunderttausend Scheffel Getraide, welches den Truppen sehr zu statten kam, und man mußte zu Rom den Lucullus bewundern, daß er, ohne eine einzige Drachme aus der öffentlichen Schatzkammer zu nehmen, den Krieg auf Kosten der Feinde führte.

Inzwischen kam eine Gesandtschaft vom Könige der Parther bey ihm an, welcher ihm ein Freundschaftsbündniß antragen ließ. Lucullus, dem dieses angenehm war, schickte wieder an den parthischen König Gesandten. Diese aber erfuhren, daß der König noch unentschlüßig war, zu welcher Parthey er sich schlagen sollte, und insgeheim auch dem Tigranes ein Bündniß unter der Bedingung angeboten hatte, daß ihm Mesopotamien abgetreten würde. Auf die davon erhaltene Nachricht entschloß sich Lucullus, den Tigranes und Mithridates, welches schon geschwächte Gegner waren, vorbeyzugehen, und auf die Macht der Parther loszugehen. Denn er machte sich eine ungemeine Ehre daraus, wenn er, wie ein guter Kämpfer, in einem Kriege drey Könige hinter einander zu Boden werfen, und der unüberwindliche Sieger der drey größten Fürsten unter der Sonne werden könnte.

Er schickte dem Sornatius der in Pontus stand, Befehl zu, daß er mit seinen Truppen zu ihm stossen sollte, weil er aus Gordyene gegen die Parther zu Felde gehen wollte. Aber diese Truppen, die schon vorher mit Widerwillen und Schwierigkeit dienten, gaben nunmehr ihre Frechheit offenbar zu erkennen, und liessen sich auf keine Weise weder bereden noch zwingen, den Marsch anzutreten, sondern betheuerten vielmehr mit Ungestüm, daß sie auch nicht einmal länger in Pontus bleiben, sondern sich nach Hause begeben wollten. Die Nachricht von dieser Widerspenstigkeit verführte auch die Truppen, die unter dem eigenen Commando des Lucullus standen, und auch schon so reich und schwel-

gerisch geworden waren, daß sie ungern Kriegsdienste thaten, und die Ruhe begehrten. Sie lobten die Frechheit der Soldaten in Pontus, und nannten sie öffentlich brave Männer, denen man nachahmen müsse; denn sie hätten schon so viel Dienste gethan, daß man ihnen den Abschied geben und die Ruhe gönnen dürfte.

Diese und noch viel ärgere Reden der Soldaten brachten den Lucullus dahin, daß er den Feldzug gegen die Parther aufgab, und noch mitten im Sommer gegen den Tigranes aufbrach. Er gieng über den Taurus, und wurde mit Mißvergnügen gewahr, daß die Felder erst anfiengen grün zu werden, denn in der dasigen Gegend wird wegen der kalten Luft alles sehr spät reif. Er zog indessen in die Ebene herab, und nachdem er die Armenier, die es gewagt hatten, ihn anzugreifen, zwey- oder dreymal geschlagen hatte, plünderte er ohne Schwierigkeit die umliegenden Dörfer aus, und da er auch allen Proviant wegnahm, den Tigranes für sein Heer hatte zusammenbringen lassen, so brachte er es bald so weit, daß die Feinde nur den Mangel empfanden, den er für sich befürchtet hatte.

Er bot den Feinden verschiedenemal eine Schlacht an, ließ Schanzen um ihr Lager herum aufwerfen, und verheerte vor ihren Augen die umliegende Gegend, ohne daß sie, weil sie schon so vielmal waren geschlagen worden, die geringste Bewegung machten. Er rückte daher vor Artaxata, der Residenz des Königs Tigranes, wo dessen Gemalinnen und Kinder sich aufhielten, und vermuthete, daß Tigranes doch diese Stadt nicht würde belagern lassen,

ohne ein Treffen zu wagen. Diese Stadt soll ihre Erbauung dem carthaginensischen Annibal zu danken haben. Er flüchtete, wie man erzehlt, nachdem die Römer den Antiochus besiegt hatten, zum armenischen Könige Artaxas, um den er sich durch allerhand nützliche Anschläge verdient machte, und entwarf auch unter andern, da er diese fruchtbare und angenehme Gegend ganz vernachläßigt und unangebaut fand, eine Zeichnung zu einer da anzulegenden Stadt, und ermunterte den König, dem er die Gegend zeigte, da eine Stadt erbauen zu lassen. Artaxas nahm diesen Vorschlag mit Vergnügen an, und trug dem Annibal die Aufsicht darüber auf, welcher eine sehr grosse prächtige Stadt erbauen ließ, die der König nach seinem Namen Artaxata nannte, und zur Hauptstadt von Armenien machte.

Tigranes, der es nicht zugeben wollte, daß Lucullus seine Hauptstadt belagerte, rückte ohne Verzug mit seiner ganzen Macht ihm entgegen, und lagerte sich am vierten Tage den Römern gegen über, jenseits des Flusses Arsanias, so daß die Römer von Artaxata her über den Fluß gehen mußten, wenn sie ihn angreifen wollten. Lucullus führte, nach einem angestellten Opfer, als wenn er schon den Sieg in Händen hätte, sein Heer über den Fluß. Er stellte zwölf Cohorten voran, und die andern dahinter, damit er nicht von den Feinden überflügelt werden konnte; denn die feindliche Reuterey, die sich ihm entgegen stellte, war sehr zahlreich und auserlesen, und an den Spitze derselben waren die mardischen Bogenschützen zu Pferde, und die iberi-

schen

schen Lanzenführer, auf welche sich Tigranes, als die streitbarsten Truppen, am meisten verließ. Aber sie thaten keinen grossen Widerstand. Anfänglich liessen sie sich eine Weile mit der römischen Reuterey ein, sobald aber das Fußvolk sie angrif, nahmen sie auf allen Seiten die Flucht.

Die römische Reuterey, die sie verfolgte, zerstreute sich im Nachjagen, worauf sogleich die andere Reuterey des Tigranes gegen die Römer anrückte, und durch ihre gute Rüstung und Menge den Lucullus in Furcht setzte. Er ließ geschwind seine Reuterey von der Verfolgung der Flüchtigen zurückkommen, und stellte sich an die Spitze seiner Truppen, mit welchen er auf die Satrapen und vornehmsten Officiere, die um den Tigranes herumstanden, losgieng, und ihnen ein solches Schrecken einjagte, daß sie, ohne an Gegenwehr zu denken, davon flohen. Unter den dreyen Königen, die sich bey dieser Schlacht befanden, soll der pontische König Mithridates auf die schimpflichste Art entflohen seyn, und nicht einmal das Feldgeschrey der Römer abgewartet haben.

Die geschlagenen Feinde wurden sehr weit und die ganze Nacht hindurch verfolgt, so daß die Römer von Niedermetzeln, Gefangennehmen und Beute machen ganz ermattet zurückkamen. Livius bemerkt, daß in der erstern Schlacht mehr Feinde überhaupt, und in der letztern mehr grosse Officiere und hohe königliche Bediente getödtet und gefangen worden.

Lucullus bekam durch diesen Sieg neuen Muth, und faßte den Entschluß, in die obern Provinzen zu marschiren, und die königliche Macht vollends über

den Haufen zu werfen. Aber es fiel unvermuthet schon im ersten Herbste ein sehr rauhes Wetter ein, es schneyte und fror schon, und die Pferde konnten wegen der starken Kälte weder das Wasser in den Flüssen saufen, noch darüber gehen, weil das Eis brach und die spitzigen Ecken die Adern an den Füssen der Pferde zerrissen. Die Soldaten starrten in den Defileen der gebüschigten und waldigten Gegend vor herabfallenden Schnee und vor Kälte, und die Nächte mußten sie auf nassen Plätzen zubringen. Kaum waren sie auch, einige Tage nach der Schlacht, auf diesem üblen Marsche gewesen, als sie schon ihre Beschwerden äußerten. Zuerst liessen sie den Lucullus durch ihre Obersten bitten, darauf rotteten sie sich auf eine tumultuarische Art zusammen, und erhoben des Nachts in ihren Zeltern ein solch Geschrey und Lärmen, wie es das Zeichen einer empörten Armee zu seyn pflegt. Lucullus verschwendete alle Arten von Bitten und Vorstellungen, er bat sie, nur so lange sich zu gedulden, bis sie das armenische Carthago eingenommen, und das Werk des Annibals, des ärgsten Feindes der Römer, zerstört hätten. Allein alles war vergeblich. Er führte sein Heer durch einen andern Weg über den Berg Taurus, und nach Mygdonien, einer fruchtbarern und mildern Provinz, in welcher eine grosse und volkreiche Stadt lag, die die Barbaren Nisibis, die Griechen aber das mygdonische Antiochien nannten. In dieser Stadt commandirte dem Titel nach der Bruder des Tigranes, Guras, in der That aber jener in Belagerungskünsten so erfahrner und geschickter Officier, Kallimachus, der in Amisus dem Lucullus so viel zu thun

gemacht hatte. Lucullus grif die Stadt, sobald er angerückt war, mit aller möglichen Art von Kunst und Tapferkeit an, und eroberte sie auch in kurzer Zeit. Gegen den Guras, der sich ihm freywillig ergab, bewies er viel Gelindigkeit, den Kallimachus aber ließ er nicht einmal vor sich, ob er gleich grosse geheime Schätze zu entdecken versprach, er ließ ihn in Ketten legen, um Strafe dafür zu leiden, daß er die Stadt Amisus in Brand gesteckt, und dem Lucullus die Gelegenheit benommen hatte, sich durch Großmuth gegen die Griechen Ruhm zu erwerben.

Bis auf diesen Zeitpunct war Lucullus auf allen seinen Feldzügen vom Glücke begleitet worden, aber nunmehr war es, als wenn sich der Wind verändert hätte. Sein Glück verließ ihn, er fand allenthalben Widerstand, und alles war ihm entgegen. Er zeigte sich zwar immer noch als einen tapfern, standhaften und braven General, aber alles, was er unternahm, brachte ihm nunmehr weder Ehre noch Beyfall. Er verlor sogar durch seine verunglückten Anschläge und fruchtlosen Streitigkeiten beynahe allen Ruhm, den er sich vorher erworben hatte.

Unter den verschiedenen Ursachen seines Mißgeschicks war diejenige nicht die geringste, daß er nicht fähig war, die Liebe seiner Soldaten zu gewinnen, weil er jede Gefälligkeit und Herablassung gegen Untergebene für Entehrung seiner Würde hielt. Am meisten schadete es ihm auch, daß er mit seinen Officieren und Nebengeneralen sich nicht wohl vertragen konnte, sondern ihnen vielmehr mit einer Art von Verachtung, und so begegnete, als wenn sie gegen ihn gar nichts wären, welchen Fehler er bey

seinen sonst übrigen vortreflichen Eigenschaften gehabt haben soll. Denn er war von grosser und schöner Gestalt, war ein geschickter Redner, und zeigte als Staatsmann und als Feldherr grossen Verstand.

Sallustius merkt an, daß die Soldaten besonders deswegen mit ihm sehr unzufrieden geworden wären, weil sie gleich im Anfange des Krieges zwey Winter hinter einander bey Cyzikus und bey Amisus hätten müssen im Lager unter Zeltern bleiben. Eben diese Beschwerlichkeit hatten sie auch in den folgenden Wintern; denn sie mußten entweder den Feldzug im Winter fortsetzen, oder, wenn sie auch in Freundes Landen standen, im Lager unter Zeltern bleiben, und nicht ein einzigmal ließ er sie in eine griechische oder bundesverwandte Stadt in die Winterquartiere gehen.

Dieses Mißvergnügen der Truppen wurde durch die Reden der Demagogen zu Rom vermehrt, welche den Lucullus aus Neid beschuldigten, daß er bloß aus Herrschsucht und Begierde, sich zu bereichern, den Krieg in die Länge zöge, und deswegen Cilicien, Asien, Bithynien, Paphlagonien, Galatien, Pontus, Armenien bis nach Phasis eingenommen, und nun auch die Residenz des Tigranes geplündert habe, als wenn er die Könige zu plündern, und nicht sie zu bekriegen abgeschickt worden wäre. Dieß soll besonders einer von den Tribunen des Volks, Lucius Quintius, gesagt, und das römische Volk dahin gebracht haben, daß es ein Decret abfassen ließ, dem zufolge Lucullus vom Commando zurückberufen, und ein grosser Theil seiner Soldaten abgedankt wurde.

Zu diesem Mißgeschicke kam noch ein anders,

welches den Lucullus vollends herabbrachte, die Frechheit des Publius Clodius, eines hochmüthigen, ausschweifenden und verwegenen Mannes. *) Er war der Bruder der Gemahlin des Lucullus, und stand in dem Rufe, daß er selbst mit dieser seiner Schwester, die eine unzüchtige Frau war, verbotene Liebe pflegte. Er glaubte beym Lucullus, unter dem er die Feldzüge in Asien mitmachte, nicht genugsame Ehre zu geniessen: er wollte der vornehmste seyn, und wurde wegen seiner schlechten Aufführung vielen nachgesetzt. Dadurch aufgebracht machte er sich mit den Fimbrianischen Soldaten vertraut, und hetzte diese Leute wider den Lucullus auf, die sich durch seine schmeichlerischen Reden, dergleichen sie von vorher gewohnt waren, leicht einnehmen liessen, denn sie waren ehedem auf solche Art vom Fimbria gewonnen worden, ihren Consul Flaccus todtzuschlagen, und den Fimbria zu ihren Feldherrn zu erwählen. Sie hörten also die verführerischen Reden des Clodius sehr gern, und nannten ihn einen Soldatenfreund.

Er gab vor, daß er ihr hartes Schicksal bedauerte, da sie nach so vielen Feldzügen und Beschwerlichkeiten noch kein Ende sähen, und ihr Leben in beständigen Feldzügen gegen alle Nationen und in unaufhörlichen Herumziehen durch die ganze Welt zubrächten. Dabey bekämen sie keine hinlängliche Belohnung für so schwere Kriegsdienste, sondern müßten die Wagen und Kameele des Lu-

*) Eben derjenige berüchtigte Clodius, der den Cicero aus der Stadt trieb, und nachher vom Milo umgebracht wurde.

cullus, die mit goldenen und mit Edelsteinen besetzten Tafelgeschirren beladen wären, begleiten; da hingegen des Pompejus Soldaten schon ruhige Bürger wären; und mit ihren Weibern und Kindern in Städten und in fruchtbaren Gegenden wohnten, ohnerachtet sie weder den Mithridates und Tigranes in unbewohnte Wüsten getrieben, noch die Königsresidenzen in Asien zerstört, sondern mit den Vertriebenen in Spanien und den Sklaven in Italien Krieg geführt hätten. Sollen wir denn, setzte er hinzu, niemals aufhören im Kriege zu seyn? Und sollten wir alsdenn nicht vielmehr das, was uns noch von unsern Kräften und Leben übrig geblieben ist, für einen solchen Feldherrn, wie Pompejus ist, aufsparen, welcher es sich für eine grosse Ehre achtet, wenn seine Soldaten sich bereichern?

Diese Vorstellungen verführten die Truppen des Lucullus so sehr, daß sie weder gegen den Tigranes noch gegen den Mithridates zu Felde gehen wollten, welcher letztere aus Armenien wieder in Pontus einfiel, und sein Reich in kurzer Zeit wieder eroberte. Sie nahmen den Winter zum Vorwande, und blieben in Gordyene stehen, wo sie den Pompejus oder einen andern Feldherrn, der dem Lucullus im Commando nachfolgen würde, erwarteten.

Da inzwischen Nachricht einlief, daß Mithridates den Fabius geschlagen hatte, und auf den Sornatius und Triarius losgienge, so schämten sie sich, und folgten dem Lucullus. Triarius aber, der den Sieg schon in Händen zu haben glaubte,

wollte aus Ehrsucht gern eher schlagen, als Lucullus, der schon ganz nahe stand, sich mit ihm vereinigte, und erlitt eine grosse Niederlage. Es sollen in diesem Treffen über siebentausend Römer geblieben, und darunter hundert und funfzig Hauptleute, und vier und zwanzig Obersten gewesen seyn. Mithridates eroberte auch das römische Lager. Wenige Tage darauf kam Lucullus an. Er mußte den Triarius vor der Wuth der Soldaten, die ihn umbringen wollten, heimlich verborgen halten.

Weil Mithridates sich mit ihm in keine Schlacht einlassen, sondern erst den Tigranes erwarten wollte, der mit einer zahlreichen Armee ihm zu Hülfe eilte, so faßte er den Entschluß, gegen den Tigranes zu marschiren, und ihm ein Treffen zu liefern, ehe sich beyde Könige vereinigten. Allein die Fimbrianer geriethen auf dem Marsche in Aufruhr, liefen von ihren Compagnien weg, und gaben vor, daß sie durch das Decret von Rom ihrer Kriegsdienste erlassen wären, und nicht mehr unter dem Commando des Lucullus ständen, dessen Statthalterschaft ein anderer bekommen hätte. Lucullus ließ dabey kein Mittel ungebraucht, so sehr es auch seiner Würde entgegen seyn mochte, die Truppen zu besänftigen. Er bat sie einzeln, er gieng in den Zeltern mit weinenden Augen und in demüthiger Gestalt herum, er redete ihnen zu, er drückte ihnen die Hände. Aber sie stiessen seine Hände weg, warfen ihm ihre leeren Beutel vor die Füsse, und sagten, er möchte allein mit den Feinden fechten, da er sich allein mit ihrer Beute zu bereichern wüßte.

Die andern Soldaten brachten es endlich durch

ihr Bitten bey den Fimbrianern dahin, daß sie versprachen, noch diesen Sommer bey dem Dienste auszuhalten, doch mit der Bedingung, daß, wenn binnen dieser Zeit keine Schlacht geliefert würde, sie ihrer Kriegsdienste entlassen seyn sollten. Die Noth zwang den Lucullus, diese Bedingung einzugehen, oder dieses ganze Land den Feinden zu überlassen. Er behielt also zwar seine Truppen beysammen, aber ohne über sie eine Gewalt ausüben zu können, und führte sie auch zu keinem Gefechte mehr, weil er schon damit zufrieden war, daß sie nur beysammen blieben. Er ließ es also zu, daß Tigranes Kappadocien verwüstete, und Mithridates wieder ganz stolz wurde, von dem er doch dem römischen Senate gemeldet hatte, daß er gänzlich überwunden wäre.

Es waren deswegen schon Abgeordnete von Rom angekommen, welche die Regierung in Pontus einrichten sollten, als wenn alles schon sicher in der Gewalt der Römer wäre. Wie sie ankamen, so sahen sie, daß Lucullus nicht einmal seine eigene Obergewalt mehr behaupten konnte, sondern von den Soldaten verächtlich und schimflich behandelt wurde. Die Soldaten giengen in ihrer Frechheit gegen den Feldherrn so weit, daß sie bey Ausgang des Sommers völlig gewafnet mit ausgezogenen Schwerdtern den Feinden eine Schlacht anboten, die doch gar nicht mehr da, sondern weit entfernt waren; sie rückten dabey aus dem Lager, und fochten mit grossem Feldgeschrey, gleichsam als wenn die Feinde da wären, gegen nichts, und schrien zugleich, daß nunmehr ihre Zeit um sey, die sie noch dem Lucullus in Kriegsdiensten zu bleiben versprochen hätten. Pompejus

schickte auch schon den andern Truppen Befehl zu, zu ihm zu stossen: denn dieser war durch die Schmeicheleyen der Demagogen zu Rom und durch die Gunst des Volks zum Feldherrn wider den Mithridates und Tigranes ernannt worden, obgleich der Senat und die Vornehmsten zu Rom überzeugt waren, daß dem Lucullus Unrecht geschähe, da man ihm einen Nachfolger schickte, der nicht sowohl den Krieg fortsetzen als den Triumph abholen sollte, und da Lucullus gezwungen würde, nicht sowohl die Feldherrnstelle als die Belohnung derselben einem andern abzutreten.

Denenjenigen, die in Asien waren, schien diese Ungerechtigkeit noch härter zu seyn. Denn Lucullus behielt nicht einmal die Macht mehr, seine Truppen zu belohnen und zu bestrafen, und Pompejus verbot sogar, daß jemand sich an ihm wenden, oder irgend einer Verordnung Gehorsam leisten sollte, die Lucullus mit den zehn römischen Abgeordneten gegeben hätte. Er ließ deswegen öffentliche Edicte bekannt machen, und verschafte sich durch die grosse Kriegsmacht, mit der er angekommen war, allenthalben Furcht und Ansehn.

Inzwischen wurde doch, nach dem Rathe der beyderseitigen Freunde, eine Zusammenkunft der beyden Feldherren veranstaltet, welche in einem Dorfe in Galatien erfolgte. Sie empfiengen einander mit aller Höflichkeit, und jeder wünschte zu seinen Siegen Glück. Lucullus war der älteste, aber Pompejus hatte eine höhere Würde, weil er schon mehrmalen Feldherr (Imperator) gewesen war, und schon zwey Triumphe gehalten hatte. Beyde hatten aber

Lictoren bey sich, deren Stäbe mit Lorbeerzweigen umwunden waren, weil sie schon beyde Siege gewonnen hatten. Da die Lorbeerzweige an den Stäben der Lictoren des Pompejus, auf dem langen Wege durch trockne und warme Länder, welk geworden waren, so gaben ihnen die Lictoren des Lucullus, wie sie das gewahr wurden, aus Höflichkeit einige von ihren frischen und grünen Lorbeerzweigen. Die Freunde des Pompejus nahmen dieses für eine gute Vorbedeutung an, und die Thaten des Lucullus waren es auch wirklich, welche dem Feldzuge des Pompejus die größte Ehre erworben hatten.

Die beyden Feldherren konnten in ihrer Unterredung sich gar nicht mit einander vergleichen: sie waren beym Abschiede gegen einander noch widriger gesinnt, als vorher. Pompejus hob auch alle Verordnungen des Lucullus auf, und ließ ihm von dem ganzen Heere nicht mehr als tausend sechshundert Mann zur Begleitung bey seinem Triumphe in Rom, wiewohl auch diese dem Lucullus nicht einmal gern nach Rom folgten. So ungeschickt oder so unglücklich war Lucullus in demjenigen, was bey einem Feldherrn das vornehmste ist. Wenn er bey seinen andern so vortreflichen Eigenschaften, bey seiner Tapferkeit, Aufmerksamkeit, Einsicht und Gerechtigkeit auch noch die Liebe der Soldaten sich eigen zu machen gewußt hätte, so würde die Grenze von der Herrschaft Roms in Asien nicht der Euphrat, sondern das Ende dieses Welttheils und das hyrkanische Meer geworden seyn, denn die andern Völkerschaften hatte schon Tigranes vorher überwunden und seiner Herrschaft unterworfen, und die Macht der Par-

ther war zu den Zeiten des Lucullus noch nicht so groß, als nachher zu den Zeiten des Crassus, auch war sie damals noch nicht vereinigt, und durch innerliche Unruhen und Kriege mit den Nachbaren so geschwächt, daß sie nicht einmal den Gewaltthätigkeiten und Einfällen der Armenier Widerstand thun konnte. Mich dünkt daher, daß Lucullus durch die Vortheile, die er seinem Vaterlande stiftete, nachher demselben, wegen andrer dadurch verursachten Vorfälle, mehr geschadet hat. Denn die Trophäen, die er in Armenien in der Nachbarschaft der Parther, und bey Tigranocerta und Nisibis errichtet hatte, und die vielen Reichthümer, die davon nach Rom kamen, und das königliche Diadem des Tigranes, welches mit im Triumphe aufgeführt wurde, reizten die Begierde des Crassus nach Asien, der die Barbaren für nichts weiter als eine sichere Beute hielt. Aber die Pfeile der Parther lehrten ihn bald das Gegentheil und man sah ein, daß Lucullus seine Siege nicht durch die Ungeschicklichkeit und Weichlichkeit der Feinde, sondern durch seine eigene Tapferkeit und Klugheit erhalten hatte; wovon ich noch an einem andern Orte mehr anführen werde.

Eben als Lucullus wieder in Rom ankam, wurde sein Bruder Marcus vom Cajus Memmius wegen einiger Dinge, die er noch als Quästor auf Befehl des Sylla gethan, angeklagt, aber für unschuldig erklärt. Memmius wandte nun seinen Zorn dafür auf den Lucullus selbst, und hetzte das Volk auf, daß es ihm keinen Triumph zugestehen möchte, weil er bey der Beute viel Unterschleif gemacht, und den Krieg mit Vorsatz in die Länge gezogen hätte.

Lucullus gerieth dadurch in eine grosse Verlegenheit, aber die Senatoren und vornehmsten Römer mischten sich unter die Zünfte des Volks, und brachten es endlich durch ihr vieles und eifriges Bitten so weit, daß ihm noch das Volk den Triumph zugestand.

Der Triumph des Lucullus verursachte nicht, wie einige andre, durch die Länge des Zugs und durch viele Beute bey den Zuschauern Erstaunen und Langeweile, aber er schmückte die Flaminische Rennbahn mit vielen feindlichen Waffen und königlichen Kriegsmaschinen. Und der Triumphaufzug an sich selbst war auch nicht geringe. Einige von den gefangenen geharnischten Reutern und zehn Sichelwagen machten den Anfang des Zugs. Darauf kamen sechszig königliche Hofbediente und Officiere, es folgten hundert und zehn lange Schife mit ehernen Schnäbeln, darauf eine grosse goldene Statüe des Mithridates, die sechs Fuß hoch, und einer von seinen Schilden, der mit Edelsteinen besetzt war. Ferner folgten auf zwanzig Tragen allerhand Silbergeschiere, und auf zwey und dreyßig andern Tragen goldene Becher, Waffen und gemünztes Gold. Hinter den Männern, die dieses trugen, kamen acht Maulesel, die mit goldenen Bettstellen, sechs und funfzig, die mit ungearbeitetem Silber, und hundert und sieben, die mit gemünztem Silber, welches beynahe zwey Millionen, siebenmalhunderttausend Drachmen ausmachte, *) beladen waren. Zuletzt wurden die Rechnungen von den Summen

*) Wenn wirklich griechische Drachmen und nicht

mit nachgetragen, die schon Lucullus dem Pompejus zum Kriege gegen die Seeräuber, und den Renntmeistern bey der öffentlichen Schatzkammer ausgezahlt hatte, und die schon den Soldaten waren ausgetheilt worden, von denen jeder neunhundert und funfzig Drachmen erhalten hatte. Nach gehaltenem Triumphe gab Lucullus dem römischen Volke in der Stadt, und in den an der Stadt liegenden Meyerhöfen, oder so genannten vicis, ein herrliches Gastmahl.

Er schied sich von seiner Gemahlin Clodia, die eine ausschweifende lüderliche Lebensart führte, und heyrathete die Servilia, die Schwester des Cato, mit der er aber ebenfalls keine vergnügte Ehe hatte. Denn es fehlte ihr von den Lastern der Clodia nur eines, nämlich der unerlaubte Umgang mit ihren Brüdern, übrigens war sie eben so lüderlich und lasterhaft als die Clodia. Aus Hochachtung gegen den Cato ertrug er eine Zeitlang ihre schlechte Aufführung, endlich aber ließ er sich auch von ihr scheiden.

Der römische Senat hatte sich grosse Hoffnung auf ihn gemacht, und geglaubt, er würde an ihm einen Mann bekommen, der durch seinen Ruhm und sein grosses Ansehn der Tyranney des Pompejus das Gegengewicht halten, und die Aristokratie vertheidigen würde: aber Lucullus entzog sich gänzlich allen Staatsgeschäften, weil er entweder einsah, daß der Staat schon zu verderbt und schwer wieder zu ver-

Sestertien darunter zu verstehen sind, so beträgt die Summe über 300,000 Rthl.

bessern war, oder weil sein Ehrgeitz, wie einige behaupten, gesättigt war, und er nach so vielen Unruhen und Beschwerlichkeiten, die eben nicht das glücklichste Ende genommen hatten, sich ein ruhiges und angenehmes Leben erwählte.

Einige loben diese grosse Veränderung, und bemerken dabey zu seinem Ruhme, daß er sich nicht den Vorwurf des Marius zugezogen, welcher nach seinen cimbrischen Siegen und andern grossen und schönen Thaten nicht mit der erlangten Ehre sich begnügen, und für andre ein nachahmungswürdiges Beyspiel bleiben wollte, sondern aus unersättlicher Ehrbegierde und Herrschsucht in seinem Alter sich mit jungen Männern in Streit und Wetteifer einließ, und dabey schreckliche Dinge that, und noch schrecklichere Schicksale leiden mußte. Auch Cicero und Scipio, sagen sie, hätten ein glücklicheres Alter gehabt, wenn jener nach der gestillten catilinarischen Empörung / und dieser nach der Zerstörung von Carthago und Numantia, sich zur Ruhe begeben hätten. Denn auch der politische Periodus habe sein Ziel, und ein Staatsmann verliere zu seiner Zeit eben so gut die Kräfte und Stärke der Jugend wie ein Fechter auf dem Kampfplatze. — Crassus und Pompejus hingegen spotteten über den Lucullus, daß er sich einer so vergnügten und üppigen Lebensart überließ, als wenn sich die weichliche Ruhe für alte Männer noch weniger schicke, als Staatsgeschäfte und Feldzüge.

Das Leben des Lucullus ist einer alten Comödie ziemlich ähnlich. Man liest darinnen anfänglich Haupt- und Staatsactionen und Feldzüge, darauf

kommen endlich Trinkgelage, Schmausereyen, Fackeltänze und allerhand Possenspiele und Festivitäten. Zu den letztern rechne ich die kostbaren Gebäude, bedeckten Gänge, Badezimmer, ingleichen die herrlichen Gemählde und Statüen, und andre prächtige Werke der Kunst, auf die Lucullus grosse Kosten, mit Verschwendung seines in den Feldzügen erworbenen unermeßlichen Reichthums, verwendete. Daher werden auch noch jetzt, da die Pracht viel höher gestiegen ist, die lucullischen Gärten für die prächtigsten unter allen kaiserlichen Gärten gehalten.

Eben so kostbar waren die Werke, die er am Ufer des Meers und bey Neapel anlegen ließ. Er ließ Berge durchhauen, und Kanäle, in welchen Fischhalter waren, aus dem Meere um seine Häuser herumführen, und auf dem Meere selbst Lusthäuser bauen. Der Stoiker Tubero sagte daher, da er diese Werke besahe, das sey Xerxes im römischen Rocke. *) Um Tusculum herum hatte Lucullus vortrefliche Sommerhäuser, bey denen Warten, mit den schönsten Aussichten, prächtige ofne Säle und bedeckte Gänge angelegt waren. Als Pompejus ihm einmal auf diesen Sommerhäusern besuchte, so tadelte er daran, daß sie zwar für den Sommer recht schön eingerichtet wären, aber im Winter nicht bewohnt werden könnten. Lucullus gab ihm mit Lachen zur Antwort: Hälst du mich denn für unverständiger als die Kraniche und Störche, daß ich nicht nach den Jahrszeiten meine Wohnung verändern könnte.

*) Eine Anspielung darauf, daß Xerxes den Berg Athos durchhauen ließ. Vergl. Vellej. Paterc, Libr. II. cap. 33.

Es bat ihn einstmals ein Prätor, der ein Schauspiel wollte aufführen lassen, daß er ihm dazu die Purpurröcke leihen möchte. Lucullus versprach ihm, nachsehen zu lassen, ob er welche hätte, und sie ihm alsdenn gern zu leihen. Den Tag darauf fragte er den Prätor, wie viel er brauche? dieser antwortete, daß hundert hinreichend seyn würden, darauf ließ er ihm zweymal so viel zusenden. Der Dichter Horaz, der eben dieses anführt, setzt hinzu, daß derjenige nicht reich sey, der nicht mehr habe als er wisse. *)

Lucullus zeigte auch durch täglich angestellte Gastereyen, durch seine herrlichen Purpurdecken, goldenen mit Edelsteinen besetzten Becher, Tänze und Lustspiele, und durch die vielen und kostbar zugerichteten Speisen und Delicatessen eine Eitelkeit, die denenjenigen oft eigen ist, welche auf einmal reich werden. Er erwarb sich dadurch nur die Bewunderung des gemeine Volks. Daher rühmte man den Pompejus, dem der Arzt in einer Krankheit eine Drossel zu essen verordnete, und der auf die Nachricht seiner Bedienten, daß man jetzo im Sommer nirgendswo eine Drossel kriegen könnte, als beym Lucullus, der sie mästen liesse, sie nicht wollte vom Lucullus holen lassen, und zu seinem Arzte sagte: Also sollte Pompejus nicht leben, wenn Lucullus nicht schwelgte? und Befehl gab, ihm etwas zu verordnen, das leichter zu bekommen wäre.

Obgleich Cato ein Freund und Schwager des Lucullus war, so mißbilligte er doch die üppige Lebensart desselben so sehr, daß er einmal im Senate

zu

*) Horat. Epistol. Libr. I, ep. 6. vers. 40. sequ.

zu einem jungen Manne, der zur Unzeit eine weitläuftige unangenehme Rede von der Sparsamkeit und Mäßigkeit hielt, ganz mißvergnügt sagte: Willst du denn nicht einmal aufhören, du, der du so reich wie Crassus bist, so lebst wie Lucullus, und so sprichst wie Cato? Nach einigen hat dieses nicht Cato selbst, sondern ein andrer gesagt.

Lucullus fand an seiner so schwelgerischen Lebensart nicht allein Vergnügen, sondern machte sich auch eine Ehre daraus, wie einige von ihm bekannte Ausdrücke beweisen. Er tractirte einstmals einige Griechen, die nach Rom gekommen waren, viele Tage hintereinander. Sie schämten sich endlich, als ächte Griechen, über den grossen Aufwand, und verbaten sich die neue Einladung, weil sie täglich zu viele Kosten verursachten. Lucullus aber antwortete ihnen lächelnd: Meine lieben Griechen, etwas geschieht zwar auch eurentwegen, aber das meiste des Lucullus wegen.

Als er einstmals allein für sich speiste, und nur eine Tafel und eine mäßige Kost zubereitet war, wurde er darüber böse, und setzte den Diener, der die Tafel zu besorgen hatte, zur Rede. Dieser vertheidigte sich damit, daß er nicht geglaubt hätte, Lucullus wollte heute kostbar speisen, weil niemand zu Gaste gebeten wäre. Aber er bekam zur Antwort: Wußtest du denn nicht, daß heute Lucullus beym Lucullus speiset? Es wurde darüber sehr viel von ihm in Rom gesprochen.

Als er einstmals ohne Geschäfte auf dem Markte herumspazierte, kamen Cicero und Pompejus zu ihm, von welchen der erstere sein vertrauter Freund

war: gegen den Pompejus hatte er zwar noch wegen der asiatischen Händel einen Groll, aber er unterhielt doch mit ihm einen öftern sehr höflichen Umgang. Cicero fragte ihn gleich nach der Begrüssung, ob es erlaubt sey, ihm etwas zu sagen? Lucullus antwortete, daß er es mit Vergnügen hören würde. Wir wollen, sagte Cicero, beyde heute bey dir speisen, aber auf keine andre Art, als wie du selbst für dich allein zu speisen pflegst. So sehr Lucullus auch bat, es auf den folgenden Tag zu verschieben, wollten es Cicero und Pompejus doch nicht zulassen, und wollten auch nicht zugeben, daß er mit jemanden von seinen Sklaven spräche, damit er keine andre Gerichte als seine gewöhnlichen bestellen möchte. Das einzige erlaubten sie ihm, daß er zu einem seiner Sklaven in ihrer Gegenwart sagen durfte, er wolle heute im Apollo speisen, welchen Namen er einem seiner kostbarsten Tafelzimmer gegeben hatte. Mit dieser List hintergieng er seine Gäste. Denn für jedes Tafelzimmer hatte er besonders bestimmt, wie viel die Mahlzeit darinnen kosten, wie viele Gerichte aufgetragen, und was für Tischgeschirre und Zubereitungen darinnen seyn sollten. Daher wußten seine Sklaven allemal, wenn sie hörten, wo er speisen wollte, wie kostbar die Mahlzeit, und von welcher Art die Pracht und das Tischzeug seyn sollte. Wenn er im Apollo speißte, so hatte er funfzigtausend Drachmen *) auf die Mahlzeit gerechnet. So wurde die Mahlzeit für den Cicero und Pompejus zubereitet, welche beyde über den ungeheuren Aufwand und die geschwinde Zubereitung in Erstaunung

*) 6250 Rthlr.

geriethen. — Zu solchem Gebrauche nutzte er seinen Reichthum auf eine übermüthige Art, wie eine im Kriege gewonnene Beute, die es auch wirklich war.

Die Kosten, welche er auf Anschaffung vieler Bücher verwandte, verdienen mehr Lob und Erwähnung. Er kaufte eine Menge Bücher zusammen, die sehr schön geschrieben waren, und der Gebrauch, den er davon machte, gereichte ihm noch mehr zur Ehre als der Besitz. Seine Bibliotheken standen jedermann offen, und in den dabey befindlichen Sälen und Gängen fanden sich beständig viele Griechen ein, die dort, wie in einer Herberge der Musen, ganze Tage zubrachten, und sich da von ihren andern Geschäften erholten. Oefters unterhielt sich auch Lucullus selbst mit den gelehrten Männern in den bedeckten Gängen, und stand ihnen auch, wenn sie es nöthig hatten, in ihren politischen Angelegenheiten bey. Ueberhaupt war sein Haus eine freye Herberge für alle Griechen, die nach Rom kamen, und gleichsam ein griechisches Prytaneum.

Er studirte die Grundsätze aller philosophischen Secten, und war keiner abgeneigt, aber der akademischen Secte war er doch besonders vom Anfange an ergeben, nicht der so genannten neuen akademischen Secte, ob sie gleich damals durch die Schriften des Karneades, wegen des Philo, der sie erklärte, in grossem Ansehn stand, sondern der alten akademischen Secte, die damals einen sehr geschickten Redner, Antiochus von Askalon, zu ihrem Lehrmeister hatte. Lucullus suchte die Freundschaft dieses Mannes mit allem Eifer, nahm ihn auch in sein Haus, und stellte ihn den Schülern des Philo

entgegen, zu denen auch Cicero gehörte, der über diese Secte ein schönes Buch schrieb, welchem er den Namen Lucullus gab, *) worinnen die Meynungen der alten und neuen akademischen Secte von der menschlichen Erkenntniß abgehandelt wird. Cicero und Lucullus waren, wie schon erwähnt worden, sehr gute Freunde, und hielten auch in Absicht des Staatssystems einerley Parthey.

Lucullus entzog sich nicht gänzlich aller Theilnehmung an den Staatsgeschäften, sondern überließ nur den Wettstreit um das größte Ansehn und die mehrste Macht im Staate, womit Gefahren und viele Verdrüßlichkeiten verbunden waren, dem Crassus und Cato. Diese wurden von der Parthey, die sich vor der Macht des Pompejus fürchtete, zu Anführern im Senate gemacht, welche Ehre Lucullus nicht hatte annehmen wollen. Er erschien noch vor den öffentlichen Gerichten, wenn er seinen Freunden Beystand leisten konnte, und im Senate, wenn eine ehrgeizige Absicht des Pompejus hintertrieben werden sollte. Er war mit Ursache davon, daß die Verordnungen, welche Pompejus in Asien, nachdem er die Könige überwunden, gegeben hatte, wieder aufgehoben wurden, auch verhinderte er mit Hülfe des Cato, daß Pompejus die Summe Geldes, die er für seine Truppen bestimmt hatte, austheilen konnte.

Daher nahm Pompejus seine Zuflucht zum Cä-

*) Es ist das vierte Buch der Quaestionum Academicarum, und der Anfang davon ist eine Lobrede auf den Lucullus, die mit der Biographie des Plutarchs verglichen werden kann.

sar und Crassus, mit welchen er eine genaue Freundschaft oder vielmehr Verschwörung errichtete. Er erfüllte die Stadt Rom mit gewafneten Leuten und Soldaten, und verschafte sich mit Gewalt die Bestätigung seiner Verordnungen, bey welcher Gelegenheit Cato und Lucullus vom Markte weggejagt wurden. Da die Bestgesinneten darüber ihren grossen Unwillen bezeigten, so brachten die Pompejaner einen gewissen Vectius geschleppt, von dem sie vorgaben, er habe dem Pompejus umbringen wollen. Dieser Mensch gab im Senate einige Personen an, die ihn dazu angestiftet hätten, in der Versammlung des Volks aber nannte er hernach den Lucullus, als denjenigen, der ihn angestiftet hätte, dem Pompejus umzubringen. Aber niemand würdigte sein Vorgeben irgend einer Aufmerksamkeit, und man sahe leicht ein, daß ihm die Pompejaner diese arge Lästerung eingegeben hätten. Wenige Tage darauf wurde die Sache noch deutlicher, da man diesen Menschen vor dem Gefängnisse todt liegen fand. Man gab vor, er habe sich selbst umgebracht, aber er hatte solche Zeichen an seinem Leibe, woraus man schliessen konnte, daß er selbst von denenjenigen, die ihn zu ihrem Werkzeuge gebraucht hatten, war erwürgt worden.

Dieser Vorfall bewog den Lucullus noch mehr, sich von den Staatsangelegenheiten zu entfernen, und als nachher Cicero aus der Stadt getrieben, und Cato nach Cypern geschickt wurde, so entzog er sich ihnen gänzlich. Er soll noch vor seinem Tode nach und nach Mangel an seinem Verstande erlitten haben. Cornelius Nepos er-

zehlt, daß [illegible]cullus nicht aus Alter, noch an einer Krankhei[illegible]n von einem Tranke gestorben sey, den ihm [illegible]ygelassener, Kallisthenes, beygebracht hätte, um sich seine Liebe noch eigener zu machen, und der diese widrige Wirkung gehabt habe. *) Er sey nach und nach so blödsinnig geworden, daß, noch bey seinem Leben, sein Bruder das Vermögen verwaltet habe.

Das römische Volk nahm an dem Tode des Lucullus eben so grossen Antheil, als wenn er im höchsten Glanze seiner Feldzüge und seiner Staatsgeschäfte gestorben wäre. Es lief bey seinem Begräbnisse zusammen, und wollte mit Gewalt, da Jünglinge von dem vornehmsten Stande seinen Körper auf den Markt trugen, daß er auf dem Marsfelde, wo Sylla lag, begraben werden sollte. Da sich dieses niemand vermuthet hatte, und die Zubereitungen dazu nicht so leicht konnten gemacht werden, so erlangte es endlich der Bruder des Lucullus nur durch vieles Bitten beym Volke, daß der Körper nach dem tusculanischen Landgute gebracht, und dort, wo schon alle Anstalten dazu gemacht waren, konnte begraben werden. Der Bruder des Lucullus, der ihn sehr zärtlich liebte, überlebte ihn nicht lange, sondern folgte ihm, wie an Alter und Ehre, also auch bald im Tode nach.

*) Vergl. Plin. Hist. Nat. Libr. XXV. cap. 3.

Vergleichung des Cimons mit dem Lucullus.

Am meisten kann wohl Lucullus wegen seines Todes glücklich gepriesen werden, da er noch vor der grossen Staatsveränderung, welche das Schicksal schon durch die bürgerlichen Kriege vorbereitet hatte, und in einem zwar schon von vielen Uebeln angegriffenen, aber noch freyem Vaterlande starb. Und dieses hat er auch unter allen am meisten mit dem Cimon gemein, der ebenfalls noch vor dem Ausbruche der griechischen Unruhen, zur Zeit des Wohlstandes von Griechenland, starb. Aber Cimon starb im Lager als Feldherr, und hatte nicht aus Trägheit den Kriegsdiensten entsagt, noch auch Schmausen und Wohlleben zur Belohnung seiner kriegerischen Verdienste und Siege gesucht, wie etwa Orpheus, über welchen Plato spottete, *) behauptet, daß diejenigen, die hier gut gelebet haben, zur Belohnung, nach ihrem Tode, in einer ewigen Trunkenheit leben. Eine stille Muße und Beschäftigung mit den Wis-

*) Weil in den Schriften des Plato keine solche Stelle von einem Orpheus vorkommt, sondern eine ähnliche vom Musäus, im zweyten Buche von der Republik, so haben Dacier und andere verschiedene Erklärungen darüber gemacht. Das natürlichste ist, daß sich hier Plutarch, der aus dem Gedächtnisse citirt, im Namen geirrt, und für Musäus Orpheus gesetzt habe, dergleichen Irrungen auch beym Plutarch zuweilen vorkommen.

senschaften, die Stoff zu den angenehmsten Betrachtungen geben, ist allerdings für einen alten Mann, der sich den Kriegsdiensten und Staatsgeschäften entzogen, die anständigste Ergötzung. Aber die Wollust zum höchsten Endzwecke rühmlicher Thaten machen, und nach siegreichen Feldzügen die übrige Zeit des Lebens der Venus, den Ergötzlichkeiten und der Schwelgerey widmen, ist keine würdige Lebensart für einen Schüler der so gerühmten akademischen Secte und Nachahmer des Xenokrates, sondern für einen der Secte des Epikurs ergebenen Mann. Man muß sich darüber um so mehr wundern, da auf eine contrastirende Weise Cimon in seiner Jugend tadelhaft und ausschweifend, und Lucullus wohlgesittet und mäßig lebte. Derjenige war also der bessere, der sich zu seinem Vortheile veränderte, denn es zeigt einen guten Charakter an, wenn die schlechtern Eigenschaften mit dem Alter schwächer, und die guten stärker werden.

Cimon und Lucullus waren beyde reich, aber sie gebrauchten den Reichthum nicht auf gleiche Art. Denn es wäre unschicklich, die mittägige Mauer von Athen, welche Cimon von dem Gelde, was er aus dem Kriege mitgebracht hatte, erbauete, mit den Pallästen und Lusthäusern, die Lucullus von der barbarischen Beute aufführte, oder die Tafel des Cimons, die er mit freygebiger Menschenliebe für jedermann decken ließ, mit der kostbaren und nur für einen asiatischen Satrapen schicklichen Tafel des Lucullus zu vergleichen. An der Tafel des Cimons wurden mit geringen Kosten täglich viele Menschen genährt, die Tafel des Lucullus wurde für wenige

Schwelger mit grossen Kosten zubereitet. Wiewohl auch hier die Zeitumstände den Unterschied können gemacht haben. Denn wer weiß, ob nicht auch Cimon, wenn er nach vielen Feldzügen und Geschäften, zu einem ruhigen und geschäftlosen Alter gekommen wäre, sich würde einer üppigen und wollüstigen Lebensart ergeben haben? Denn er war ein Liebhaber vom Trunke und grossen Gesellschaften, und wurde, wie wir in seinem Leben bemerkt haben, einer starken Neigung gegen das Frauenzimmer beschuldigt. Allein ein glücklicher Erfolg im Kriege und in Staatsgeschäften hat für ehrgeizige Genien und Staatsmänner seine besondern Reize, wodurch sie von niedern Leidenschaften abgehalten werden, und nicht daran gedenken. Wenn also Lucullus im Kriege als Feldherr gestorben wäre, so würde auch der strengste und tadelsüchtigste Richter keine Beschuldigung wider ihn finden. — So viel von ihrer Lebensart. —

Was ihre kriegerischen Geschäfte betrift, so haben unleugbar beyde Feldherren zu Wasser und zu Lande sich grossen Ruhm erworben. Da aber Cimon, gleichsam wie die Fechter, die an einem Tage im Ringen, und in den andern Kampfspielen den Preis erhalten, und sonderbare Sieger *) pflegen

*) ἐϑει τινι παραδοξονικας καλȣσιν. Diese Leseart, welche sich in einigen Mſct. gefunden, hat Reiske in den Text aufgenommen. Die gemeine Leseart ἐϑει τινι παραδοξω νικας, giebt keinen rechten Sinn, der dem Sprachgebrauche angemessen wäre, und wird auch durch keine Stelle eines Schriftstellers bestätigt. Dacier

genannt zu werden, durch ein Seetreffen und eine Schlacht zu Lande an einem Tage, Griechenland mit einem doppelten Siegeskranze schmückte, so hat er billig im kriegerischen Ruhme einen gewissen Vorzug vor dem Lucullus. Und Lucullus erhielt von seinem Vaterlande, Cimon aber gab seinem Vaterlande die Obergewalt im Kriege. Rom hatte schon die Herrschaft über die Bundesgenossen, und Lucullus erwarb die über die Feinde noch dazu. Athen stand unter der Aufsicht der Bundesgenossen, und Cimon erwarb der Stadt die Oberherrschaft über die Bundesgenossen und über die Feinde dazu. Denn er zwang die Perser, nach seinen Siegen, sich ganz aus dem Meere zu entfernen, und brachte die Lacedämonier dahin, die Oberaufsicht im Kriege den Atheniensern zu überlassen.

In Absicht dessen, was man für das vornehmste bey einem Feldherrn achtet, sich Gehorsam und Liebe zu erwerben, so wurde Lucullus von seinen Soldaten verachtet, und Cimon sogar von den Bundesgenossen verehrt. Jenen verliessen seine eigene Soldaten: zu diesem kamen noch fremde hinzu. Jener war mit einer Armee aus Rom marschirt, und kam ohne sie wieder zurück. Dieser aber kam mit denenjenigen, mit welchen er abgeschickt war, um unter fremden Befehlen zu stehen, wieder zurück, und gab nun selbst den andern Fremden Befehle, nachdem er drey der schwersten Dinge zu Stande gebracht hatte, den Frieden mit den Feinden, die Ober=

schlägt vor, περιοδονίκας zu lesen, welches aber nicht Beyfall verdient.

herrschaft über die Bundesgenossen, und die Freundschaft mit den Lacedämoniern.

Beyde Feldherren hatten den Endzweck, grosse Reiche zu zerstören, und ganz Asien sich zu unterwerfen; aber beyde erreichten ihren Endzweck nicht. Cimon wurde bloß durch das Schicksal davon abgehalten, denn er starb als Feldherr und als Sieger. Den Lucullus aber kann man nicht wohl von aller eigenen Schuld dabey frey sprechen, er mag nun die Beschwerden und unruhigen Bewegungen seiner Truppen, die nachher einen so großen Haß auf ihn warfen, entweder nicht gewußt oder nicht gestillt haben.

Vielleicht hat auch hierinnen Cimon mit dem Lucullus etwas gemein. Denn er wurde auch von seinen Mitbürgern vor Gerichte angeklagt, und endlich durch den Ostracismus aus Athen verwiesen, damit die Athenienser, wie Plato sagt, zehn Jahre lang seine Stimme nicht hören möchten. Denn die aristokratisch gesinnten Genien können sich selten durch etwas Beyfall bey dem gemeinen Volke erwerben und ihnen gefällig werden, und müssen öfters gewaltsame Mittel brauchen, um den verkehrten Sinn desselben wieder zurechte zu bringen, so wie die Aerzte, wenn sie verrenkte Glieder wieder einrenken, und strenge Binden anlegen. — Vielleicht können also beyde Feldherren in diesem Puncte entschuldigt werden.

Lucullus eroberte in Asien viel weiter herein als Cimon. Er war der erste, der mit einer römischen Armee über den Taurus gieng, und den Tigris passirte. Er zerstörte die Residenzen der asiatischen Könige vor ihren Augen. Er eroberte und verheerte

Tigranocerta, Kabira, Sinope und Nisibis. Er unterwarf der römischen Herrschaft die Länder bis nach Phasis gegen Mitternacht zu, bis nach Meden gegen Morgen zu, und gegen Mittag zu durch die Ergebenheit der arabischen Könige, bis an das rothe Meer. Er vernichtete die Kriegsmacht der asiatischen Könige, und es fehlte ihm nichts, als daß er sich auch ihrer Personen bemächtigte, die wie wilde Thiere in Wüsteneyen und unwegsame Wälder flüchteten. Ein grosser Beweis von dem Vorzuge, den Lucullus hierinnen vor dem Cimon hatte, sind nachfolgende Begebenheiten. Die Perser stellten sich bald wieder den Griechen entgegen, als wenn sie keinen grossen Verlust durch den Cimon erlitten hätten, und schlugen auch ein beträchtliches griechisches Heer in Aegypten. Gegen den Tigranes und Mithridates aber war nach den Siegen des Lucullus nicht viel wichtiges mehr zu thun. Der eine war schon so schwach und durch die vorigen Schlachten entkräftet, daß er sich nicht ein einzigmal getraute aus seinem Lager dem Pompejus ins Gesicht zu rücken, sondern nach dem Bosphorus entfloh und dort starb. Und Tigranes warf sich bloß und unbewafnet vor dem Pompejus nieder, und legte sein königliches Diadem ihm zu Füssen, eine Schmeicheley gegen den Pompejus, die er mit etwas machte, das ihm nicht mehr gehörte, denn Lucullus hatte schon sein Diadem bekommen, und mit im Triumphe zu Rom aufgeführt. Er übernahm auch die Zeichen der königlichen Würde vom Pompejus wieder mit solchem Danke an, wie einer, der sie vorher verloren hatte. Derjenige ist ein grösserer Feldherr, so wie ein grösserer Fechter,

der seinen Gegner demjenigen, der nach ihm ficht, viel schwächer überläßt.

Ferner hatte es auch Cimon mit der schon geschwächten Macht der Perser zu thun, welche ihren Muth verloren hatten, und schon in grossen Schlachten vom Themistokles, Pausanias, Leotychidas waren geschlagen worden, und er konnte also leicht die Körper derjenigen überwinden, deren Seelen schon alle Munterkeit verloren hatten, und niedergeschlagen waren. Lucullus aber fochte gegen den Tigranes, der schon viele Siege gewonnen und grossen Muth hatte. Hingegen kann auch die Anzahl der Feinde, die sich dem Lucullus entgegen stellten, nicht mit der Menge von Feinden verglichen werden, die Cimon besiegte. — Wenn man daher alles zusammenrechnet, wird es schwer seyn, einem von den beyden Feldherren einen entscheidenden Vorzug zu geben. Zumal da auch die Götter beyden günstig waren, und dem einen, was er für glückliche Thaten verrichten, dem andern, für was er sich in Acht nehmen sollte, andeuteten. So erklärte sie selbst das Urtheil der Götter für tugendhafte und vortrefliche Männer.

Ende des vierten Theils.

Wien,
gedruckt bey B. Ph. Bauer.



